DER DEUTSCHE DIOGENES, ODER DER PHILOSOPH NACH DER...

C ..... F ..... Graf Limburg



Titel Kupfer.



Der deutsche Diogenes,

oder

der Philosoph nach der Mode.

Ein Roman.

Mit Kupfern.

Wien,
bey Johann Georg Edlen von Mößle.
1792.

Vorbericht.

Einem jedem, welcher in der Geschichte bewandert ist, wird ohne Zweifel bekannt seyn, daß die ältern Zeiten mit einem Chor Weltweiser prangten, welche man noch gegenwärtig als Stifter und Grundleger einer Philosophie verehret, die durch ihre Nachfolger immer mehr und mehr ausgebreitet, und aufgekläret worden ist. In der Sternkunde, Physik, und vielen andern Theilen derselben haben es die neuern Gelehrten unendlich weiter gebracht, und

ihre Sätze richtiger bestimmt, so, daß gegen diese die Lehren der Alten nur als Fingerzeige zu einem Wege in den großen Umkreis der philosophischen Welt zu betrachten sind.

Es sey nun, daß der Erfinder einer Sache gemeiniglich mehr geschätzet wird, als der, welcher in jenes umsonst gezogenen Furchen nachschleichet, und den jeder Schritt mit einen gefundenen Perle belohnet — es sey, daß sie die Trockenheit ihrer Lehren mit besserem Zucker zu bestreuen, und ihren Schülern zwischen die Bärte hinein zu streichen wußten; — kurz: man spricht noch immer von ihnen, und ist stolz auf ihre Bekanntschaft. Ganze Battaillone neuerer Philosophen sind schon oft entstanden, und wieder vergessen worden; und dennoch vergißt man die Weltweisen Griechenlands nicht: denn nie werden

Aristoteles, Plato, Sokrates, Diogenes in unserm Andenken ersterben.

Wahrscheinlich ist es, daß diese Alten nicht nur mit bloßem Schulwitze überkalchet, sondern auch mit einem großen Pfunde Mutterwitz von der Mutter Natur begabet waren. Unsre heutigen Gelehrten, wenn sie über die beste Welt disputiren, sagen in einer Stunde wohl zwanzig Mahl bald nego, und bald concedo, und am Ende hat keiner etwas gewonnen. Ein alter Weltweiser sagte weder Eins noch das Andere, ehe er es nicht wohl überlegt hatte; und hatte er es einmahl gesagt, so blieb er dabey, und behauptete seine Grundsätze. Was jene Männer zu damahligen Zeiten zugleich besonders ehrwürdig machte, war wohl die ganz unterscheidende Lebensart, und der gesetzte Wandel.

Sie gingen ihren Lehren gemeiniglich mit gutem Beyspiele vor, und blieben solchen bis an ihr Ende getreu. Unsere heutigen Gelehrten leben ganz anders, und handeln anders, als sie lehren. Der Medicus spricht: Kaffee ist schädlich, ist Gift, und Zucker macht Schärfe; gleichwohl trinkt er ersteren drey Mahl des Tages, und wenn er zu den Patienten gehet, hat er die Säcke mit Zuckerwerk und Makeronen voll gestopft, und spielt aus der Tasche. — Der Jurist lehret das Recht, und thut nicht darnach. Er erforschet es nach allen Subtilitäten, aber bloß nur darum, um es recht genau zu kennen, damit er ihnen gehörig ausweichen, und nie zu nahe kommen möge. — Der Gottesgelehrte hat die Haupthaare seines Nächsten um seine rechte Hand gewickelt, indem er sich mit der linken unter dem

Spruche: „Vergebet, so wird euch auch vergeben werden," den vor Eifer hervor brechenden Schweiß von der Stirne wischet.

Ganz anders waren die alten Weltweisen beschaffen. Diogenes lehrte die Welt verachten. Er selbst stak in einem Fasse, und sein Betragen preßte dem großen und rohen Macedonier selbst Bewunderung aus, dem er alle seine angebothenen Gnaden ausschlug. Sollte denn Griechenland allein sich rühmen können, eine solche Perle in seinem Schmucke gehabt zu haben?

Tritt hervor, volles Deutschland, und zerreiß das Monopolium der Griechen! — auch in deinen Bächen fängt man bisweilen dergleichen Krebse, die nicht alltäglich sind, und hat sie schon öfters gefangen. Auch wir haben Diogene, die auf unsere Zeiten passen, wie

jener auf die seinigen; und so sehr man ihn damahls achtete, so gewiß würde man ihn heut zu Tage in den Narren-thurm einquartieren. Es war noch eine andere Ursache, warum die alten Welt-weisen so geschätzet wurden; nähmlich sie lebten bloß von ihrer Lehre, und waren nicht gezwungen, dabey noch Neben-ämter zu verwalten. Wenn Diogenes in seinem Fasse kein Geld oder Proviant mehr hatte, so trommelte er mit den Füßen an den Boden, und auf dieses Zeichen versorgte man ihn aufs neue.

Der Verfasser.

Inhalt der Kapitel.

außer Dienst, weil er ihm zu höflich ist; doch bekommt er eine Empfehlung von der Mama.

Fünftes Kapitel.

Diogenes wird in die öffentliche Schule geschickt. Eine kleine Bataille mit dem Schullehrer, die aber zum Vortheile des Eleven ausfällt. Der Nachtwächter wird sein zweyter Hofmeister, ist aber in der Erziehung nicht glücklich, und wird mit Prügeln expedirt.

Sechstes Kapitel.

Diogenes wird auf eine fremde Schule geschickt, bekommt aber das Heimweh, und ist so glücklich, es sich heilen zu dürfen.

Siebentes Kapitel.

Diogenes kommt auf eine andere Schule. Er wird verliebt. Es passirt ihm eine lustige Geschichte mit einem Briefe. Eine große Bataille in seines Schullehrers Hause. Er geht wieder von der Schule Sein Vater schreibt an den Schullehrer einen Brief, welchen er nicht an das Fenster stecken darf.

Achtes Kapitel.

Er kommt auf eine andere Schule. Sein Kostherr, ein alter Rath, will seine Frau überzeugen, daß er noch jung sey. Diogenes hat eine Fatalität, und reiset mit der Schubkarrendiligeure wieder nach Hause.

Neuntes Kapitel.

Diogenes kommt wieder auf die erste Schule, setzt die Mathematik fort, und bleibt zwey Jahre bey Euklyds Tüpflein stehen. Er bekommt einen Degen, und probirt ihn an einem Schweine, worüber er brav gepeitschet wird. Es wird Friede. Der Conrector macht ihm eine Oration in lateinischen Versen, und er declamirt sie öffentlich.

Zehntes Kapitel.

Der Schuldirector verliert dadurch; denn des Diogenes Vater hält seinen Sohn für gelehrt, und will ihn auf Universitäten schicken. Er hält eine öffentliche Abschiedsrede, die er aus einem Buche gestohlen hat; der alte Diogenes thut aber dar, daß sein Sohn gar leicht mit dem Autor einerley Gedanken haben könne.

Eilftes Kapitel.

Diogenes ist auf der Universität zu Jena. Er geht aufs Dorf, und ein alter Studiosus lehrt ihn Lerchen essen.

Zwölftes Kapitel.

Diogenes fordert von seinem Lerchenfresser Genugthuung. Ein grimmiges Duell mit einem Gänseflügel, worin er siegt. Es wird ihm garstig mitgespielt, und er muß am Ende die ganze Zeche an den Gastwirth bezahlen.

Dreyzehntes Kapitel.

Diogenes imitirt einen Narren, und tauscht ihm seine Kleider ab, deß der Narr sehr froh ist. Gleichwohl ist der Narr klüger, als Diogenes.

Vierzehntes Kapitel.

Diogenes reitet nach Leipzig auf die Messe, schenkt einem Tyroler Mädchen einen Louisd'or, und prellt sich selbst.

Funfzehntes Kapitel.

Diogenes zieht sich durch Verirung seines Nächsten große Ungelegenheit zu. Er bekommt die Wassersucht. Sein Apotheker zapft ihn an, wird aber übel belohnt.

Sechzehntes Kapitel.

Diogenes treibt Ökonomie, und bringt die Collegia in Ersparung. Er macht sich mit einem Frauenzimmer auf eine sehr feine Art bekannt, und hält einen gelehrten Discours mit ihm.

Siebzehntes Kapitel.

Er hält ein Rendesvous mit seiner schönen Nachbarinn, wird aber dermaßen abgeschreckt, daß er auf ewig genug hat.

Achtzehntes Kapitel.

Diogenes muß von der Universität nach Hause. Ein wunderlicher Prozeß, welchen sein Vater seinem Nachbar, dem Baron Frischling, wegen eines erschossenen Hundes anhängt.

Neunzehntes Kapitel.

Diogenes geht auf Reisen. Sein Vater gibt ihm eine philosophische Lehre auf den Weg. Er schaffet sich einen Reisewagen an, welcher so hoch ist, daß er bey einer gewissen Stadt das Thor nicht passiren kann.

Zwanzigstes Kapitel.

Diogenes wird von der Societät der Gelehrten in

Paris durch eine Deputation zum Mitgliede aufgenommen. Er macht einem Minister seine Aufwartung, und bezeigt sich äußerst galant. Zwey Damen mißgönnen einander seine Bekanntschaft.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hat die Sprache verloren, die ihm sein Kammerdiener wieder gibt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein Selbstgespräch und Pantomime in seinem Zimmer, welche sich aber so tragisch endiget, daß darüber der Ofen eingeschlagen wird.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein philosophisches Gespräch mit seinem Bedienteu.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes macht Visite bey einer Dame. Er erklärt ihr die Philosophie. Das Kammermädchen hat unrecht verstanden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Nachricht, was Anlaß dazu gegeben hat, daß vie-

le Großen im Wagen aus dem Buche lesen. — Er bekommt von seiner Geliebten, der Duchesse d' Arc en Ciel, einen Repuls.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes geräth in Verzweiflung, und will sich entleiben, kann aber mit der Todesart nicht eins werden. — Er macht sich eine Grabschrift und sein Testament. — Der Bildhauer will ihm keinen Leichenstein verfertigen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes steht ganz von dem Vorsatze ab, sich selbst zu vernichten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein kurzes Gespräch mit seinem Bedienten über den Selbstmord.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes wird mit einem Frauenzimmer bekannt, von welchem er ganz ausgezogen wird.

Dreyßigstes Kapitel.

Diogenes hält ein Selbstgespräch, worin er sich beredet, daß es das Frauenzimmer nicht böse gemeinet habe, und entschuldiget es.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes zeigt seine Geschicklichkeit im Gondel- oder Roullettenspiel auf offener Gasse, und macht dadurch alle Kinder rebellisch. — Er macht dem Kanzler die Aufwartung, und dieser bringt ihn mit lauter Complimenten zur Thüre hinaus.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Er geht spazieren, und ist Augenzeuge, wie ein Tieger ein Mädchen mit Haut und Haar auffrißt.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Er begegnet jenem Frauenzimmer, welches ihn ausgezogen hat, und seine Sanftmuth bringt ihm Prügel zuwege.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes läßt einen Doctor kommen, welcher ihm so viel vorschwatzt, daß er sich einbildet, er könne nicht mehr gehen. Er wird durch einen Zufall geheilet.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes dankt seine Domestiken ab, und zieht sich ins Enge.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Der Gastwirth macht dem Diogenes die Rechnung, worüber sich dieser ärgert, und den Wirth zu belehren sucht, daß das Geld nicht dasjenige sey, was uns glücklich mache. Der Wirth behauptet das Gegentheil, und erzählt ihm seine Geschichte.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes lernt in einem Kaffeehause lügen, und bringt es in kurzem sehr weit in dieser Kunst.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes fährt fort zu lügen, hält ein Gespräch mit dem Wirthe und abstrahirt sich selbst zu einem Könige.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes wird mit einer Officierswittwe bekannt, besucht sie, und hält an ihrer Toilette ein philosophisches Gespräch.

Vierzigstes Kapitel.

Diogenes vertrauet dem Hausknecht, während ihm dieser die Stiefeln auszieht, daß er ein Philosoph sey. Der Hausknecht mag keiner werden.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die Officierswittwe Bellefonte reicht dem Diogenes, um seine Standhaftigkeit zu probiren, eine Maulschelle, und er bestehet die Probe.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Diogenes bekommt einen Wechsel, und erfährt, daß man Lügen mit Geld bezahlen müsse.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Das Kammermädchen der Bellefonte kommt zum Philosophen, und entdeckt ihm wichtige Sachen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Die Dame Bellefonte wird Bürginn für alle Schulden des Philosophen, und gibt ihm ein Zimmer in ihrem Quartiere.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Die Dame bestiehlt ihn in Gestalt eines Gespenstes, und jagt ihn aus dem Hause. Er hält das Letztere für eine neue Liebesprobe, wird aber endlich seinen Irrthum gewahr.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Diogenes spielt Pharo, und sprengt die Bank,

worauf er nach England geht, und mit einer Parlamentsräthinn bekannt wird. Er hat einen Nebenbuhler, und duellirt sich mit ihm auf Schwefelrauch, wo er den Sieg davon trägt.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Die Parlamentsräthinn verreiset ins Bad. Die Verwechslung zweyer Briefaddressen will großes Unheil nach sich ziehen, welches aber der Badedoctor verhindert.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Der Parlamentsrath läßt den Philosophen prügeln, welcher sich selbst philosophisch beweiset, daß das Prügeln gar nichts heiße, und eine eitle Ceremonie sey.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Diogenes hat wenig Geld mehr, und prellt sich selbst bey einem Tracteur. Er erhält wieder Nachricht von der Parlamentsräthinn. Ihr Kammermädchen spielt einen verzweifelten Streich.

Funfzigstes Kapitel.

Ein langes Kapitel. Zusammenkunft des Diogenes mit der Parlamentsräthinn. Sie nehmen Ab-

schied, und Diogenes wird Officier. Es geht ein gewaltiger Irrthum vor. Man verkauft ihm Pulver, welches fest machen soll, wovon er sehr heftig laxiren muß.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Diogenes geht vor den Feind, und schneidet sich Löcher in den Hut, worauf er zum Capitäne avanciret. Seine Poltronnerie wird entdeckt, und er muß quittiren.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Diogenes will einem Mädchen die Liebe eingeben, und das Ungefähr bringt ihm eine Sau ins Spiel, die ihm nebst ihren Ferkeln einen Besuch abstattet. — Er reiset nach Hause zu seinem Vater.

Der
deutsche Diogenes.

Erstes Kapitel.

Stand und Geburtsort des Diogenes.

Diogenes war eines Standes, den bereits nicht wenige theils gezieret, theils verunglimpfet haben; wiewohl es eigentlich, wenn man die Sache recht genau betrachten will, niemanden etwas angehet, was für eines er gewesen sey. — Wäre es etwa um das Interesse zu thun? — Mein lieber Autor, was willst du damit sagen? — Wenn ein Tagelöhner Hunger leidet, nun, — das ist ja etwas Allgemeines, und uns schon zur Gewohnheit geworden, so, daß es uns nicht sonderlich zu Herzen geht; geschiehet es aber einer Person von Stande, o da wird unser Mitleiden

rege. — Eben so zittern wir weit mehr bey der Lesung der Nachricht, daß ein Edelmann aus einem guten Hause gehangen worden ist, als wenn wir hören, oder gar sehen, daß dieß strenge Loos einen niederen Menschen getroffen hat.

Da nun also diese Empfindungen zweyerley sind, so haben Sie, meine Herren und Frauen, sehr wenig Genuß an einer Geschichte, wo Stand und Geburtsort des Helden pünctlich angezeiget ist; hingegen bey ungewissen Sachen können Sie selbst Schöpfer und Schöpferinnen seyn. Sie haben viererley Arten vor sich, einen so angenehmen Stoff hinein zu schleifen, wovon Sie sich diejenige wählen können, die Ihrer Einbildungskraft am besten behaget. Stellen Sie sich den Diogenes entweder als einen Herrn, oder als einen Bauer, oder als beydes zugleich, oder als keines von beyden vor: ist alles eins für die Bezahlung, und kostet darum keinen Kreuzer mehr. Sie können es also vier Mahl durchlesen, und haben immer eine andere Geschichte, welche Sie sich noch weit lieblicher machen können, wenn Sie etwas abstract dabey denken wollen; — (das heißt, wenn Sie bloßes hartes Commißbrot vor sich haben, und sich bey dessen Käuung vorstellen, als ob Ihnen Speckknödel im Munde zerflössen.) — Das wahre Glück bestehet in der Einbildung; und ist es nicht gescheidter,

Sie suchen sich, und zugleich den Verfasser des Werkes glücklich zu machen, als wenn Sie es nicht thun? — —

Aus eben diesen Ursachen wird es genug seyn, zu sagen, daß Diogenes aus einem Orte her war, ohne daß es da stehet, aus was für einem. Er lag in Deutschland. Ein wahrer Philosoph sollte eigentlich in einem Fasse wohnen; dieß that der unsere nicht leiblicher, wohl aber geistlicher Weise; nur mit dem Unterschiede, daß das des alten Diogenes ein Weinfaß, das des neuen aber ein Bierfaß war; — daß jener im Weinfasse, das Bierfaß hingegen in diesem lebte, und er deßwegen niemanden bitten durfte, ihm aus der Sonne zu treten.

Zweytes Kapitel.

Des Diogenes Erziehung.

Diogenes wurde sehr gut erzogen, und zwar seiner zukünftigen Bestimmung vollkommen gemäß. Naturforscher der neuern Zeiten haben genugsam erwiesen, daß es nicht gut sey, wenn man Kinder mit Muttermilch tränke, als welche zu viel Phlegma mit sich führe, und meistens von irdischen Theilen zusammen gesetzet sey; — daß dergleichen Kinder grob und

einfältig würden. — Dieses hatte sich seine Mutter so fest in die Gedanken gefaßt, daß er also auch keinen Tropfen bekam, und also mit bloßem Wasser getränket wurde, welchem er dann in der Folge all seinen Geist zu verdanken hatte.

Ohne daß sich etwas besonders Merkwürdiges mit ihm zugetragen hätte, wurde er nach gerade sieben Jahre alt, und dem Vater mußte nunmehr daran gelegen seyn, ihn zu bilden. Ehe man Kinder mit Numeriren und Auswendiglernen plaget, soll man sich bemühen, durch angenehme, für sie interessante Historien ihr Gedächtniß zu schärfen, wodurch sie allgemach zu den Wissenschaften vorbereitet werden. Es war ein Drechslergeselle in der Nachbarschaft, der den Ruhm hatte, daß er die besten und kürzweiligsten Historien erzählen konnte. Er hatte sich neben seinem Handwerke ganz auf dieses Fach verwendet, und es so weit gebracht, daß man ihn in der Menge seiner Mährchen unerschöpflich nennen konnte, und es trug ihm auch etwas ein; denn Sonntags, wenn die Gesellen auf der Herberge zusammen kamen, legte jeder von ihnen etliche Pfennige auf einen Teller, welches bisweilen eine ganz kleine Summe ausmachte, wofür dieser historische Geselle den ganzen Abend in einem forterzählen mußte. Da ihm über dieß von vielem Plaudern der Hals trocken wurde,

so stand ihm frey, zur Anfeuchtung, mit Kosten der Übrigen so viel Bier zu trinken, als er wollte, womit er dann auch sein historisches Rad fleißig benetzte.

Diesen geschickten Menschen erwählte sich also der Vater des Diogenes, damit er ihn zu höheren Wissenschaften vorbereiten sollte. Er erhielt ein anständiges Monathgeld und freyen Trunk, wofür er nunmehr den Knaben nach allen seinen Kräften unterhalten mußte. Er fing nunmehr seine Vorsagungen an: Geschichten von verwünschten Prinzessinnen, von Hexen und Hexenmeistern in Gestalt schwarzer Katzen, von großen unterirdischen Schätzen, die der Satan bewachet hatte, von Geistern und Gespenstern, die einem aufgehucket waren, von der weißen Frau, dem wüthenden Heere, dem Mann, der den Kopf unter dem Arme trug, von Todten, die wieder zurück gekommen, und ihren Verwandten erschienen waren, und vom Teufel, wie er einen gehohlet, einem andern aber das Genick gebrochen, oder den Hals umgedrehet hatte, und von bösen Wald- Moos- und Wassermännchen — dergleichen Geschichten gab es in Menge.

Nicht selten saß seine getreue Mutter mit ihrem Strickbeutel daneben, und gab dem Professor Beyfall, oder bekräftigte seine Erzählungen damit, daß sie behauptete, dieses und jenes selbst mit eigenen Augen gesehen und er-

fahren zu haben. Ob nun gleich der kleine Diogenes gar bald eine solche Furcht vor Gespenstern bekam, daß er nicht mehr allein schlafen wollte, und ehe noch das Abendgebeth geläutet wurde, nicht mehr über das dunkele Vorhaus ging, und lieber (mit Erlaubniß zu reden) in seine Hosen machte, als auf den dunkeln und entlegenen Abtritt ging; so war doch auf der andern Seite sehr viel damit gewonnen: denn das Kind saß stille, wurde fromm, bethete alle Mahl, so oft es allein war, sein Vater unser, und machte ein Kreuz; und dann bekam es in kurzem eine so starke Einbildungskraft, daß es nicht selten ein Schnupftuch, welches zum Trocknen auf der Stange hing, und im Wind flatterte, für einen wiederkommenden Verstorbenen ersah, der das Leichentuch über dem Kopfe hatte, und davor unter ängstlichem Geschreye davon lief; und ein so ausgebreitetes Gedächtniß, daß es jeden Ort und Kreuzweg, wo es nicht sicher war, und spukte, und jeden Geist nach seiner Bestimmung benennen, und seine ganze Garderobe auf ein Haar beschreiben konnte.

Da der Knabe so sehr viel von Hexen wußte, und ihm bekannt war, daß gemeiniglich nur alte Weiber diese Charge bekleideten, so bekam er sehr zeitlich einen Haß gegen dieselben, und man darf sich daher nicht im mindesten verwundern, wenn er sich in

der Folge aus erst berührter Ursache desto mehr an junge Weiber und Mädchen, als den richtigsten Gegensatz von jenen, hielt.

Im Grunde haben alle diejenigen Unrecht, welche alte Weiber mit hervor ragendem Kinn und triefenden Augen für Hexen halten; und wenn sie deßwegen junge Weibspersonen lieber sehen, so sind sie eben so zu betrachten, wie jene feine Schwaben, die, um vor dem Regen sicher zu seyn, sich bis an den Hals in's Wasser gestellet haben; denn heutiges Tages bezaubern junge, schöne Geschöpfe am allermeisten, und es ist schwer zu glauben, daß irgend ein Capuziner oder ein Franciscaner, wenn er auch der geschickteste Beschwörer seyn sollte, einen Zauberknoten, den eine dergleichen schöne Zauberinn geknüpfet hat, aufzulösen im Stande seyn möchte.

Drittes Kapitel.

Diogenes wirft in seines Nachbars Hause die Fenster ein, und gibt noch andere Merkmahle eines Genies von sich; der Vater ist so klug, daß er dem Sohne seine Jugendstückchen erzählet.

Das alte deutsche Sprichwort sagt: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bey Zeiten; und was eine Nessel bleiben will, kommt auch

bey Zeiten. Diogenes Vater fiel ein, daß es gar nichts sey, wenn ein junger Mensch nicht Leibesübungen vornähme. Es war aber in diesem kleinen Städtchen weder ein Tanz= noch irgend ein anderer Meister zu haben, der in diese Classe gehöret, und der gute Alte hatte selbst in seiner Jugend so wenig von diesen Exercitien begriffen, daß er sie bloß dem Nahmen nach kannte. Wenig genug also; und deßwegen getraute er sich nicht, den Unterricht seines Sohnes selbst auf sich zu nehmen.

Doch es fiel ihm bald etwas Anderes ein, das diesen Mangel, seiner Meinung nach, ersetzen sollte. Er lehrte also den Knaben mit Steinen nach dem Ziele werfen, und kaufte alle alten Töpfe nnd Schüsseln zusammen, die er nach der Reihe auf eingeschlagene Pfähle stellte, und der Knabe Stück für Stück herab kanonirte, worauf er eine ordentliche Belohnung aussetzte.

Diogenes brachte es darin in Kurzem zu einer Fertigkeit. Er traf sehr bald Hühner und Gänse, und warf sie nicht allein so stark, daß die Federn davon flogen, sondern auch sogar bisweilen eine liegen blieb, und nicht mehr aufstand. Eines Tages fielen ihm etliche Fenster ins Gesicht, die an dem Hause seines gegen über wohnenden Nachbars waren; und da er eben keine alte Töpfe mehr hatte, gerieth er durch diesen einladenden Anblick in Versuchung,

sich mit Steinen daran zu ergetzen. Der Nachbar war eben ausgegangen, und dieß hatte er beobachtet, und wurde dadurch noch mehr gereizet, weil er sich nun vollkommen sicher dachte. Gleichwohl überlegte er, daß er nicht recht daran thun, und sich Verdrießlichkeiten zuziehen würde; allein er fing an zu philosophiren, und dieß brachte ihn bald wieder auf die erste Meynung zurück.

„In diesem Augenblicke," sagte er zu sich selbst, „stehen verschiedene Sachen und Personen auf dem Platze, die sich zum Theile einander durchkreuzen, und ich nun aus einander setzen muß: ich, mein Vater, meine Mutter, mein Vergnügen, der Nachbar, und seine alten Fenster. — Ich bin der Sohn eines großen Mannes, und das Meiste von dem, was ich bisher gethan habe, ist recht gewesen. Mein Vater ist ein kernguter Mann, und meine Mutter die Liebe selbst; der Nachbar — ist nicht zu Hause; seine Fenster reizen mich, und ich bin schon voll Entzücken, bey dem Gedanken, bey der Vorstellung, wie prächtig die rostigen Scheiben klingen würden, wenn sie eine nach der andern durch einen Kieselstein getrennt werden sollten. Endlich mein Vergnügen — o das ist weit stärker und mächtiger, als ich, und ganz hänge ich von selbigem ab. Bekam ich letzthin keine Schläge, als ich der Köchinn die Haare verbrannte, so wird es auch dieß Mahl das Leben nicht kosten."

Er suchte sich also geschwinde eine Anzahl Steine zusammen, und fing seine Bombardirung an. Es währte nicht lange, so hatte er über die Hälfte der Fensterscheiben zertrümmert, und würde seine Übung noch weiter fortgesetzet haben, wenn nicht eben der Nachbar nach Hause gekommen wäre. Das scheltende Geschrey dieses Mannes brachte seine Artillerie sogleich zum Schweigen, und Diogenes wurde noch in derselben Stunde bey seinem Vater verklaget. Dieser nahm sogleich den Schaden in Augenschein. Als er ihn betrachtet hatte, fing er an herzlich zu lachen, und rief aus: „O du braver Junge — denkst du noch an deinen Vater? Ich will es dir vergelten.„ — Nach diesen Worten bezahlte er den Nachbar mit barer Münze, und entließ ihn in Gnaden.

Man muß wissen, daß des guten Alten Nahmenstag eben auf den folgenden Tag fiel. Er hieß Anton. Da nun an einem Flügel die Scheiben in derselbigen Ordnung entzwey waren, daß die Löcher ein lateinisches A formirten, so glaubte er, Diogenes habe geflissentlich also gezielet, um ihm dadurch eine Ehre zu erweisen. Er rief seinen Sohn auf der Stelle. „Liebster Diogenes" fing er an: „du hast mir eine Ehre angethan, uud ich danke dir von Herzen." — „Was für eine, gnädiger Papa? — ich weiß von nichts." — „Dein Angebinde, lieber Sohn! — Ich habe schon gesehen, daß du meinen Nah-

men in des Nachbars Fenster geworfen hast — das lateinische A. — Läugne mir es nicht, oder ich werde böse auf dich. — Gutes Kind! Gott vergelte dirs." —

Er führte ihn sogleich dahin, und der Knabe sah, daß fünf zerworfene Fensterscheiben wirklich ein lateinisches Versal A ausmachten, und die sechste anstatt des Querstriches in der Mitte diente. — „Nicht wahr, lieber Junge? fuhr der Vater fort: „jetzt kannst du mir deinen Spaß nicht mehr abläugnen? — ja, ja, du hast mich überrascht ganz unerwartet überrascht, und noch dazu mit einer Naivität, die ergetzen muß, bey welcher du nur allzu deutlich das unermeßliche Genie verräthst, welches in dir verborgen liegt. — Eine Gabe der Natur! — Doch du müßtest ja nicht mein Sohn seyn, wenn du nicht geschickt wärest, und es trifft hier das alte Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit von dem Stamm, — auf ein Haar zu. — Ich war es auch schon in der frühesten Jugend."

„Komm, setze dich zu mir nieder!" sagte er weiter, und zog ihn auf eine Bank. „Weil ich einmahl von meinen Künsten zu reden angefangen habe, so will ich dir jetzt ein und anderes erzählen, was dir gewiß nicht übel gefallen wird. Schon in meinem sechsten Jahre konnte ich das Fenstereinwerfen so gut, als du es jetzt kannst. Im siebenten traf ich jeden reifen Apfel am Baume; auch konnte ich mit ei-

nem Prügel so geschickt auf einen vollen Kirschbaum werfen, daß, wenn ich halbwege ankam, wenigstens etliche hundert auf einMahl herab fallen mußten; auch klimmte ich schon auf ziemlich hohe Tannen, und nahm Vogelnester aus. Im achten Jahre lernte ich Tabakrauchen, und Brantwein trinken. Im neunten Jahre lernte ich fluchen und ein Bißchen lügen, so viel man ins Haus brauchet, — auch (was du mir aber nicht nachmachen mußt) etwas Weniges caressiren, welches mir meiner Mutter Stubenmädchen beybrachte.

„Im zehnten Jahre lernte ich Tabak schnupfen; auch hatte ich es im Essen schon so weit gebracht, daß es mir gar nicht sauer wurde, ein Paar alte Hühner, zwey Pfund Rindfleisch, um einen Groschen Brot, und oben darauf sechs große Bratwürste in einem Sitze zu verzehren. Wenn es meine Mutter sah, so sagte sie immer: Gesegne es dir Gott, mein lieber Sohn! O was gäbe ich darum, wenn ich deinen Appetit hätte! — In meinen jungen Jahren, als ich noch Fräulein war, da legte ich auch keinen Spott auf Essen und Trinken; da waren mir drey gefüllte Tauben, und ein Paar große Leberwürste nur gepfiffen; allein leider! jetzt kann ich es nicht mehr; doch empfinde ich immer eine sehr große Freude, wenn ich jemanden, und besonders dich, meinen Sohn, so schroten sehe." —

„Im eilften Jahre perfectionirte ich mich noch mehr, so, daß ich mit funfzehn Jahren einen ganzen kälbernen Schlägel ohne alle Beschwerlichkeit zu mir nahm. Ich konnte nunmehr auf Stelzen gehen, durch den Finger pfeifen, mit der Peitsche schnalzen, sechs Ellen weit von mir weg spucken, allerhand Grimassen mit dem Gesicht schneiden, wie ein Hahn krähen, wie ein Hund bellen, wie ein Schwein grunzen, wie eine Wachtel schlagen, wie ein Pferd wiehern; und was das Allerlustigste war, ich machte das Geschrey raufender Katzen so geschickt und natürlich nach, daß die Hunde sehr oft in vollen Sprüngen herbey kamen, um sich darunter zu mengen."

„Nach und nach lernte ich auch spielen, und deutsch Solo und das so genannte Saunickeln verstand ich aus der Kunst, und wie ich älter wurde, war ich auch bald im Stande, zehn bis zwölf Maß Bier zu Leibe zu nehmen, ohne daß mir dabey übel geworden wäre. Man nannte mich wegen der Mannigfaltigkeit meiner Künste nur den wundervollen Jüngling, und jedermann bewunderte mich deßwegen, als ein Genie von der ersten Classe, und gratulirte darüber meinem Vater in den erhabensten und herzbrechendsten Ausdrücken, worauf er sich auch nicht wenig zu Gute that, sogar vor Freude weinte; — und du wirst wohl einsehen, daß er es auch Ursache hatte." —

Er dankte jetzt seinem Sohne nochmahls für die Ehre mit dem Fenstereinwerfen, und Diogenes, da er merkte, daß seinem Vater so viel daran gelegen war, gestand endlich ein, daß es absichtlich geschehen wäre, wofür er einen großen Thaler zum Geschenke erhielt, welchen er einst in Zuckerbrote verschmauste, wiewohl er das Wenigste davon genoß, indem er es gemeiniglich durch eine Magd hohlen ließ, die eben auch eine Freundinn vor einem guten Bissen war, und immer ihren Zoll davon nahm, der etwas mehr als den gewöhnlichen Zehend ausmachen mochte.

Viertes Kapitel.

Der alte Diogenes setzt den Hofmeister seines Sohnes außer Dienst, weil er ihm zu höflich ist; doch bekommt er Empfehlung von der Mama.

Diogenes hatte bisher einen Hofmeister gehabt, der aber nunmehr expediret wurde. Die Ursache war folgende: er hatte auf der Universität Leipzig sechs Jahre lang studieret, wo er ansehnliche Stipendien genossen hatte, die ihm seine Erhaltung ausmachten. Er war daher sehr oft in die Gesellschaft gelehrter Professoren gezogen worden, hatte auch Zutritt in den vornehmsten Kaufmannshäusern gehabt. Er hatte

von solchen einen Ton angenommen, den man mit einem Worte Artigkeit nennet, und nach der Hand immer beybehalten. Diogenes Vater war nichts weniger als höflich — wirklich ein sackgrober Kerl, der Flegeley Natürlichkeit, Biederkeit, und ungezwungenes Wesen nannte. Er haßte alle Arten von Complimenten, und wußte sich sehr viel darauf, daß er ein Deutscher war fest überzeugt, daß sich der Nahme eines Deutschen gar nicht zu Reverenzen schicke. Man kann daher leicht erachten, daß sich auch sein Hofmeister nicht für ihn geschickt haben müsse, und er sagte es auch selbst, daß er ihm viel zu höflich sey.

Er hatte sich dieserwegen einige Mahl mit ihm gezanket, und zu schimpfen angefangen, bloß, damit er ihn auch gegen sich gröber machen wollte; aber der Hofmeister hatte es immer mit stoischer Gelassenheit übertragen, und alle diese Pfeile von sich abprellen lassen. Da der gute redliche deutsche Herr sah, daß alle seine Correction vergebens war, gab er ihm endlich den Abschied, und zwar mit nachfoldem Atteſtate.

„Und da Vorzeiger dieses, der hoch- und wohlgelehrte Herr Hanns Nickel Rosenhonig, Candidat der Gottesgelehrtheit, und Magister der Weltweisheit, in meinem Hause durch sechs und funfzig Wochen als Hofmeister in Diensten gestanden, ich aber solcheu, weil er durch seine

französischen Complimente mich und die Meinigen beynahe massacriret hat, nicht länger behalten können; so habe ich ihm auf sein Begehren diesen Abschied ausfertigen lassen. Da er sich übrigens jederzeit treu und redlich betragen hat, so kann ich nicht umhin ihm zu wünschen, daß er bald einen guten Dienst bekommen möge, wo man über seine Kratzfüße eine Freude hat. Da sich aber dieser Fall nicht so geschwinde ereignen dürfte, so wird jedermann von mir dienstfreundlich ersucht, ihn bis dahin frey und ungehindert paß- und repassiren zu lassen. Doch, wer nicht will, kanns bleiben lassen."

N. N.

NB. Er macht auch Verse, und singt wie ein Kanarienvogel.

Man muß wissen, daß der alte Herr alle seine Briefe und Expeditionen mit **und da** anzufangen gewohnt war; deßwegen hatte er auch diesen Abschied so angefangen. Der Hofmeister fand sich dadurch nicht im geringsten beleidiget, welches ganz sonderbar war. Er steckte das Papier mit Freuden in den Sack, und sagte noch, daß es ihm vielmehr eine Beleidigung gewesen seyn würde, wenn er ihn gelobet hätte. Hierin war Herr Rosenhonig wirklich einer ganz besondern Meinung, daß er das Lob eines so angesehenen Mannes, wie der alte Diogenes war, für Schande hielt.

Doch er war Philosoph, und es ist ja bekannt, daß diese Secite von Creaturen öfters widersinnig handelt, und Sachen statuirt, die ganz wider die gesunde Vernunft schreyen.

Herr Rosenhonig war bloß bey der Mutter des Diogenes beliebt, und stand da desto mehr in Ansehen, je weniger ihn ihr Herr Gemahl achtete. Hauptsächlich mochte wohl diese Zuneigung daher kommen, weil er etwas von Toilettenordnung und der kleinen Putzwäsche verstand, welche Kenntnisse er dem Umgange der schönen Leipzigerinnen zu verdanken hatte, und die ihm vortrefflich zu Statten kamen. Sie würde ihn deßwegen ohne Zweifel ganz allein für sich noch beybehalten haben; doch sie ergab sich in den Willen ihres Gemahls, und da der Weltweise abreiste, begleitete sie ihn in ihrem Wagen bis auf die zweyte Station, wo sie mit Thräuen in den Augen von ihm Abschied nahm. Zwar war sie ein Bißchen neidisch; dennoch that sie noch mehr für ihn, als man vermuthen sollte, und empfahl ihn einer ihrer besten Freundinnen; und weil er sich auch in diese sehr gut zu schicken wußte, so brachte er es bald so weit, daß er nicht allein eine einträgliche Kirchenstelle, sondern noch über dieß eine lebenslängliche Leibrente davon trug.

Fünftes Kapitel.

Diogenes wird in die öffentliche Schule geschickt. Eine kleine Battaille mit dem Schullehrer, die aber zum Vortheile des Eleven ausfällt. Der Nachtwächter wird sein zweyter Hofmeister, ist aber in der Erziehung nicht glücklich, und wird mit Prügeln expedirt.

Der gute Junge hatte also keinen Hofmeister mehr. Zwar glaubte der Alte seine Stelle durch einen Nachtwächter zu ersetzen, welcher erst aus k. preußischen Diensten desertirt war. „Dieser Mann," sagte er, „hat etwas in der Welt versucht., sich manchen rauhen Wind unter die Nase gehen lassen, ja sogar Pulverdampf gerochen, und Vierundzwanzigpfünder um seine Ohren sausen gehört. Bis Dato kann er noch sein Gewehr mit vieler Grace präsentiren — mit einem Wort: ein Mann voll Erfahrung. — Der ist ja gleich etwas Anderes, als der süße Herr Rosenhonig, der von nichts als Portographie, Ceographie, und dem Musenalmanach zu plaudern, nud übrigens werder Giks, noch Gacks wußte, — über alles das auch so zärtlich war, daß ihn der geringste Tritt, den ich ihm mit meinen Courierstiefeln auf seine Hühneraugen gab, gleich aus aller Contenance brachte, so, daß ich ihm zuletzt noch bald einen Hausgregorius hätte halten müssen, der im-

mer vorräthige Pflaster in Bereitschaft gehabt hätte. Aber Polterndorfer ist ganz anderer Complixion. Er hat Kräfte wie ein Bär, singt über eine Nachtigall, und grölzet zugleich einen so schönen Baß, daß die ganze Natur davon erzittern möchte; und dann läßt er keinen Spaß mit sich treiben, und kann seinen Stiefel vertragen. Das lateinische Sprichwort sagt: Von großen Ochsen lernt der kleine das Ackern. Wenn nun dieses wahr ist, so habe ich Hoffnung, daß Diogenes sich völlig nach ihm bilden wird; und thut er das, so darf ich mich gar nicht fürchten, daß ich auch in der größten Gesellschaft keine Ehre mit ihm aufheben sollte; denn Polterndorfer hat es so weit gebracht, daß selbst unser Amtsbüttel am ersten nach dem Schabasdeckel greift, wenn er ihm begegnet, ob er gleich vor Gericht, oder bey Processionen immer die rechte Hand vor ihm hat. Alles dieses nicht gerechnet, habe ich noch ökonomischen Vortheil bey der Sache, indem er ohne dieß schon von der Gemeinde besoldet wird, und ich ihm bloß eine Zulage geben, und nicht mit an meinem Tisch essen lassen darf."

„Ich habe mich oft bey Tische über ihn geärgert. Wenn wir Forellen hatten, nahm er sich allezeit eine große heraus, und von Gänsen oder Kapaunen wählte er sich immer den Hintern, welche just meine Leibstückchen waren. Wenn ich auch die Schüssel verdrehte, so griff

er doch auf die andere Seite hinüber. Ich gab es ihm oft zu verstehen, indem ich anfing: Sirach sagt: Nimm was vor dir liegt. — Dennoch that er's nicht. Ich sagte ihm, daß die kleinen Forellen weit besser, als die großen, wären, indem diese ein zu grobes Fleisch hätten — daß der Hintere an einem Kapaun das Schlechteste wäre; und dennoch nahm er es, und sagte, daß er nicht so delicat gewöhnet sey. Herr! erwähnte ich oft; lassen Sie doch diese Knaupeley für die Hunde — sie werden ja einen Proceß mit Ihnen anfangen! und doch blieb er dabey, und wendete ein, daß er gern knaupele, und dieß für ihn gut genug sey. So kam ich denn alle Mahl darum, ich mochte es anstellen, wie ich wollte, bis ich endlich befohl, daß man alle Hinteren in der Küche behalten, und mir so lange aufheben sollte, bis Rosenhonig Schule hielt."

„Ferner konnte ich ihn nicht zu der mindesten Arbeit brauchen. Er wußte nicht einmahl, wie man ein Pferd striegeln sollte, und eben so wenig verstand er vom Frisiren und Barbiren; da ich doch im Gegentheil weiß, daß des Kammerjunkers von Krautwitz Hofmeister der jüngsten Fräulein im vergangenen Winter aus ihres Vaters Chapeaubashut ein Paar schöne Filzschuhe gemacht hat, die sie noch bis Dato im Hause trägt.

Polterndorfer bekam also die Aufsicht über den

jungen Diogenes. Er war den Tag über meistens im Hause; Abends aber hing er sein Horn um, und rief die Stunden, wie gewöhnlich.

Er hätte gewünschet, daß ihn sein Eleve in den nächtlichen Zügen bisweilen begleitet hätte; allein er konnte es lange nicht dahin bringen, weil sich Diogenes gar zu sehr vor den Gespenstern fürchtete. Endlich gelang es ihm doch, und er ging mit ihm. Polterndorfer hatte sich vorgenommen, ihn diese Nacht über gänzlich von seiner Geisterfurcht zu curiren, wie man ein junges Pferd an das Schießen zu gewöhnen pfleget, indem man es mitten unter Feuer führet, daß es weder vor noch hinter sich kann. Er fing damit an, daß er um eilf Uhr nicht schrie, und als der Bube schlagen hörte, ihn beredete, daß es erst zehn Uhr sey. Unter allerhand lehrreichen Gesprächen und Erzählungen von den Flachsmenschern leitete er ihn bis auf den Kirchhof, ehe daß es Diogenes merkte. Auf ein Mahl fiel ihm ein Hemd in die Augen, welches vermuthlich des Cantors Magd am Tage aufgehangen, und vergessen hatte.

Polterndorfer hatte sich ganz ein anderes Experiment vorgenommen; allein da Diogenes das Hemd erkannte, ihm aber daran gelegen war, es zu stehlen, so mußte er ihn davon abzuwenden suchen, und sagte also, daß dieß wohl kein natürliches Hemd seyn möchte. Kaum hatte der Knabe diese Worte gehört, so kehrte er um,

gab Fersengeld, und lief unter ängstlichem Geschrey so sehr, als wenn ihn der Geist schon verfolgte. Er rannte so lange, bis er an einen Graben kam, in welchen er auch ohne Umstände purzelte. Zum Unglück war dieser Graben ein Ort, in welchen die verschämten Wanderer bisweilen ihre Beinkleider umzukehren pflegten, und Diogenes richtete sich übel zu, blieb aber, weil er ohne dieß ziemlich hart gefallen war, auf der Stelle liegen, und getraute sich nicht mehr, den Kopf in die Höhe zu recken.

Polterndorfer lief ihm nach; da er aber viel zu schwere Stiefeln anhatte, mußte er bald zurück bleiben. Er wußte seinem Leide keinen Rath; endlich hohlte er die Laterne, und suchte seinen Eleven mit Schmerzen aller Orten und Enden, bis er ihn am Ende in der Bescherung liegen fand. Der Knabe war vor Schrecken halb todt. Er nahm ihn auf die Schultern, und trug ihn in sein Häuschen, wo ihn sein Weib Anne Liese, das er aus dem Bette jagte, mit warmem Wasser, und einem Schwamm so gut, als möglich, abwaschen und säubern mußte.

Er brachte ihn in aller Frühe nach Hause, und glaubte seine Sachen recht gut gemachet zu haben; es war aber noch nicht Mittag, so wurde die Geschichte schon ruchtbar, und zwar durch die Geschwätzigkeit der Mutter Anne Liese selbst, welcher es das Herz abgedrücket hätte, wenn sie hätte schweigen sollen. Der alte Diogenes

ließ also den Nachtwächter rufen, und der Büttel mußte ihm fünf und zwanzig wohl abgemessene Streiche mit der Ochsenzehn auf den Rücken geben. Bey dieser Execution konnte man die Wirkung der Eifersucht recht deutlich sehen, die Monsieur Bindfaden über den bisherigen Vorrang, den Polterndorfer bisher gehabt hatte, im Herzen hägte. Er zog beyjc dem Hiebe so entsetzlich auf, als wenn er ihn mitten von einander hauen wollte; dabey verzerrte er sein Gesicht in einen gewissen Mischmasch, von lächelnder Schadenfreude und Zorn, welchen eigentlich nur ein Büttel haben sollte, der sich aber doch im gemeinen Leben leider so ziemlich allgemein auf den größten Theil des Menschengeschlechts verbreitet, daß man schier eine einzige Büttelsfamilie in der Welt zu sehen glauben möchte.

Nachdem Polterndorfer seine Tracht Schläge aufgeladen hatte, erhielt er seinen Abschied, und der junge Diogenes war wieder ohne Aufsicht; damit er sich aber nicht allzu sehr an den Müßiggang gewöhnen möchte, schickte ihn der Vater in die öffentliche Schule. Er kam in die Classe, wo der Cantor Unterricht gab. Dieser war ein guter alter Bekannter des alten Diogenes, und sein Saufbruder; sie hießen einander Du. Da aber der junge Diogenes in der Schule lauter Unfug trieb, und auf Worte wenig achtete, so konnte sich der Lehrer bey aller seiner Freundschaft doch nicht enthalten, ihm eins-

mahls eine Kopfnuß zu geben, die er ziemlich stark fühlte.

Kaum war der Bube zu Hause angekommen, so klagte er diese üble Begegnung seinem Vater. Möglich, daß er an diesem Tage einige verdrießliche Geschäfte gehabt hatte. Kaum hatte der Sohn ausgeredet, so sagte er: „Sage du dem Cantor, er soll dich — — —“ Dieß sagte er auch des andern Tages richtig, als er aus der Schule ging, und entlief über Hals und Kopf. Damit hatte denn sein Studieren auf diesem Platze wieder ein Ende.

Sechstes Kapitel.

Diogenes wird auf eine fremde Schule geschickt, bekommt aber das Heimweh, und ist so glücklich, es sich heilen zu dürfen.

Der alte Diogenes sah nun wohl ein, daß es mit seinem Kinde in der Vaterstadt kein Gut that, und beschloß, ihn an einen andern Ort zu senden. Er hatte Bekanntschaft mit einem Schullehrer in N., und ließ sogleich seinen Wagen anspannen, und fuhr mit dem Knaben dahin, wo er willig, und mit vielen Complimenten aufgenommen wurde. Der alte Diogenes bezahlte gutes Kostgeld, und da der Schullehrer wußte, daß er sich übrigens nicht gern schimpfen

ließ, so fing er auch die Behandlung mit diesem jungen Weltweisen sehr edel an, und distinguirte ihn vor allen andern Schülern. Er ließ ihn nicht mit in die Classe der übrigen gehen, sondern gab ihm Privatunterricht, wobey er ihm manches unschuldige Vergnügen verstattete, worunter im Winter auch ganz natürlich das Eisrutschen und Schneeballenwerfen mit begriffen waren. Übrigens gab er ihm fleißig Romane zu lesen, und Lebensbeschreibungen berühmter Seefahrer, oder Robinsons, worin er es so weit brachte, daß er nach einem halben Jahre verschiedene derselben beynahe auswendig konnte. Der Schullehrer vergaß dabey den Endzweck seines Daseyns nicht, und gab ihm deutsche Lectionen auf, die er ins Lateinische übersetzen mußte; und weil er ziemlich weitläufig schrieb, nähete er sich dazu drey Bogen Papier zusammen, wovon auch nach Verlauf von acht Monathen das erste schon fast ganz voll geschrieben war.

Dieß war denn auch wirklich genug für einen jungen Menschen, und der Schullehrer hatte noch dazu vom alten Diogenes heimliche Instruction erhalten, das Kind nicht allzu sehr mit Lernen anzugreifen, da es das einzige sey, und er es durch solche Anstrengung gar leicht verlieren könnte. Zwar war der Schullehrer ganz anderer Meinung; allein was sollte er thun? Er war doch wenigstens sicher, daß er, wenn

er sich nach den Worten hielt, nicht zur Verantwortung gezogen werden könne. Indessen schickte der alte Herr seinem Sohn eine Flinte, die klein, leicht, und nach Maß seines Alters eingerichtet war; und da der Schullehrer gleichfalls die Jagd liebte, gingen sie nun immer mit einander, wiewohl sie meist nur etliche Sperlinge nach Hause brachten.

Plötzlich bekam Diogenes das Heimweh, wovon man keine Ursache wußte; denn er war schon ziemlich lange von Hause entfernet. Es war nun kein anderes Mittel, als ihn so geschwinde nur möglich wieder zu seinen Ältern zu schicken. Es wurde gleich Extrapost bestellt. Adieu, Monsieur Diogenes! und nach einer kurzen Reise fühlte er sich wieder von seinem Vater umarmt, und von der Mutter geliebkoset.

Siebentes Kapitel.

Diogenes kommt auf eine andere Schule. Er wird verliebt. Es passirt ihm eine lustige Geschichte mit einem Briefe. Eine große Bataille in seines Schullehrers Hause. Er geht wieder von der Schule. Sein Vater schreibt an den Schullehrer einen Brief, welchen er nicht an das Fenster stecken darf.

Nachdem er sein Herz an der Mutter Busen wieder in etwas ausgewärmet hatte, führte ihn

der Vater aufs neue an einen andern Ort zur Schule, und begleitete ihn zum Rector derselben. Der Rector fragte sogleich, in welche Classe er ihn wohl setzen sollte. „In welche Sie ihn schicklich glauben," erwiederte der Vater, und drückte ihm bey diesen Worten einen alten Thaler in die Hand. Der Rector verbeugte sich sehr tief. „Es ist Gebrauch bey uns," fuhr er fort, „jeden neuen Ankömmling erst zu examiniren; ich will aber gleich damit fertig seyn." Er zog nun gleich den Cornelius Nepos, welcher das Schulbuch der vierten Classe von unten hinauf war, aus seiner Bibliothek, welchen er exponiren mußte. Es ging sehr gut damit; denn was Diogenes nicht wußte, das sagte der Rector. Da nun der junge Mensch auf diese Art gut verstanden hatte, kam er sogleich in diese Classe, worüber sich der Alte nicht wenig freuete, und dem vorigen Schullehrer vieles Lob beylegte, als welcher ihn, wie er glaubte, hierzu vorbereitet hätte.

Zu dem nähmlichen Schullehrer, welcher die Classe unter sich hatte, in die Diogenes gekommen war, kam er auch in die Kost. Er fand da noch einige Kameraden, und man hoffte, daß er eben aus dieser Ursache kein Heimweh mehr bekommen sollte. Der Schullehrer und seine Ehegattinn waren noch junge Leute, und die Frau Schullehrerinn sang bisweilen die schönsten Chambreliedchen von der Liebe des Näch-

sten, wenn ihr Mann nicht zu Hause war, und Diogenes begriff sie so bald, daß er sie öfters secundirte, und mit ihr zugleich sang. Man muß wissen, daß Mann und Frau geizig waren; deßwegen war auch ihr Tisch ziemlich schlecht eingerichtet: und da sie einen Garten hatten, mußten sich die Kostgänger Abends meistens mit einer großen Schüssel voll Salat abspeisen lassen, der mit wenig Essig zubereitet war, Öhl aber gar nicht empfing.

Da eines Tages Diogenes auf den Boden des Hauses stieg, erblickte er über etliche Dächer weg in einem Hofe ein Mädchen, welches ziemlich hübsch von Gesicht, und wohl gewachsen war. Er fing Liebe gegen sie, ohne daß er noch recht wußte, was Liebe war, und diese gab ihm ein, sich gegen sie zu erklären. Er glaubte, es sey schon damit geschehen, wenn er ihr sagte, daß sie schön sey, und ihm gefalle. Sie begegnete ihm eines Morgens, als er eben in die Schule gehen wollte, auf der Gasse, und gleich gedachte er seine Worte anzubringen; aber da sie ihm näher kam, verstummte er bey der ersten Sylbe, und ließ sie vorüber gehen.

Er war bey diesem Rencontre so außer sich, daß ihm die Bücher, die er unter dem Arme trug, in den Koth fielen, und da er in die Schule kam, wurd' ihms noch ärger; das Mädchen hüpfte ihm auf jeder Zeile herum, und er brachte nichts zu Stande. Er war auf sich selbst un-

gehalten, daß er verstummet war; und endlich gab er es der lateinischen Sprache Schuld, die ihn seiner Meinung nach zu deutschen Gesprächen schon untüchtig gemacht hatte, und mit der Zeit noch ganz verderben würde. Aus dieser Ursache setzte er sich festiglich vor, daß er sich in Zukunft in derselben nicht allzu sehr mehr übernehmen, sondern sie nur als eine Nebenwerk, und gleichsam einen nothwendigen Überfluß behandeln wollte.

Er legte sich nun auf das Schreiben, und wollte durch dieses Mittel seiner Schönen die Gesinnungen seines Herzens beybringen, schrieb ihr auch, nachdem er etliche Tage lang über den Zuschnitt seines Styls nachgedacht hatte, folgenden Brief.

„Hochedelgeborne Mademoiselle,
Theuerster Herzensschatz!"

„Wenn Sie sich wohl befinden, so soll es mir recht lieb seyn; ich befinde mich gleichfalls wohl. Es wird Ihnen wohl eben so seyn wie mir, nähmlich, daß ich verdrießlich darüber bin, daß wir schon seit acht Tagen lauter Regen haben; und dabey ist so eine ungewöhnliche Kälte, daß ich glaube, es muß irgend wo in der Nachbarschaft geschauert haben. Wenn ich so glücklich seyn sollte, Ihnen jetzt etwa zu begegnen, so ärgern Sie sich ja nicht, daß ich so schmuzig bin; denn man kann sich bey dieser Witterung unmöglich so ganz rein halten, und die Stie-

feln faulen seinem fast vom Leibe, so daß man sich fast bey jedem Schritt abbürsten möchte; allein ich muß Ihnen sagen, daß ich Hoffnung auf sehr baldig besseres Wetter habe; nähmlich: in fünf Tagen tritt ein anderes Viertel ein, und mit diesem wird es sich wohl ändern; zudem nähern wir uns auch dem Äquinoctio, wo es gemeiniglich schön ist. Ich weiß gewiß, daß Ihnen die jetzige Witterung auch fatal genug ist, weil Sie schwarze Schuhe tragen, und Ihre weißen Kleider im Kasten liegen lassen müssen."

„Ja, ja, meine Schöne! so geht es halt in der Welt. Der liebe Gott kann es uns niemahls recht machen. Bald ist es uns zu kalt, und bald zu warm. Ich, meines Theils, bin dermahlen in Dieselben verliebt, und denke so oft an Sie, daß mir weder Essen noch Trinken schmeckt, und mein Kostherr schon seit vierzehn Tagen sein Kostgeld halb umsonst einstreichet. Ich will zukünftige Woche meinem Vater von Ihnen schreiben, und wenn er nichts dawider hat, so heirathe ich Sie vom Flecke weg, und wir werden ein Paar, so sehr ich mich auch schäme, daß ich öffentlich in die Kirche gehen, und mich vor allen Leuten copuliren lassen soll."

„Das Einzige fürchte ich am allermeisten, daß wir nicht etwa mit einander Kinder kriegen; denn die kann ich gar nicht ausstehen. Sie schreyen so bestialisch, daß man sich die Ohren zuhalten möchte, und bekacken sich, daß es im

ganzen Hause stinkt, und man sich zum Fenster hinaus stürzen möchte. Doch ich werde es schon meiner Mama sagen, daß sie dem Storche, der mich ihr gebracht hat, verbiethen möchte, daß er uns keine ins Haus bringen solle, wenn er nicht ohne Federn mit nackichtem Schweife wieder hinaus kehren will."

„Künftig, mein Schatz, werde ich meine Briefe an Sie auf eine ganz andere Art bestellen. Ich habe ein Blasrohr, und werde, wenn ich Sie im Hofe sehe, weiche Thonkugeln über das Dach weg zu Ihnen hinüber schießen, worin in der Mitte Zettelchen stecken werden. Diese dürfen Sie nur heraus heben, so können Sie alle meine Herzensgedanken lesen. Womit ich übrigens die Ehre habe in schuldigster Devotion zu verharren

Hochedelgeborene Mademoiselle,
Theuerster Herzensschatz,
Dero
getreuester Anbether,
Diogenes."

Den Nahmen Diogenes hatte er mit Blut unterschrieben, zu welchem Ende er sich mit dem Finger so lange in der Nase herum kehrte, bis sie diese rothe Tinte fließen ließ. Er vergaß, den Brief zu siegeln, und steckte ihn ein. Drey Tage trug er ihn vergeblich im Sacke herum. Am vierten endlich begegnete ihm die Schöne, da sie eben

von einer Visite nach Hause ging. Er schlich über tausend Schritte lang hinter ihr her, ohne daß er sich getrauet hätte, sie anzureden. Gewiß würde er den Brief wieder mit nach Hause genommen haben, wenn ihm nicht die Capuze an ihrem Mantel in die Augen gefallen wäre. Er dachte gleich, daß er ihn da hinein am besten bringen könnte, und nach einer plötzlichen Resolution unternahm ers, und die Sache gerieth, worauf er in vollen Freuden zurück lief.

Amöne (so hieß das liebe Kind), die nichts wußte, kam nach Hause, und zog sich aus. Indem sie den Mantel von sich warf, fiel der Liebesbrief aus der Capuze. Es war ein Unglück für sie, daß eben ihr Bruder, ein Jüngling von funfzehn Jahren, gegenwärtig war. Dieser sah das Papier kaum fallen, als er es auch schon aufhob, und da er die Addresse an seine Schwester gestellet, und es nicht zugesiegelt fand, sogleich zu lesen anfing.

Das Mädchen gedachte sich nichts Arges; da aber der Bube während dem Lesen immer auf sie blickte, und dabey aus vollem Halse lachte, merkte sie gleich, daß dieser Zettel sie angehen müsse, und beschloß, sich seiner zu bemächtigen. Ehe er es sich versah, riß sie ihm solchen aus der Hand, entlief damit, und verschloß sich in ihr Zimmer. Sie durchlas jetzt das ganze Schreiben. Sie war älter als Diogenes, und hatte bereits einige Liebeshändel

gehabt; deßwegen kam ihr auch die Schreibart dieser Erklärung besonders lächerlich vor, wobey sie zugleich den armen Schelm, als ein Kind ohne Erfahrung, aus ganzem Herzen bedauerte. Des Diogenes Person wäre ihr nicht unangenehm gewesen; allein sie glaubte keinen Gebrauch von seinem Anwurf machen zu können, weil ihr Bruder schon um das Geheimniß wußte. Sie war also in großer Verlegenheit; und da sie befürchtete, daß sie ihr Bruder bey den Ältern verrathen möchte, gedachte sie zuvor zu kommen, und es selbst anzuzeigen. Doch sie dachte der Sache näher nach, und berechnete, daß er in der kurzen Zeit nicht den ganzen Brief durchgelesen haben konnte, und also auch die Unterschrift nicht gesehen haben möchte; sie wollte sich also ihre Freude nicht muthwillig verderben, und abwarten, was ihr Diogenes durch seine Blasrohrpost für fernere Entdeckungen machen würde, und zeigte sich dieserwegen im Hofe.

Diogenes sah das Mädchen daselbst, und bemerkte, daß es unverwandt nach dem Bodenfenster blickte, und gleichsam die Ausführung seiner Ankündigung verlangte. Er hatte schon einen neuen Liebesbrief zurechte gemacht, welchen er ihr nur stückweise überschießen wollte. Er lautete also:

„Mein Engel!

„Ich habe Ihnen einen kleinen elenden Zettel

in die Capuze geschoben, welchen Sie vermuthlich werden gefunden haben, und erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort. Ich war gestern in der Schule so zerstreuet, daß ich, weil ich nur immer den Gedanken hatte; ich liebe, eine Sau um die andere gemacht habe, als ich mein Specimen machte. O daß ich Ihnen sagen könnte, wie sehr Sie mich bezaubert haben. Wenn ich ein anderes Mädchen sehe, so denke ich immer: du bist ein Fratzengesicht, und meine Amöne ist weit schöner, als du. Ich werde morgen das Vergnügen haben, Sie zu sehen, wenn Sie in die Kirche gehen, nähmlich aus der Holzkammer, die wir im Hofe haben; und da sollen Sie einen zugeworfenen Kuß bekommen, den Sie nicht verwehren können. Leben Sie wohl. Ich bin Dero getreuester

Diogenes.

Von diesem Brief schnitt er Zeile für Zeile ab, und von jeder Zeile wieder so viel, als er auf ein Mahl in eine Thonkugel bringen konnte, deren er denn so viele machte, bis der ganze Brief eingepflastert war, und nun fing er zu schießen an: allein es widerfuhr ihm ein sehr schlimmer Streich; denn es flog in dem Augenblicke, als er die erste Kugel abgeschossen hatte, eine Henne über den Tisch, worauf die Kugeln lagen, und brachte sie in Unordnung. Zu der ersten: Mein Engel! war diejenige gerollet, worin die Worte standen: Aus der Holz-

ammer; die dritte Kugel enthielt: Ich habe Ihnen gestern — die vierte: in die Capuze geschoben — die fünfte: und erwarte — die sechste: einen kleinen elenden Zettel — die siebente: ich liebe — die achte: eine Sau um die andedere — die neunte: O daß ich Ihnen sagen könnte — die zehnte: du bist ein Fratzengesicht: — die eilfte: die wir im Hofe haben; — die zwölfte: ist weit schöner als Sie.

In dieser Ordnung fing er also seine Canonade an, und Amöne stand bereit, sie aufzufangen, und öffnete sogleich jede Kugel, um nicht im Context irre zu werden, so bald sie sich ihrer bemächtiget hatte. Sie stutzte nicht wenig, als sie gleich bey den ersten die sauberen Complimente las, und wenn Diogenes auf ihre Gesichtszüge Acht gehabt hätte, würde er sich gewiß verwundert haben, sie so entrüstet zu sehen; allein er hatte so viel mit seiner Artillerie zu thun, um solche in wohl angeordnetem Feuer zu halten, und gehörig zu bedienen, daß er nichts beobachtete, und seine Sachen recht gut zu machen glaubte.

Amöne, so entrüstet sie war, eröffnete dennoch alle folgenden Kugeln, um seine Beleidigungen in vollem Maße zu empfangen, und dem Frevler sodann auch in vollem Maße ihre Rache empfinden zu lassen. Ohne mehr im geringsten auf ihn zu sehen, oder ihm eine Verneigung zu machen, verließ sie den Platz, warf die Papier-

chen in das heimliche Gemach, und verschloß sich in ihr Zimmer, um einen Plan auszustudieren, auf was für Art sie ihr Müthchen an ihm kühlen wolle. Sie gedachte ihn anfänglich durch ihren Bruder prügeln zu lassen; aber sie überlegte, daß er, da Diogenes ein starker Bengel war, leicht die letzten davon tragen könnte, und änderte dahin um, ihn zu verklagen.

Der gute Paladin, welcher seine Sachen recht gut gemacht zu haben glaubte, schlich sich ebenfalls vom Boden herab, und überlegte das ganze Betragen der Amöne. „Sie hat sich, (dachte er), aus dem Staube gemacht, ohne dich zu begrüßen, oder das mindeste zärtliche Zeichen zu geben. — Ho! das zeigt Unschuld und Scham an, und ist mir desto lieber; ja es beweiset, daß der Inhalt meines Briefes einen so starken Eindruck auf sie gemacht hat, daß sie für Freuden außer sich selbst gekommen ist, und darüber die Pflichten der Höflichkeit vergessen hat. Sie muß dich ganz entsetzlich lieben, bis zur Raserey in dich verliebt seyn." — So dachte er die ganze folgende Nacht, und auch den andern Morgen. Er schöpfte schon Sorgen, daß ihre Zärtlichkeit gegen ihn allzu groß seyn möchte, wo es ihn nachher Mühe kosten würde, sie sich wieder vom Halse zu schaffen; — denn man muß wissen, daß es ihm mit der Heirath nicht Ernst war, indem er bloß die Absicht hägte,

mit ihr zu löffeln, diesen Kniff aber von einem seiner Schulkameraden gelernet hatte.

Er hoffte diesen Nachmittag seine Luftcorrespondenz wiederhohlen zu können, und schrieb auch wirklich ein frisches Zettelchen, welches aber nicht mehr zur Expedition kam. Über Tische aß er für Erwartung der Dinge sehr wenig, worüber sich sein Kostherr so wohl, als dessen Gemahlinn nicht wenig ereiferten, indem sie glaubten, daß ihm das Gericht, welches in altem Kühfleische, mit Rosinen gekocht, bestand, zu schlecht wäre. Er war kaum aufgestanden, und in sein Zimmer gegangen, so wurde er wieder vor den Schulherrn gerufen, welcher einen Haselstecken auf dem Tische liegen hatte.

Amöne war während der Zeit da gewesen, hatte sich bey ihm über des jungen Herrn Beleidigungen beschweret, ihm die hinüber geschossenen insolanten Zettelchen gewiesen, und dieserwegen um Satisfaction gebethen, die er ihr auch versprach, und sie deßwegen sich in sein Nebencabinett verbergen hieß, wo sie den ganzen Auftritt mit anhören konnte. Kaum war Diogenes eingetreten; so fing der Schulherr eine scharfe Predigt an, hielt ihm seine ganze Unbesonnenheit vor, und zur Captatio benevalentiae ergriff er den Stecken, und prügelte damit den jungen Gelehrten weidlich ab. Er sprang deckenhoch, und schrie dabey aus allen Kräften, woran sich aber der Schulherr

nicht kehrte, sondern um sich auch für seinen Theil wegen der verschmähten Kost zu rächen, fleißig fortfuhr.

Amöne, die das Jammergeschrey hörte, wurde dadurch weichherzig, und sprang aus Furcht, daß er ihn nicht etwa gar todt schlagen möchte, in das Zimmer, den Schulmonarchen um Gnade zu bitten, welcher ohne dieß schon vom Schlagen ermüdet war. Kaum erblickte sie Diogenes, so gerieth er in vollen Grimm, riß sich aus den Händen seines Würgers los, stürzte auf die Verrätherinn los, und versetzte ihr eine solche Ohrfeige, daß sie bis zu einem Putztische taumelte, über welchen sie wegfiel, und ein ganzes Dutzend Meißner Kaffeeschalen mit sich auf die Erde nahm, die insgesammt zu Scherben gingen.

Der Kostherr wurde darüber, daß der Bube in seiner Gegenwart allen Respect verlor, noch mehr aber über den erlittenen Schaden aufs neue entrüstet, ging dem Diogenes noch ein Mahl mit dem Stecken zu Leibe, und schlug so grimmig nach seinem Kopfe, daß, wenn er ihn getroffen hätte, er sich sicher hätte müssen trepaniren lassen; aber zu seinem Glücke bückte er sich, und da er eben vor einem großen antiken, in die Wand eingemauerten Spiegel gestanden hatte, ging der Schlag in denselben, und klirrend streueten sich seine Ruinen im ganzen Zimmer aus.

Auf dieses Unglück blieb der Schullehrer eine Weile vor Schrecken wie versteinert stehen, und wußte nicht, was er thun sollte. In dem Augenblicke trat seine Frau zur Thüre herein, welche das Poltern der Kaffeeschalen herbey gezogen hatte. Kaum sah sie die Verwüstung, und den Stecken in ihres Mannes Händen, so warf sie ihm einen noch halb ganzen Suppentopf nach dem Kopf, welcher aber vorbey flog, und vier ganze Fenstertafeln zertrümmerte, durch welche er hinab auf die Gasse stürzte. — „An allem Unglück ist Amöne Schuld!" schrie Diogenes, und wie der Blitz hatte sie diese bey den Haaren, und riß ihr die Haube herab. Amöne wehrte sich, und gab der Frau eine Maulschelle. Diogenes wollte ihr helfen, und da sie eben wieder nach ihrer Feindinn schlagen wollte, und sie verfehlte, bekam Diogenes einen Hieb an die Nase, daß ihm das Wasser aus den Augen strömte.

Der Schullehrer war nun auch herbey gesprungen, seine Frau aus dem Treffen zu salviren, als auch die Hausmagd erschien. Sie glaubte, Amöne sey die Urheberinn, und gab ihr einen Schlag ins Genick. Diese erwiederte den Streich, traf aber den Schullehrer. Diogenes wollte auf die Magd schlagen, und traf Amönen. Amöne schlug zurück, und traf die Frau. Diogenes schlug wieder nach der Magd, und traf den Schullehrer. Der Schullehrer

schlug zurück, und traf die Magd; diese, die sich von Diogenes geschlagen glaubte, wollte es ihm wieder vergelten, und traf aus Versehen ihre Frau, und so wurde das Treffen bald allgemein, und alles, was Einem oder dem Andern vor die Fäuste kam, war Feind, und bekam Prügel, so lange, bis, wie gerufen, des Superintendenten Famulus ins Zimmer trat, und den Text zu einer Predigt brachte, die der Schullehrer des folgenden Sonntags Nachmittags für seinen Principal in der Stadtkirche halten sollte.

Seine Erscheinung war gleichsam der Trompetenstoß zum Waffenstillstande, und jedes drehte sich um, seine Zerrüttung zu verbergen. Amönen hing die Haube nur noch an einer Nadel ganz auf der Seite, und blutete die Nase; der Frau Schullehrerinn war das Halstuch verschoben, und flogen die Haare über die Schulter. Diogenes war ebenfalls nicht wenig zerrauft, und hatte den Ärmel zerrissen; der Magd war der Kittel aufgegangen, und der Herr Schullehrer hatte die Perrücke verloren, und ein ziemliches blaues Auge. Es schlich sich nun eines nach dem Andern von den Combattanten fort. Amöne ging zuerst zur Thür hinaus; ihr folgte die Magd, die es doch nicht lassen konnte, ihr auf der Stiege nach einen nassen Hader nachzuwerfen, worauf sich auch die Schullehrerinn mit Diogenes verlor.

„Vergeben Sie, Herr Famulus!" fing der Schullehrer an, indem er die Perrücke aufhob: „Sie finden mich ein Bißchen in derUnordnung."

Fam. Machen Sie keine Umstände Herr Magister! es kann ja nicht immer so gleich gehen, und man sagt ja: Das Dörfchen sey noch so klein, so ist das Jahr über ein Mahl Jahrmarkt darin.

Schull. Ey freylich! — Da kam eine tolle Katze in meine Studierstube, und diese schlugen wir todt; dabey aber warf sie alles zusammen.

Famul. Ich glaub' es Ihnen gern, denn Katzen sind schlimme Thiere; und vermuthlich hat sie ihnen auch die Perrücke herab gerissen, und das blaue Auge geschlagen. —

Schull. Nicht anders.

Famul. (bey Seite) Wie der verdammte Kerl lügen kann.

Schull. Was sagen Sie?

Famul. Nichts. Ich werde mich empfehlen. Seyn Sie so gütig, und halten sich in Ihrer Predigt genau an das Evangelium.

Unter diesen Worten ging der Famulus fort: der Schullehrer schlug jetzt das Evangelium auf, und fand, daß es dasjenige war, wo es heißt: „Der Herr trat mitten unter sie, und sprach: Friede sey mit euch!" Er predigte wirklich sehr schön über diese Worte, obgleich viele in seinem blauen Auge zu lesen glaubten, daß er nicht die Wahrheit spräche. Zwey Tage nachher wurde eine kleine Maskerade gespielet, und

der Herr Schullehrer machte da den Teufel, zog sich kohlschwarz an, bestrich sich mit Pfannenruß, und seine Frau, die ihn ankleiden half, richtete ihm den Schweif zurechte, worauf sie ihm die Hörner aufsetzte, die ihm trefflich anstanden. Er war ein recht majestätischer Teufel, und hob viel Ehre auf. Niemand kannte ihn; doch erfuhr es Diogenes, welcher ihn verrieth. Der Superintendent bekam bald von der Geschichte Nachricht, und zur Strafe sollte nunmehr der Herr Magister ein ganzes Jahr lang nicht auf die Kanzel treten; allein er hatte einige Freunde beym hochlöblichen Magistrat, und diese machten einen Vergleich mit seiner Stelle, und es ward durch ihrer Vermittelung mit zwölf Monathen abgethan. Mehr konnten sie doch wahrhaftig nicht thun.

Der Nahme Magistrat ist kein lateinisches Wort, wie manche Leute fälschlich denken. Man braucht ja nur das Wort vom Sinne herzulenken, und liest auf gut holländisch fort; so steht ganz deutlich da: **Der Magen ist der Rath.** O nur zu sehr ein Nahme mit der That! —

Diogenes hatte gleich nach dem erstern Vorfalle einen Brief an seinen Vater geschrieben, und ihm die erlittenen Schläge geklaget, worauf gleich ein Wagen kam, der ihn nach Hause hohlte. Der Vater freuete sich recht sehr, seinen lieben Sohn wieder zu sehen, und die Mama gab ihm wohl tausend Küsse. Die blauen Fle-

cken, die ihm der Schullehrer geschlagen hatte, waren noch auf des Diogenes Rücken zu sehen. Er entblößte sich also vor seinen Ältern; und der Alte, welcher ohne dieß schon sehr aufgebracht war, ließ sich alsogleich um einen Pfennig Tinte hohlen, und schrieb an den Schullehrer folgenden Brief.

„Erz- Haupt- und General- Flegel aller Flegel! Schurke, Limmel, Bauernknopf und Coujon aller Coujone!"

„Hör' einmahl an, Kerl! wenn ich dich in meine Hände kriege, du verdammter Seelensack, so schlage ich dich so weich, daß man auf deinem Leibe wie auf Wasser mit einem Floße herum fahren kann. Das ist dumm, hundsfüttisch ist es, daß du dich unterstanden hast, meinen Sohn, einen jungen Edelmann, mit einen Stecken anzurühren, der nur allein für das Canaillengepack, für dich und deines gleichen gewachsen ist. Weißt du wohl, daß mein Urgroßvater schon Kammerjunker und Flügeladjutant bey dem Grafen von Gerstenberg gewesen ist? — Und solch eine Familie willst du plumiren? — Ja, ich möchte gleich des Teufels werden. — Aber wart, Hallunke, schwarzrockichter Dieb! Ich will dich christiren, du sollst an mich gedenken. Alle Satanasse, so viel nur in der Hölle sind, sollen dir in den A — fahren, und bürgerliche Nahrung darin treiben, und du sollst mir pfeifen wie ein Rohrspatz, wenn ihm der

Iltis die Eyer weggefressen hat. Ja, du nichtswürdiger Kanzelpauker! alle meine Drescher sollen dich unter ihre Flegel nehmen, und kommst du mir ins Gesicht, wenn ich besoffen bin, so schieße ich dir mit einer Pistole auf den Schädel, daß dir der Dampf hinten wieder hinaus geht. Ha! Bestie! Ach-und Weh-Schubejack! bethe ein Vater unser, eh ich dich in die sebibäischen Felder schicke: dort solst du Hunde führen bis Bautzen. O du Sadrach!

Diogenes.

Du kennst mich schon.

Achtes Kapitel.

Er kommt auf eine andere Schule. Sein Kostherr, ein alter Rath, will seine Frau überzeugen, daß er noch jung sey. Diogenes hat eine Fatalität, und reiset mit der Schubkarren-Diligence wieder nach Hause.

Diogenes kam nun wieder auf eine andere Schule, deren oberster Lehrer ein alter Schulkamerad seines Vaters gewesen war. In diesem Betrachte wurde er nun eine Classe höher gesetzet. Quartier und Kost hatte er bey einem alten Rath, der aber sein Brot mit Sünden aß, wie alle übrigen Räthe seines Fürsteu, indem sie der gnädigste Herr nur bloß darum an-

hörte, um nicht etwas zu thun, das mit irgend einem Plane dieser Herrn einige Ähnlichkeit gehabt hätte; denn er that, was ihm einfiel. Dieser Rath, welcher bereits neun und sechzig Jahre zählte, war kurz vorher mit einem Mädchen von siebzehn Jahren in seinen zweyten Ehestand gestiegen. Die Frau Räthinn war eines armen Schuhmachers Tochter, und ob sie gleich, da sie einen höhern Stand angetreten hatte, alles das enige that, was ihr zukam, so sagten ihr doch die andern Weiber aus Neid nach, sie wisse sich nicht recht in solchen zu schicken.

So bald es so weit mit ihr richtig war, daß man sie ohne Gefahr Jungfer Braut nennen durfte, so ging sie in einen Buchladen, und nahm sich à Conto einen göttingischen Modekalender heraus, worin sie alle nur mögliche Moden fand. In diesem Buch bestand ihr vorzüglichster Brautschatz, als sie zu ihrem Manne ging, und sie studirte fleißig darin. Sie verstand sehr bald einen Kopfputz à la fanfan, á la hérison, au héros, negligée paré, en bizarre, à la sultane, und dergleichen zu tragen, und wußte einen Kasten von einer Angloise vollkommen zu unterscheiden; auch hatte sie von einem geschickten Schuhknecht tanzen gelernet; dessen ungeachtet machte man ihr immer den Vorwurf, daß das Schusterpech und Hanf hinten und vorn aus ihr heraus schaue, daß sie mit den Zehen zusammen steche,

keinen ordentlichen Pas machen könne, und keiner vornehmen Gesellschaft Ehre bringe.

Alle Weiber, die dieses vorgaben, hatten höchst Unrecht; aber die Ursache davon war, weil die Frau Hofräthinn ein schönes Gesichtchen hatte, und alle übrigen verdunkelte. Da hatten sie denn freylich wenig Ehre davon. Diogenes konnte sich mit ihr gut vertragen, und weil der Herr Rath gemeiniglich erst nach 12 Uhr aus dem Rathe kam, so tummelte sich der junge Mensch so viel als möglich, um noch eine Stunde vor ihm nach Hause zu kommen. Er setzte sich während der Zeit mit der Frau nieder, und sie gab ihm treulich Lection, wie man Dame ziehen, in die Dame kommen, und den langen Puff spielen müsse; denn darin war sie Meisterinn, und Diogenes begriff es so ziemlich.

Der Herr Hofrath war kurz vor seiner Heirath noch sehr abgemattet daher gegangen, mit gekrümmtem Rücken, gebogenen Knien; so bald er aber Bräutigam wurde, spannte er alle Sehnen an, um steif zu schreiten, und stieg einher, wie ein repoussirter Haushahn. So eine jähe Veränderung mußte freylich allen Nachbarn auffallen, und sie lachten darüber. Selbst seine Gemahlinn trieb oft ihren Scherz damit, wenn sie in Gesellschaft des Diogenes zum Fenster hinaus sah, und er sich von weitem näherte: geizig war er im höchsten Grade; wenn etwas auf die Tafel zum speisen auf-

getragen wurde, mußte immer ein Drittel überbleiben welches er des Abends gar verzehrte, wobey denn Diogenes zu kurz gekommen wäre, wenn er die Frau Räthinn nicht zur Freundinn gehabt hätte. Mit dieser hielt er sehr oft unter vier Augen eine kleine Mahlzeit; doch mußte er auch bisweilen mit hungrigem Magen zu Bette gehen.

Einsmahls hatte er wieder einen solchen Fasttag; um sich aber zu helfen, ging er von seinem Zimmer, die Frau Räthinn aufzusuchen. Er hörte, daß der alte Herr zu Hause war, und vernahm ihn durch die Thür. Er sprach eine Weile von lauter Hausgeschäften; endlich fing er an, von dem Ehestande und den Pflichten desselben zu reden. Er sagte, daß es doch sonderbar sey, daß, da Gott denselben eingesetzet hätte, er auch jedem Menschen, welcher andächtig bliebe, die nöthigen Kräfte verlieh, denselben zu erfüllen. „Ein Frauenzimmer also, mein Schatz," fuhr er fort, „betriegt sich sehr, wenn es in der Einbildung stehet, daß ein alter Mann als abgestorben zu betrachten sey, und sich deßwegen, um eines vollkommenen und dauerhaften Vergnügens zu genießen, einen jungen Gelbschnabel wählet. Sie werden öfters dadurch ganz entsetzlich betrogen. Wem der Himmel ein Amt beschert, dem gibt er auch den Verstand dazu; das reifere Alter aber hat immer den Vorzug. Sieh, mein Engel! ich bin

eben kein so ganz junger Mensch mehr, aber doch auch nicht alt; denn was wollte neun und sechzig Jahre sagen? — Freylich bey jetzigen Zeiten, wo es sehr junge Greise gibt, heißt dieses schon ein Alter von etwas übertragenen Jahren; aber du wirst ja wohl aus der heiligen Schrift wissen, daß es vor alten Zeiten Menschen gegeben hat, die viele hundert Jahre alt geworden sind, und dennoch wie Rosen geblühet, und noch immer Kinder gezeuget haben."

„Ich kann dich versichern, daß ich selbst von einer Race so glücklicher Menschen abstamme. Mein Großvater wurde hundert und zwey und zwanzig Jahre alt, und mein Vater, der in seinem acht und neunzigsten erst heirathete, erreichte das hundert und vier und dreyßigste. Nach diesem, und meiner bisherigen Gesundheit zu rechnen, bin ich noch ein Mensch, der erst seine besten Jahre erreichen wird. Hast du noch einen Mann von meinem Alter gesehen, der die Füße so steif halten konnte, wie ich? — Über einen Graben von vier Ellen spring' ich dir wie nichts. — Wenn nur einer da wäre, daß ich dir es zeigen könnte! — aber wart, ich will dir doch ein Kunststück zeigen, das mir so leicht keiner nachmachet. (Jetzt setzte er einen Lehnstuhl mitten in das Zimmer.) Gib Acht, wie ich dir darüber springen will."—

Die Frau Räthinn suchte ihn davon abzuhalten, und versicherte ihn, daß sie auch ohne

solche gefährliche Proben ganz von seiner Stärke überzeugt sey; dadurch wurde er aber nur noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt, und bath es sich als eine Gefälligkeit von ihr aus, sich zeigen zu dürfen. Er sprang, stieß aber mit einem solchen Ungestüm an den Sessel, daß er nebst solchem nach aller Länge auf den Boden fiel, und ungeachtet ihm seine Frau die Hand reichte, lange nicht aufstehen konnte. Dem Diogenes war es nicht möglich, sich vor dem Schlüsselloche des Lachens zu enthalten. Er wurde auch von dem Rath gehört, und würde gewiß ertappt worden seyn, wenn dieser im Stande gewesen wäre, auf den Füßen zu stehen. Er wollte des andern Tages den Jüngling darüber zu Rede stellen; allein die Frau setzte ihm in den Kopf, wie sie schon seit einiger Zeit gemerket hätte, daß es im Hause spuken müsse, und also nur eine Bethörung vom nähmlichen Geiste gewesen seyn könne, weßwegen er den jungen Menschen nicht aufmerksam machen solle. Dem Diogenes, ob er gleich Appetit hatte, war dieser Spaß lieber, als eine Abendmahlzeit, und er ging gleich darauf zu Bette.

So bald er mit der Frau Räthinn wieder allein war, machten sie sich über diese Geschichte rechtschaffen lustig, und er zeigte ihr den nähmlichen Sprung, den der Alte hatte machen wollen, der aber weit besser gerieth, und ihm der jungen Frau vollkommenen Beyfall erwarb.

Indessen da die beyden immer schmauseten, wurde ihnen das Geld zu wenig, und Diogenes konnte nichts hergeben, weil er ein so kleines Taschengeld hatte, daß er den monathlichen Betrag gemeiniglich in den ersten vier Tagen vernaschte. Auch der Alte hielt seine Kästen sorgfältig verschlossen, und durch keine Vorstellungen war etwas über das fest Gesetzte von ihm zu erpressen. Sie setzte ihn aber bald auf eine sehr listige Art in Contribution. So genau der alte Herr die Zahl seiner Ducaten wußte, so wenig bekümmerte er sich im Gegentheil um die Garderobe und Wäsche, welches alles er der Sorgfalt seiner Gemahlinn überließ. Diesen Umstand machte sie sich zu Nutzen. Sie nahm eines Tages ein Dutzend Betttücher heraus, und übergab sie einem bekannten Weib, welches solche zu ihrem Herrn bringen, und ihm als Verkaufwaare anbiethen sollte.

So bald der alte Herr aus dem Rath nach Hause gekommen war, klopfte jemand an der Thüre. — „Herein!" — Sieh da das Weib mit der Wäsche. — „Euer Gnaden Herr Hofrath! eine vornehme Frau, die nothwendig Geld braucht, hat mir diese Betttücher zum Verkaufe gegeben. Ich dachte, ob es nicht ein Kauf für Sie wäre, denn Sie bekommen sie um einen billigen Preis." — „Du, mein Schatz, was meinest du wohl?" — „Mein Kind," antwortete die Frau Räthinn, „wir haben zwar noch gutes Bett-

zeug, allein wenn es um einen Preis ist." — Er: (heimlich) Was, meinst du wohl, daß sie werth sind? — „I nun, wenn du Stück für Stück für drey Gulden kriegest, so nimm sie ja." — Er: Nun, weiß die Frau was? drey Gulden geb' ich vor das Stück. **Frau**: Nein, das ist zu wenig. Er: Ich gebe nicht mehr. — Nach einigem Weigern gab das Weib die Wäsche her, und der Alte zahlte bar aus. Sechs und dreyßig Gulden hatte nun die Frau Hofräthinn auf ein Mahl in den Händen, für welche sie es sich eine Zeit lang wohl ergehen ließ. Eben so machte sie es mit Tischtüchern, Servietten und anderer Wäsche, und setzte ihren Herrn in Contribution.

Diogenes ging nunmehr sehr ungern in die Schule, und fing an, die Schwierigkeit der lateinischen Sprache einzusehen. Er glaubte, daß er sich einen andern Plan zu seinem Studieren machen müsse, und verfiel auf die Mathematik: da aber die Lectionen erst mit dem neuen Jahre wieder angingen, so gedachte er es bis dahin zu verschieben. Indessen kaufte er sich Zollstäbe, Ellen, Ruthen und Klaftermaße, und maß einstweilen des Herrn Raths Garten und Haus aus; bald kam er auch an die Frau Hofräthinn, die er in die Quere und Länge aufnahm, wiewohl man leicht gedenken kann, daß er, als ein Naturalist, eben nicht zum besten methodice verfuhr; er maß aber alles aus, was

ihm vorkam, und keine Bratwurst kam auf den Tisch, die er nicht vorher nach Zoll und Strichen untersuchet hätte.

Um diese Zeit war eben Jahrmarkt, und er kaufte sich einen lackirten Stecken. Er hatte kurz vorher einen Ingenieur mit einem spanischen Rohre in der Hand gesehen, und war vermuthlich der Meinung, daß dieses den Ingenieur mache. So bald er den Stecken hatte, der der erste in seinem Leben war, glaubte er es zu seyn. Er maß nicht mehr, sondern ging dafür öfters um die Stadt spazieren. Dabey bildete er sich ein, als ob sie belagert würde, und der Fußsteig, auf welchem er ging, die Bastion wäre. Er war also derjenige, der die Anstalten zur Defension treffen mußte. Alles ging in seinen Gedanken confus, und er rannte bald links, bald rechts, um die Ordnung wieder herzustellen, und winkte mit seinem Stecken, wobey er immer diese Worte: Wo du nicht bist, ist lauter Hundsfütterey, — und — Ohne mich könnt ihr nichts thun — zu sich selbst sprach.

Unterdessen schrieb der Herr Schulrector dem alten Diogenes, daß sein Sohn fast gar nicht mehr in die Classe käme; dieß bewog dann den Vater, ihn alsobald abzuberufen. Er sandte ihm Postgeld, damit so er bald es möglich nach Hause reisen möchte, und er hatte schon alle seine Sachen eingepacket, als ihm noch eine Fatalität widerfuhr. Seine Hauswirthinn, die

Frau Räthinn, äußerte den Wunsch, daß er doch einen kleinen Valetschmaus geben möchte, und er ließ es sich nicht zwey Mahl sagen, und tractirte sie auf das allerbeste. Des andern Tages gab sie ihm Revange, borgte aber dazu das Geld von ihm aus, mit der Versicherung, daß sie es ihm auf der Stelle wieder bezahlen wollte, so bald ihr Mann, der auf etliche Tage über Land gefahren war, zurück komme, indem sie Willens wäre, ihm wieder ein halbes Dutzend Paar von seinen eigenen seidenen Strümpfen zu verkaufen.

So viel Politesse besaß Diogenes gleichwohl, daß er es ihr nicht abschlug, und sie tractirte ihn noch recht höflich. Allein es kamen Nachwehen. Der Herr Hofrath schrieb, daß er noch eine Woche ausbleiben müsse, und so konnte sie ihn nicht bezahlen, und er hatte nicht Geld genug, auf der Post zu reisen. Wäre in dieser Stadt ein sicherer Zufluchtsort liederlicher Leute, das ist: ein Versatzhaus gewesen, so würde er sich leicht geholfen, und einen Theil seiner Wäsche hinein getragen haben; so aber fehlte dieses wohlthätige Haus, und er wußte nicht, was er anfangen sollte.

Gleichwohl mußte er fort. Er entschloß sich zu Fuße zu gehen, und seinen Bothen mitzunehmen, der seinen Koffer auf dem Schubkarren fahren sollte. Der Morgen zur Reise brach an; Diogenes nahm also von seiner braven Kost-

frau Abschied, hing seine Vogelflinte über den Buckel, und spazierte mit seiner Diligence zum Thore hinaus. Es ging eben nicht sehr geschwinde; doch verkürzte er sich den Weg damit, daß er unter Weges manchen Sperling schoß, darüber er aber in einem Dorfe beynahe in Arrest genommen worden wäre, weil er auf ein Dach geschossen hatte.

Die Reise währte nur zwey Tage. Er hoffte gegen das Ende derselben etwa an einen Wagen zu gelangen, damit er doch mit Ehren zum Thore einfahren könnte; allein seine Hoffnung schlug fehl. Er ermüdete so sehr, und bekam Blasen an den Fußsohlen, daß er, als er nur noch eine Stunde von seinem Vaterorte war, nicht mehr gehen konnte: er setzte sich daher ohne Bedenken mit auf den Schubkarren, und ließ sich so mit der philosophischsten Miene bis an seines Vaters Haus schieben, welcher zum Glücke nicht darin war.

Er wurde von der Mutter mit allen Ehren empfangen, und der Schubkärrner bezahlt und fortgeschickt. Abends kam der Herr Vater, der in einem Bierhause gewesen war, und einen christlichen Haarbeutel mitbrachte. Da er sehr ehrgeizig war, so sagte man, sein Sohn sey auf Extrapost gekommen, welches ihm ganz recht war. Er hielt ihm jetzt eine kleine Predigt wegen seiner Nachlässigkeit im Studieren, und damit war alles wieder gut.

Neuntes Kapitel.

Diogenes kommt wieder auf die erste Schule, setzt die Mathematik fort, und bleibt zwey Jahre bey Euklids Tüpflein stehen. Er bekommt einen Degen, und probirt ihn an einem Schwein, worüber er brav gepeitschet wird. Es wird Friede. Der Conrector macht ihm eine Oration in lateinischen Versen, und er declamiret sie öffentlich.

Der Alte beschloß nunmehr, seinen Sohn wieder auf die erste Schule zu schicken, wo der böse Schullehrer war; nur war die Frage, wenn es geschehen sollte. Er hatte Fischteiche, die gezogen werden sollten, und dieß Vergnügen wollte er ihm vorher vergönnen; dann hatte die Mutter einige indianische Hühner, und ein Schwein in der Mast, welche er vorher verzehren helfen sollte, damit er zu seinem ferneren Studieren neue Kräfte sammeln möchte. Nach zwey Monathen trat er endlich diese Reise an, auf welcher ihn der Vater begleitete, und neuerdings bestens empfahl.

Diogenes setzte nunmehr die Mathematik mit allem Eifer fort. Er kaufte sich den Euklides, und fing darin zu studieren an. Das Erste, was er that, war, daß er das ganze Buch mit seinem Zollstabe in die Länge und Quere maß, dann auf ein Gran bewog, und zuletzt die Blätter und Paginen genau zählte, worüber ins-

gesammt er sich ein besonders merkwürdiges Verzeichniß machte. Er überlegte nunmehr, was für Stunden er eigentlich diesem Studium widmen solle, und gedachte bey sich also:

„Man kann doch sehen, wie die Menschen, und besonders die gelehrten Leute, einander neidig sind! Wie oft habe ich meinen Lehrer sagen gehört, daß ein voller Bauch nicht gut studiert. Dieß sagen sie nur deßwegen, damit man mit nüchternem Magen studieren, und nichts lernen soll, und sie allein gescheite Leute bleiben mögen. Wenn ich nichts im Leibe habe, vergehet mir alle Lust dazu, und der Gedanke an ein compactes Frühstück klebt so fest an meinem Herzen, daß er durch keine andere Idee mehr verdränget werden kann. Ganz anders verhält es sich, wenn ich diese Nahrungssorgen hinter mir habe, und gesättiget bin. Freylich bin ich dann ein Bißchen faul; aber das thut nichts zur Sache; und es ist ja allgemein bekannt, daß ein faules Pferd viel solider und aufgelegter zur Arbeit ist, als ein hitziges." —

Er nahm sich also vor, immer nach Tische zu studieren, und nachdem er sich recht mit Lebensmitteln versorgt hatte, setzte er sich zum Studiertische, und schlug das Buch auf. Er kam an die Definition des Puncts, welchen Euklid ein Tüpflein nennet. „O du lieber guter Euklid!" hob er an: „du nennest den Punct ein Tüpflein. — Welch ein unschuldiges, gutes, un-

befangenes Wort! — O aus diesem sieht man schon, daß er ein alter ehrlicher guter Deutscher war." Er machte den ganzen Rest des Tages seine Betrachtungen darüber, und den folgenden Tag wiederhohlte er sie. So trieb er es alle Tage, und er hatte wirklich zwey ganze Jahre studiret, und war bis auf die letzte Stunde bey dem Tüpflein stehen geblieben, ohne im geringsten weiter gegangen zu seyn, weil er sich vorgenommen hatte, alles recht gründlich zu behandeln.

Diogenes wohnte dieß Mahl bey einer alten Wittwe, die sehr gern Tobak schnupfte; und weil er ihr bisweilen ein Papier voll brachte, setzte er sich ganz besonders in ihre Gunst. Sie schrieb daher, theils aus Neigung, und theils aus Erkenntlichkeit, seinem Vater, und lobte seinen Fleiß über alle Maßen; und dieser erfreuete sich so sehr darüber, daß er ihm einen silbernen Degen zum Geschenk überschickte. Diogenes hatte den kaum erhalten, als er ihn schon umhing, und damit spazieren ging. Er kam damit auf einen großen sandigten Platz, zwischen der Stadt und den Feldern, wo auf hin und wieder stehenden Büscheln Schmalgras verschiedene zahme Schweine herum schlichen, und fraßen. Auf ein Mahl fiel ihm ein, an einem Färkel die Schärfe seines Degens und den Effect eines Stoßes zu probieren.

Er zog vom Leder, näherte sich ihm, und

stach es in einen Schinken, daß die Spitze durch und durch ging; allein da das Färkel schrecklich schrie, kam die alte Schweinmutter herzu, ihm beyzustehen, und rannte dem Frevler dermaßen zwischen die Füße, daß er rücklings niederstürzte. Es war aber dicht an ihm ein schlammiger Graben; in diesen fiel er mit dem Kopf, und wußte einige Zeit nicht, wie ihm geschehen war. Als er sich in etwas wieder erhohlet hatte, sah er noch etliche Schritte vor sich zwey Schweinhirten, die sich ihm ohne Umstände näherten, und mit ihren Peitschen und Peitschenstielen, ohne ein Wort zu reden, unsäuberlich los schlugen, welches ihm gar nicht gefallen wollte.

Er würde sich gewehret haben; allein sie hatten sich schon seines Degens bemächtiget, der etliche Schritte weit vor ihm auf der Erde lag. Er schrie jämmerlich, und sie hieben nur desto ärger zu. Endlich, nachdem sie ihre Rache gestillet hatten, nahmen sie das verwundete Schwein, welches ihm der eine unter die Nase stieß, während ihm der andere mit den Worten: „Jetzt wollen wir dich auch zum Ritter schlagen," mit dem flachen Degen noch etliche Hiebe über den Rücken gab. Nun verließen sie ihn, nahmen den Degen mit sich, und sagten, daß wenn er ihn wieder haben wolle, er nur zu dem Fleischhacker Knopf gehen möchte, der ihn so lange aufbewahren würde, bis er das Färkel bezahlet hätte.

Diogenes, der also nur die Degenscheide allein noch hatte, kehrte hierauf auch ganz traurig nach Hause. Da er sich schämte, mit der bloßen Scheide nach der Stadt zurück zu kehren, und dem Verdacht ausweichen wollte, als ob man ihn entwaffnet hätte, so umfaßte er solche oben am Kuppel mit voller Faust, und wickelte um beyde, nähmlich Scheide und Faust, sein Schnupftuch, wodurch man seiner Meinung nach wenigstens im Zweifel bleiben würde, daß das Gefäß darunter verborgen sey.

Ohne allen Anstoß kam er in seinem Quartier an, und da überlegte er, was er wohl anfangen wolle, um seine Waffen wieder zu erhalten, und was er mehr gegen seine gute Bekannten vorschützen wolle, wenn sie den Abgang derselben merkten. Nach langem Studieren ersann er endlich diese Lüge. Er sey nähmlich über die Brücke spazieren gegangen; da sey dann ein Bauer mit zwey leeren Pferden vor ihm vorbey geritten, und das Handpferd habe ausgeschlagen, und ihn an das Ortband der Scheide getroffen, wovon der Degen heraus geflogen, und über die Geländer in den Fluß gesprungen sey, dessen Gewalt ihn vor seinen Augen davon geführet hätte. Alles dieses schrieb er sich auf, und durchlas es so oft, bis er es von Wort zu Wort auswendig hersagen konnte. Doch der Fleischhacker war ein großmüthiger Mann, und schickte ihm den Degen noch den-

selben Tag unentgeltlich wieder zu, wobey er ihn zugleich wegen der Grobheit seiner Jungen um Vergebung bitten ließ.

Ich habe vergessen, oder vielmehr nicht Ursache gehabt, anzumerken, daß in dieser Gegend und Lande ein langwieriger Krieg gewesen war, und nun schlossen die kriegführenden Mächte Frieden. Der Herr Schuldirector wußte sich diesen Umstaud säuberlich zu Nutze zu machen, und hielt in der Schule einen öffentlichen und feyerlichen Actus, zu welchem eralś Spectatoren den Adel, Stadtmagistrat und die Kaufmannschaft einlud. Jeder von den dazu bestimmten Schülern, mußte eine zierliche Oration oder Gedicht mit großem Pomp declamiren, worüber denn die zuhörenden Ältern eine so extreme Freude hatten, daß sie den Herrn Schuldirector, als den Schöpfer solcher hoffnungsvollen Subjecte, reichlich beschenkten. Damit er nun keinen Bloßen schlagen möchte, erwählte er lauter solche Schüler dazu, deren Ältern Geld hatten. Es war denn ganz natürlich, daß auch Diogenes, als eins der ersten Genies mit dazu gezogen wurde.

Da ihn der Schulmonarch recht glänzen lassen wollte, so hatte er ihm ein lateinisches Carmen zugetheilt. Da aber der Schüler nichts von der Poesie wußte, so hatte er es ihm gemacht, und Diogenes sollte es recitiren. Er wußte anfänglich nicht, wie er es anstellen sollte, um, da

es so lang war, es ganz auswendig zu können. Nach dem Verstande es zu memoriren, war, in der kurzen Zeit, die zum Actus anberaumt war, unmöglich; er fiel also auf ein anderes Mittel. Er hatte nähmlich in seiner ersten Jugend, während der Zeit, als er den Nachtwächter zu seinem Hofmeister gehabt hatte, von diesem etwas in der Singkunst begriffen. Da er sich nun also melodisch zu seyn glaubte, lernte er es ganz nach dem Klange, und es ging auch bey der Producirung vollkommen gut. Das Einzige wollten ein Paar Kenner an ihm ausstellen, daß er ein wenig zu stark schrie, und zugleich mit dem Fuß den Tact trat, wie ein Dudelsackpfeifer in einer Bierkneipe.

Des Diogenes Vater war auch gegenwärtig, und so entzückt, daß er ihn öffentlich umarmte, und dem Schuldirector einen doppelten Louis d'or zum Geschenk machte. Den gelehrten Sohn bedachte er noch besser, und kaufte ihm eine Sackuhr und eine meerschaumene Tobakspfeife oben drein.

Zehntes Kapitel.

Der Schuldirector verliert dadurch; denn des Diogenes Vater hält seinen Sohn für gelehrt, und will ihn auf die Universität schicken. Er hält eine öffentliche Abschiedsrede, die er aus einem Buche gestohlen hat; der alte Diogenes thut aber dar, daß sein Sohn gar leicht mit dem Autor einerley Gedanken hätte haben können.

Der Schuldirector verlor im Grunde durch diese Scene gar viel, nähmlich den Diogenes, eine lebendige Zwickmühle, durch welche er bisweilen einige Hasen, Gänse und Kälberschlägel in die Küche bekam. Der alte Diogenes hatte sich durch seines Sohnes Perorirung eine so mächtige Idee von ihm in den Kopf gesetzt, daß er ihn bereits für überflüssig gelehrt hielt, und es für unnöthig erachtete, ihn länger auf der Schule zu lassen. Er that also dem Herrn Schuldirector zu wissen, daß sein Sohn nunmehr die Universität beziehen sollte. Der Schuldirektor machte Gegenvorstellungen. Da sich der Alte auf das Peroriren berief, so wußte er nicht, was er sagen sollte. Räumte er ein, daß Diogenes die Rede selbst ausgearbeitet hätte, so gab er dem Vater Recht; sagte er, daß er der Verfasser derselben gewesen wäre, so machte er sich zu einem Betrieger. Er stand eine Zeit lang Höllenqual aus; um aber sein Interesse nicht

zu vernichten, gestand er doch lieber das Letztere.

Der alte Herr stutzte mächtig darüber; allein der Schuldirector entschuldigte sich damit, daß, weil doch bey einem solchen Actus Gelehrte zugegen wären, man sie unmöglich mit den faden, trockenen Gedanken eines Schülers abfüttern könne, und es sey das Peroriren überhaupt nur dazu, daß ein junger Mensch declamiren lerne, und Herz bekomme, pro rostris zu sprechen. Diogenes wurde nun von seinem Vater befraget, ob er die Rede selbst verfasset hätte. Es könnte seyn, daß er die Wahrheit gesagt hätte; allein er hatte schon von der Universität gehöret; und wer wird nicht dieses freye Leben der Unterthänigkeit des falschen Schulsteckens vorziehen? Die Freyheitslust kam also mit der Wahrheit in Collision, und letztere lag unter; er strafte den Schuldirector Lügen. Dieser war darüber höchst aufgebracht, und führte mancherley unumstößliche Beweise, die aber der Vater sämmtlich verwarf, und es blieb bey seinem Vorsatze.

Zum Glück war das Kostgeld für den jungen Herrn noch auf ein volles Quartal voraus bezahlet, welches er noch abzehren sollte. Während dieser Zeit schrieb der Schuldirector an seinen Vater einen Brief, worin er ihm meldete, es sey nach den Schulgesetzen üblich, daß jeder Abgehende vorher noch eine öffentliche

Valedictionsrede halten müsse, und er hoffe, daß er seinen Sohn nicht davon abhalten würde, da dieses übrigens gewiß zum Beweise werden würde, daß er ein Erzignorant sey, indem er ihn da ganz allein elaboriren lassen wolle.

„Ey so schau mir einer doch die Schulfüchse an!“ sagte der Alte zu sich selbst: „da wollen sie mir mit Gewalt weiß machen, daß das nicht ist, was ich doch mit Augen gesehen, und mit Ohren gehöret habe. — Nun wohl! so soll er denn öffentlich valediciren, und ihnen die Mäuler stopfen.“ Diogenes machte sich also auf seine Rede gefaßt. An den Schullehrer durft' er sich dieß Mahl nicht wenden. Was war also zu thun? Er wußte sich lange nicht zu rathen. Endlich ging er ein Mahl voller Gedanken zu einem Käsekrämer, bey welchem er öfters einzukehren pflegte. Hier sah er einige alte lateinische Bücher liegen, und blätterte darin von ungefähr herum. Plötzlich erblickte er ein langes Gedicht, welches ein alter Autor auf die glückliche Regierung Kaiser Carls des Sechsten gemacht hatte. Er nahm es zu sich, veränderte bloß den Nahmen, und wendete es auf seinen Landesfürsten an.

Er hatte es sehr gut memoriret. Wie der Actus kam, trat er mit unerschrockener Miene auf das Katheder. Jedermann war voll Erwartung; aber man stutzte gewaltig, als er ein so gelehr-

tes Gedicht declamirte. Allein er hatte noch nicht zwanzig Strophen vollendet, so steckten schon verschiedene die Köpfe zusammen, und lachten. Man ließ es ihn gleichwohl vollenden. Als alles vorbey war, ging der Schuldirector zu des Diogenes Vater, und brachte das Buch mit, worin er ihm das ganze Gedicht zeigte, welches sein Sohn gestohlen hatte. Der Vater ließ ihn ausreden. Nach einigem Besinnen gab er ihm Folgendes zur Antwort:

„Mein Herr Professor! ich glaube es nicht; denn wissen Sie wohl, daß wir kein Wort reden, welches nicht schon viele Millionen Mahl da gewesen wäre? Ich habe schon oft den nähmlichen Gedanken gehabt, den mein Nachbar gehabt hat, und öfters einen ziemlich langen Gedanken. Eben so kann es auch seyn, daß mein Sohn die nähmlichen Gedanken gehabt hat, die Sie mir im Buche zeigen. Bloß dieß könnte Ihnen auffallen, daß fünf bis sechs Blätter mit ihm überein stimmen; aber deßwegen ist es gar nichts Unmögliches. Es gereichet übrigens meinem Sohne zur Ehre, daß er mit einem so alten Dichter gleichförmig gedacht hat." — Hiermit war der Schullehrer expedirt.

Eilftes Kapitel.

Diogenes ist auf der Universität zu Jena. Er geht aufs Dorf, und ein alter Studiosus lehrt ihn Lerchen essen.

Diogenes wurde nunmehr von seinem Vater auf das beste ausstaffiret, und auf die Universität Jena gebracht. Er begleitete ihn dahin, und miethete ihm ein Quartier in der Apotheke, die auf dem Markte lag, damit es ihm nicht ganz an freyer Aussicht fehlen möchte. Er führte ihn gleich bey einigen Professoren auf, unter andern bey einem Erztheologen, in dessen Freundschaft er ihn ganz besonders empfahl. Der Professor fragte ihn, ob er Theologie studiren solle. „Gott bewahre!" erwiederte er. „Nicht Theologie, aber auch nicht ganz ohne Theologie. Ich will, daß er von Allem einen Begriff haben soll — mit einem Wort: daß man von ihn sagen kann: er hat studirt." Bey einem Mediciner machte er es eben so, und endlich gerieth er zu einem Juristen, der ihm den Rath gab, er solle seinen Sohn wieder mit zurück nehmen, und man wolle ihm die ganze Gelehrsamkeit schriftlich überschicken. Dem Vater wäre der Handel recht gewesen; aber der Sohn bath, daß man ihm wenigstens ein Jahr hier zu bleiben erlauben möchte, und dieß ging der Vater ein, und empfahl sich.

Er hatte anfänglich keine andere Bekanntschaft, als den Apothekerjungen im Hause, welcher Wilhelm hieß, und ihm gleich in den ersten Tagen rieth, ein Mahl nach Zwätzen zu gehen, um sich unter den Studenten sehen zu lassen. Dieß that er. Aller Augen sahen auf ihn, als er sich im Wirthshause niedersetzte, und Diogenes war so schüchtern, daß er an einem ganz abgesonderten Tische Platz nahm. Verschiedene aßen und tranken, oder unterhielten sich im Gespräche. Er saß ganz stille, ohne ein Wort zu reden. Da er vom Gehen ziemlich hungrig geworden war, bekam er gleichfalls Lust etwas zu speisen, und weil er sich nicht laut zu reden getrauete, so wartete er, bis der Hausknecht bey ihm vorbey kam, welchem er nun an der Schürze zupfte, und sagte, daß er eine Portion gebratene Lerchen haben möchte, wenn sie nicht gar zu theuer wären.

Der Hausknecht nannte sie wohlfeil, und brachte drey Spießchen voll. Diogenes machte sich darüber; aber kaum hatte er eine halbe verzehret, so näherte sich ihm ein alter Student, und gab ihm zu verstehen, daß er ihm etwas sagen wolle.

Da er ihm geneigtes Ohr reichte, so sagte dieser: Erlauben Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie erst hier angekommen sind.

Diog. Warum denn, mein Herr?

Stud. I, daß Gott walt'! Sie können

ja nicht einmahl Lerchen essen. Fürwahr, Sie werden sehr ausgelachet werden; denn hier ißt man sie ganz anders — nach einer ganz besondern Methode.

Diog. O thun Sie mir doch den Gefallen, und unterrichten Sie mich; denn ich möchte nicht gern Andern zum Gelächter dienen.

Stud. Gut, ich will es Ihnen zeigen. Geben Sie mir Ihren Teller her, und sehen Sie brav zu — es ist ein kleiner mechanischer Kunstgriff.

Er rückte ihm nun den Teller hin. Der Student schnitt eine um die andere in zwey Hälften, und speiste sie ganz gelassen hinunter, wobey er immer die Worte wiederhohlte: „Sehen Sie, so muß man Lerchen essen." Als er ganz damit fertig war, schob er ihm den Teller wieder hin, und sagte, er glaube, daß er nunmehr den Vortheil genugsam werde begriffen haben, welches Diogenes in weinerlichem Ton bejahete; denn er sah wohl, daß er betrogen war, hatte sich aber nicht getrauet, den Lerchenspeise-Professor in seiner Vorlesung zu stören. Doch gedachte er seinen Appetit zu stillen, und wollte sich eine zweyte Portion bestellen; vorher aber fragte er, was die erste koste. — Einen Thaler, hieß es. Sein Appetit war nun mit einem Mahle dahin. Er verlangte nur noch Butter und Brot, trank seinen Krug Bier aus, und ging wieder in die Stadt.

Zwölftes Kapitel.

Diogenes fordert von seinem Lerchenfresser Genugthuung. Ein grimmiges Duell mit einem Gänseflügel, worin er siegt. Es wird ihm garstig mitgespielt, und er muß am Ende die ganze Zeche an den Gastwirth bezahlen.

Diogenes wurde wegen der Lerchenhistorie sehr zum Besten genommen. Man hieß ihn von diesem Tage an den Lerchenfresser. Dieß verdroß ihn so sehr, daß er sich an seinem Betrieger Rache zu nehmen vorsetzte. Er vertraute seinen Entschluß einem Bekannten, und dieser wußte ihn noch mehr darin zu bestärken. Er ließ also den Ältesten von der Landsmannschaft auf eine Schale Kaffee zu sich bitten, und ersuchte ihn, das Herausforderungsgeschäft über sich zu nehmen, welches denn dieser auch versprach, wofür ihm aber Diogenes wieder ein Paar silberne Spornen versprechen mußte. Im Grunde hatte er sich vorgenommen, sich mit des Diogenes Bravour einen bloßen Spaß zu machen. Er sagte nähmlich, der Zweykampf könne nicht selbst in Jena Statt haben, sondern müsse auf einem Dorfe geschehen, damit man sich von dort, im Fall eines unglücklichen Ausganges, sogleich flüchten könne. Es wurden also von beyden Seiten etliche Zeugen und Secundanten bestellt, und mit diesen ging die Reise nach Vorstendorf.

Sein Feind war schon in der Schenke, als er eintrat, und Diogenes warf einen fürchterlichen Blick auf ihn, und wollte sogleich vom Leder ziehen; allein man verwies ihn zur Geduld, und hieß ihn sich niedersetzen, und zuvor mit der Gesellschaft eines trinken. Man hatte abgeredet, ihm einen Haarbeutel anzutrinken. Einer trank diese, der andere jene Gesundheit, auf welche Diogenes immer Bescheid thun mußte, so, daß er gar bald fertig wurde, und mit gedoppelten Augen sah. „Nun, Diogenes!" hieß es, „nun mache dich über deinen Lerchendieb, und bohr' ihn zusammen." — „Ja, das will ich auch," antwortete er mit lallender Zunge, und setzte seinen Hut auf die Seite, wobey er etliche Mahl hin und her taumelte.

Sie gaben ihm jetzt einen Gänseflügel in die Hand, den er wirklich für einen Degen hielt, so bald man ihn versicherte, daß es einer sey, und nun ging er mit großen Schritten auf seinen Feind los, der einen Kochlöffel in der Hand hielt, womit er dem Diogenes in kurzem einen Schlag auf die Nase, und zwey derbe Hiebe über die Fingerknebel beybrachte. Er wurde hierdurch ganz rasend, und drang mit doppelter Wuth auf seinen Feind los. Während er einen Ausfall machen wollte, taumelte er gegen eine Bank, und in eben dem Augenblicke sank sein Gegner, als ob er verwundet wäre, zur Erde.

„Diogenes!" riefen sie jeßt alle; „o Diogenes, Du hast ihn erstochen." Auf dieß Geschrey sperrte er seine Augen auf, als wenn er aus einem tiefen Traum erwachte; und da er endlich diese Worte verstand, warf er seinen Gänseflügel von sich, und taumelte zur Thür hinaus. Der Hof der Schenke war mit einem Zaun umgeben, der sich an das Thor schloß, und dieses konnte er nicht finden. Gegen eine Viertelstunde lang irrte er darin herum, und machte Schritte, wie ein alter Haushahn; endlich resolvierte er sich doch kurz, und wollte über den Zaun wegsteigen. So niedrig auch dieser war, so konnte er doch nicht ganz darüber wegkommen, und blieb mit den Beinkleidern an einem Pfahl hangen, so daß er weder vor noch rückwärts konnte. Die Studenten, welche ihm erst zusahen, erblickten nun zu seinem Unglück einige hölzerne Handfeuerspritzen an der Wand; diese nahmen sie herab, und fingen damit an, ihn am Zaun recht lebhaft zu bespritzen, welches er, ohne ein Wort zu sagen, eine lange Weile aushielt, indem er es für einen Platzregen halten mochte. Zuletzt fiel er herab, und blieb auf der Stelle liegen, wo er auch sogleich einschlief.

Sie gingen nun zu ihm, und nachdem sie seine Lage untersucht hatten, hohlten sie einen langen Mehlsack, welchen sie ihm über die Füße hinauf zogen, und um den Hals so enge ver-

banden, daß er ohne Hülfe nicht wieder heraus kommen konnte; hierauf machten sie ihm mit angebrannten Bouteillen=Stöpseln einen Bart bis an die Ohren, legten ihm einige Schminkpflaster auf die Nase und Stirn, und erwarteten also, bis er wieder erwachen würde, welches erst früh um sieben Uhr geschah.

Endlich schlug er die Augen auf, und da er seinen Anzug merkte, und nicht auf konnte, fing er ein jämmerliches Geschrey an, und forderte den Wirth, welcher auch alsobald erschien, sich aber wegen dem, was mit ihm vorgegangen war, ganz unwissend stellte. Doch sagte er ihm, seine Kameraden wären insgesammt nach Hause geritten, und hätten ihn wegen der Bezahlung der Zeche an ihn gewiesen; er hätte sie auch willig reiten lassen, weil er in ihn, Herrn Diogenes, alles Vertrauen gesetzet hätte, und sey froh gewesen, daß er sich nun nach seinem Unglück gerettet hätte, indem er auf seine Generosität und Ehrlichkeit des festen Glaubens gewesen wäre, daß er, wenn er nur einmahl in Sicherheit wäre, ihm diese Schuld gewiß abtragen würde.

Der Wirth sprach jetzt von seiner verübten Entleibung, und Diogenes hatte Mühe, sich derselben zu erinnern, und frug, ob sein Feind todt, und die Sache ruchtbar sey. Der Wirth erzählte ihm zu seinem Trost, die Wunde sey wider Vermuthen nicht tödtlich gewesen, und der

Blessirte sey mit den andern in die Stadt zurück gekehrt. Diogenes hielt anfänglich des Wirths Reden wegen der Bezahlung für Scherz; da es ihm aber dieser bekräftigte, fing er an zu schimpfen, und schwor bey allen Heiligen, daß er nicht einen Pfennig mehr, als höchstens zehn Maße Bier, bezahlen würde, welches das Äußerst sey, was ein Mensch an einem Abend trinken könnte.

Da der Wirth sah, daß er ihn auf der Seite der Ambition schwerlich fassen würde, zog er endlich andere Saiten auf, und drohte, ihn nicht eher aus dem Sack zu lassen, als bis er sich dazu verstehen würde. Diogenes biß also in den sauren Apfel, und bekannte sich zu der Schuld. Dieß war aber dem Wirth nicht genug. Er hatte zwey Bauern, die als Zeugen sein Versprechen anhören mußten, und nun ging der Wirth in die Schenkstube, und hohlte ein Messer, um ihm damit den Sack zu lösen.

Die Studenten waren noch alle gegenwärtig, und hatten der Scene von den Dachfenstern zugesehen; nun aber empfahlen sie sich, und gingen ihres Weges. Während der Zeit wurde Diogenes aus seinem Arrest befreyet, und ging mit dem Wirth in die Stube, wo er ihm den Betrag der ganzen Rechnung erlegte, und von ihm eine Quittung erhielt, mit welcher er sich dann auch davon machte, und nach der Stadt zurück ging. Es war ihm der Kopf noch etwas

schwer, als er in seine Stube kam, und er erwählte das Beste, und legte sich schlafen. Tages darauf ging er wieder in seine gewöhnlichen Gesellschaften, und man wollte sich über ihn lustig machen, und sprach von seinem Zweykampfe mit Verachtung; allein er belehrte die witzigen Köpfe, und brachte ihnen bald andere Gedanken bey. „Ihr armen bemitleidenswürdigen Leute," hob er an, „haltet euch darüber auf, daß ich mit einem Gänseflügel gefochten habe. Gut, so hatte ich doch mit meinem Feind gleiche Waffen, und besiegte ihn. Hätt' ich eine vier und zwanzig pfündige Kanone in der Faust gehabt, so würde ich ihm damit ganz sicher die Nase vom Kopf herab geschlagen haben."

Dreyzehntes Kapitel.

Diogenes imitiret einen Narren, und tauscht ihm seine Kleider ab, deß der Narr sehr froh ist. Gleichwohl ist der Narr klüger, als Diogenes.

Es lebte zu dieser Zeit ein Eisenfresser oder so genannter Renommist auf der Universität, welcher Kieselbach hieß, und ein Mensch von ganz besonderer Gattung war. Er trug sich auch ganz besonders. Stiefeln und Spornen, den Rock aufgeschlagen, eine große schwarz taftene Krause am Halse, gemeiniglich ein Schminkpflaster auf

dem Backen, einen Federhut, und weil ihm die Bauern einmahl, da er ihnen Gänse stehlen wollte, die rechte Seitenlocke ganz ausgerissen hatten, so setzte er den Hut immer so schief auf das rechte Ohr, daß man diesen Mangel nicht gewahr wurde. Er hatte ferner ganz eigene Grimassen an sich, indem er immer mit dem Kopf schüttelte, und öfters das Maul aufmachte, als wenn er gähnen wollte und nicht könnte; dabey machte er auf der Gasse ganz kleine Schritte.

Da dieser Kieselbach ein Erzraufer war, so fürchteten sich viele vor ihm, und er stand in Ansehen. Weil nun Letzteres das war, wonach Diogenes hauptsächlich zielte, so machte er mit ihm genaue Freundschaft, welches er gar wohl leiden konnte, indem Diogenes Geld hatte, und sich bisweilen einen kleinen Vorschuß gefallen lassen mußte. Diogenes wollte ihm völlig ähnlich werden. Er tauschte ihm also seinen Rock ab, und gab ihm ein schönes neues Kleid dafür. Kieselbach war weit kleiner, als Diogenes; dessen ungeachtet ging ihm der Rock noch lange nicht bis auf die Kniekehlen: man kann sich also wohl vorstellen, was unser Philosoph darin für eine Figur gemacht haben müsse. Bald kaufte er ihm auch Weste, Beinkleider, Stiefeln und Hut um ziemlich hohen Preis ab, und Kieselbach, welcher Gewinn dabey sah, legte sich von Zeit zu Zeit in andere Moden, und

verkaufte also dem Philosophen seine Montirung verschiedene Mahl.

In kurzem besaß er auch die Kunst, mit dem Kopf zu schütteln, und das Maul aufzusperren, so vollkommen, daß es ihm zur Gewohnheit wurde, und er bald zwey Mahl schüttelte, wenn es Kieselbach nur ein Mahl that. Die übrigen Studenten merkten es gar bald, daß er kieselbachisiren wollte, und verschiedene stellten sich, als wenn sie sich vor ihm fürchteten, waren auch bisweilen so boßhaft, ihn von hinten zu für den Kieselbach anzureden, und entschuldigten sich sodann, daß sie ihn nicht gekannt hätten, deß er sehr froh war, und sich heimlich erfreuete.

Vierzehntes Kapitel.

Diogenes reitet nach Leipzig auf die Messe, schenkt einem Tyroler Mädchen einen Louis d'or, und prellt sich selbst.

Diogenes hatte seit einiger Zeit mit einigen Paar Freunden Bekanntschaft gemacht, die in Leipzig studierten, und um den Unterschied der hohen Schulen kennen zu lernen, auf einige kurze Zeit nach Jena gekommen waren. Sie sagten ihm so viel Schönes von ihrem geliebten Pleißathen und der Ostermesse, daß er sich endlich

entschloß eine Reise dahin anzustellen; denn er erachtete es für einen Philosophen für schimpflich, sie nicht gesehen zu haben.

Er nahm sich also von einem Philister eine Muse (Pferd), und trat damit die Reise an. Seine Freunde führten ihn noch an eben dem Tage, da er angekommen war, auf das berühmte Richterische Kaffeehaus, wo er eine unzählige Menge Menschen antraf. Unter andern war auch eine junge Tyrolerinn gegenwärtig, welche auf der Harfe spielte, und dazu mit ihrer Stimme ganz artig accompagnirte. Sie war jung, hübsch von Gesicht, hatte lebhafte muntere Augen, einen schönen Wuchs, und einen kurzen knappen und niedlichen Anzug. Alles dieses zusammen genommen, wirkte auf unsern Diogenes, wie ein Magenelixir, welches aus verschiedenen Kräutern und Geistern, die einzeln keinen Effect hervor bringen würden, in ein ganzes zusammen gezogen worden, und er fühlte sich auf einmahl verliebt.

Um eine Liebesgefälligkeit anreden wollte er das Mädchen nicht; sie dünkte ihm doch dazu zu reputirlich, als daß er einen Accord hätte mit ihr machen sollen, und gleichwohl raunte ihm immer ein böser Genius in die Ohren: Suche dich zu befriedigen! Er bedachte sich eine Weile. Endlich ersann er ein, seiner Meinung nach, unfehlbares Mittel. Er beschloß ihr ein Geschenk zu machen, und hoffte, daß ihm dieses ganz

gewiß die Thür zu ihrem Herzen öffnen würde, indem sie aus Dankbarkeit ohne Anstand alles für ihn thun müßte.

Er ging also auf die Seite, zog einen doppelten Louis d'or aus seinem Beutel, und näherte sich ihr damit: „Mein schönes Kind, ich habe etwas mit Ihnen zu reden." Das Mädchen stand auf, und nun drückte er ihr das Goldstück unter vielen verbindlichen Worten in die Hand. Sie erstaunte über dieß Geschenk, und wollte es nicht annehmen. „Wie komme ich dazu, mein lieber junger Herr?" fing sie an: „ich kann es ja nie wieder gleich machen. O, es ist schon gleich gemacht." „Ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihnen etwas zu schenken, bloß weil Sie so ein artiges Kind sind. Wenn ich Ihnen in Zukunft mit etwas dienen kann, so befehlen Sie nur, und bleiben Sie meine Freundinn."

Weil nun die Tyrolerinn sah, daß er es absolut nicht anders that, so steckte sie das Gold ein, und bedankte sich dafür in den höflichsten Ausdrücken. Einige Minuten darnach verließ sie das Zimmer, und Diogenes folgte ihr bis auf die Stiege, wo er sie anhielt, und ein Rendesvous mit ihr abzureden gedachte; allein sie ließ sich nicht in das Mindeste ein, sagte ihm weder ihr Quartier, noch wo er sie wieder sehen sollte, und wußte sich ihn auf eine sehr gute Art vom Halse zu schaffen. Er ging also zornig von ihr, und verwünschte seine unzeitige Freygebig-

keit; dabey verschwor er sich aber hoch und theuer, daß er nie mehr einem Mädchen etwas im voraus schenken wolle.

In der That war Diogenes zu beklagen, daß er so unglücklich, und das Mädchen so undankbar gewesen war; denn er war damahls nicht eben sonderlich reich, und dieser Umstand machte, daß er Leipzig um etliche Tage früher verlassen mußte, als er sich vorgenommen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Diogenes zieht sich durch Verirung seines Nächsten große Ungelegenheit zu. Er bekommt die Wassersucht; sein Apotheker zapft ihm an, wird aber übel belohnet.

Da die Zurückreise des Philosophen nichts Merkwürdiges enthält, so lasse ich ihn in seinem kurzen Röckchen wieder in Jena auftreten, wo er noch einiges schmerzliches Andenken an seine Tyrolerinn fühlet, sich aber als ein Weltweiser sehr bald darüber wegzusetzen weiß, und sich mit seinen guten Freunden lustig machet. Unter diesen war einer Nahmens Hokusberger. Diesen hatte er im Verdacht, als ob er mit einer gewissen Weinwirthinn in der Vorstadt in einem geheimen Liebesverständniß lebte, und machte sich bisweilen darüber lustig.

Eines Tages gingen sie mit einander vor ihrem Hause vorbey, und da hatte er ihn wieder zum besten, und forderte ihn auf, ob er das Herz hätte, ihn hinein zu führen, und eine Bouteille Wein zu trinken. Hokusberger ließ sich nicht feige finden, und trat mit ihm ein, trank ihm aber so tapfer auf den Pelz, daß der Spötter sehr bald einen Haarbeutel im Genick hängen hatte. Endlich empfahlen sie sich beyde, und blieben beysammen, bis dicht vor dem Stadtthore, wo Hokusberger ihm eine gute Nacht wünschte, und sich in das Wirthshaus beym halben Mond begab, sein Gefährte aber nach Hause ging, welches er jedoch aus eigenen Kräften nicht mehr erreichte.

Er mochte etwa noch zwanzig Schritte bis an das Thor haben, so bekam er den Schwindel, und fiel in eine Kothpfütze, in welcher er auch gleich liegen blieb, und einschlief. Nach einiger Zeit kamen einige Leute gegangen, die einen Menschen da liegen sahen, und voll Verwunderung bey ihm stehen blieben. Die Anzahl der Zuschauer wuchs bald an; doch keiner von allen kannte ihn. Endlich kam ein Mann herbey, welcher in der Apotheke, wo Diogenes wohnte, als Taglöhner arbeitete, und dieser entdeckte das ganze Geheimniß. Er hielt es für seine Pflicht, den Weltweisen nach Hause zu schaffen; weil er aber zu schwer war, als daß er ihn hätte tragen können, so bracht' er seinen Schub-

karren, lud ihn darauf, und fuhr ihn bis zum Hause, wo er (weil es schon ziemlich spät war) an der Glocke zog, und ihn dem Apothekerjungen, welcher noch etwas im Laboratorium zu thun hatte, übergab.

Der Junge führte ihn hinauf in sein Zimmer, und ging dann wieder hinab zu seiner Arbeit. Wie er endlich mit allem fertig war, begab er sich ebenfalls nach seiner Schlafkammer. Sein Weg führte ihn vor Diogenes Zimmer vorbey, in welchem er, als er sich der Thüre näherte, ein starkes Gegrölze vernahm. Er öffnete solche, und — siehe da! — der Weltweise saß in der Ecke des Zimmers auf der Erde, konnte nicht aufstehen, und ließ seinen Magen wirken, der den Überfluß des sauren Weins von sich gab, womit seine ganze Kleidung schon eingefeuchtet war.

Er hob ihn auf, und half ihm getreulich sich entkleiden, und da er fast fertig war, ersuchte ihn der Patient, daß er ihn doch noch in das heimliche Gemach führen möchte. Er that es, ließ ihn hinein gehen, und blieb mit dem Licht außen stehen. Es währte nicht lange, so schrie er: „Ach Wilhelm!" so hieß der Junge; „welch ein Unglück! welch ein Unglück! leucht' Er her!" Wilhelm eröffnete das Gemach, und sah zu seinem großen Schrecken, daß Diogenes vergessen hatte, die Beinkleider abzuziehen, und solche beynahe angefüllet waren.

Wilhelm wußte in der Angst nicht, was er

mit ihm anfangen sollte; denn da das Bett des Diogenes seiner Principalinn gehörte, konnte er ihn unmöglich also übel zugerichtet hinein legen lassen. Er bedachte sich also kurz, und führte ihn hinunter in den Hof zum Brunnen. „Werthester Herr!“ sagte er; „da ist kein anderes Mittel, als Sie zu waschen.“ Diogenes ließ mit sich machen, was er wollte, und so stellte er ihn mit dem Rücken an die Brunnenröhre, die er ihm an das Schnallenloch der Beinkleider ansetzte, weil er sie sich nicht aufzuknöpfen getraute. Damit nun das Wasser recht hinein dringen möchte, hieß er ihn sich vorwärts auf einen großen Stein bücken, und mit den Händen aufstämmen, und nun fing er zu plumpen an.

Das laute Krächzen des Unglücklichen, und das Getöse der Pumpe riß die Apothekerinn, die ohne dieß, weil sie auf ihren Gemahl wartete, der in ein Weinhaus gegangen war, nicht allzu fest schlief, aus ihrem Schlummer. Sie lief an das Fenster, und als sie das Spectakel gewahr wurde, warf sie sich hurtig in ihre Kleider, und rannte hinunter. Als ein von Natur böses Weib bewaffnete sie sich mit einem dicken Strick, und fiel wie eine Furie über den Jungen her, den sie in einen Winkel drängte, wo sie ihn so lange und umbarmherzig hieb, als sie nur einen Arm rühren konnte.

Während dem Geschrey des Jungen kam der Herr Apotheker gleichfalls mit einem schweren

Kopf im Hause an. Da er die Execution sah, näherte er sich sogleich, und gab der Frau ein Paar rechte Maulschellen, die sich auch, weil sie ihn betrunken sah, sogleich aus dem Staub machte, und in ihr Zimmer verschloß, worauf ihm Wilhelm etwas von der Geschichte erzählen mußte, welches er aber vor Schluchzen nur mit halben Worten vorbrachte. Der Apotheker hörte auch nur mit halben Ohren; also prägte er sich eine ganz confuse Idee ein, von welcher er nur dieses faßte, daß Diogenes krank sey, und hielt es sich für Pflicht, ihm beyzuspringen.

Dieser hatte sich indessen ganz philosophisch auf sein Zimmer begeben, welches er, ob er sich gleich unter Weges mehr als ein Mahl an den Kopf gestoßen, doch glücklich gefunden hatte. Er trug lederne weite Beinkleider, die aber um die Knie sehr fest gebunden waren, daher das Wasser mit allen Ingredienzen noch darin war, und solche aufgeblähet hatte, daß er einem Geschwollenen gleich sah.

Er stand mitten im Zimmer, so trat der Apotheker herein. „Was fehlt Ihnen, mein Herr?" fieng er an: „Sie sind krank. — O um des Himmels willen! Sie haben die Wassersucht im höchsten Grade, und werden gleich aufspringen, wenn Ihnen nicht geholfen wird; deßwegen eben ist Ihnen so schlimm — Warten Sie! ich muß Sie curiren — —" Mit diesen Worten nahm er ihn am Arm, und führte ihn gegen sein Bett.

Diogenes, welcher glaubte, es sey wahr, ließ mit sich machen, was der Apotheker wollte, und im Augenblick zog dieser eine Pfrieme hervor, und stach ihn damit in die Beinkleider, woran das Wasser wie ein Springbrunn hervor sprang. Sogleich taumelte Diogenes vollends in das Bett, und der Apotheker, in der Meinung, daß es ihm übel werde, fing ihn an zu rütteln und zu schütteln; und da er kein Leben an ihm merkte, weil er eingeschlafen war, legte er sich nach aller Länge auf ihn, und wollte ihm solches einblasen, schlief aber auch ein, und blieb also liegen.

Durch seinen Druck hatte der Apotheker den Philosophen seiner Last völlig entledigt, und solche in die Flaumfedern transferirt; und da er eine Stunde auf ihm gelegen hatte, entlud sich auch sein eigener Magen, und warf die ganze Fülle auf des Kranken Gesicht, wovon dieser erwachte, und seinen Arzt mit solcher Stärke von sich warf, daß er auf das neben dem Bett stehende gefüllte porzellainene Nachtgeschirr fiel, und solches zertrümmerte. Er kam zu sich, und glaubte unter Mördern zu seyn, fing daher entsetzlich an zu schreyen, wovon der Junge Wilhelm abermahls herbey kam.

Er eröffnete die Thür, und sah die grausame Wirthschaft, und seinen Herrn, der ihn um Hülfe gegen den Räuber anschrie, und auf den Diogenes los wollte. Er würde ihn sicher geschlagen haben; aber dieser hatte doch noch

so viel Gegenwart, daß er eine an der Wand hängende ungeladene Pistole ergriff, und ihn damit zu erschießen drohte, worauf Apotheker und Junge zugleich davon liefen, und ihn in Ruhe ließen.

Er légte sich wieder in sein Bett, und schlief den Rest der Nacht vollends durch. Da das, was nach diesem weiter geschehen, nicht wichtig, und der Mühe werth ist zu beschreiben; so wird damit das Kapitel geschlossen.

Sechzehntes Kapitel.

Diogenes treibt Ökonomie, und bringt die Collegia in Ersparung. Er macht sich mit einem Frauenzimmer auf eine sehr feine Art bekannt, und hält einen gelehrten Discours mit ihr.

Diogenes hatte schon seit einiger Zeit kein Geld mehr, und wußte auch keins zu bekommen. Zwar hatte er die Kost wie gewöhnlich; allein ein junger Mensch will doch bisweilen etwas mitmachen. Er dachte hin und her; auf ein Mahl fiel ihm ein, daß er, da er von guter Familie sey, gar nicht nöthig habe, noch weiter zu studieren. Ob er gleich bisweilen durch den allzu starken Gebrauch des Biers etliche Tage lang einen schweren Kopf hatte, so gab er es doch dem Studieren Schuld, und behauptete, daß ihm

besonders die Mathematik solchen gänzlich ruinire. Er gab also sämmtliche Collegia auf, und berechnete sich die halbjährige Ersparung. Hiernächst hielt er Musterung unter seinen Büchern, und verkaufte diese Kopfreißer um einen ganz leidlichen Preis.

Das daraus gelösste Geld ging gar bald wieder weg, bis auf einen kleinen Überrest, welcher in etwa noch zwanzig Thalern bestand; und damit wollte er eine Reise zu seiner Mama vornehmen; allein er berechnete nachher, daß er damit nicht auskommen würde, und vertraute sein Anliegen einem andern Studenten, welcher ebenfalls gelddürftig war, und ihm aus der Noth zu helfen versprach. Diogenes!" sagte er: „ich thue das Äußerste für dich. Bey meinem Hauswirth, dem Schustermeister Zippe habe ich mein Bett, welches dreyßig Thaler werth ist, um acht Thaler versetzet. Willst du mir diese acht Thaler geben, so löse ich es ein, und versetze es aufs neue für dich um zwanzig Thaler; da hast du dann zwölf Thaler Gewinn, und kannst reisen." Diogenes thats, bekam aber weder acht, noch zwanzig Thaler, und war betrogen. Er kratzte sich hinter den Ohren; aber was hilft da das Ohrenkratzen? — Er gab also seine Reise auf.

Indessen veränderte er sein Quartier, und zog zu einem Kaufmann. Bald nach seinem Einzuge bemerkte er, daß sein neuer Hauswirth

eine ganz hübsche Tochter hatte, und er wünschte mit ihr bekannt zu seyn, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte; denn er wollte es gern auf eine gute Art, und mit Feinheit thun. Einige Zeit nachher zeigte sich eine gute Gelegenheit, indem sie auf einem Spaziergang eben vor Diogenes her ging. Er schlich dicht hinter ihr, nahm sich immer vor, sie anzureden, und hatte doch das Herz nicht, und jede Art der Anrede schien ihm zu beleidigend, und nicht ehrbar genug: endlich fiel er auf einen guten Gedanken. Er legte seinen Stock in die Balance, und stieß sie damit ziemlich stark auf den Hintern. So bald sie sich umkehrte, zu sehen, wer der Flegel gewesen, zog er seinen Hut ab, und bath um Vergebung, daß er sie aus Versehen berühret hätte, wobey er sich gratulirte, ihr Hausgenosse zu seyn.

Er fing hierauf ein kleines Gespräch von schönem und schlechtem Wetter an, welches sie so kurz als möglich beantwortete. So sehr sie sich auch bemühte, es auf etwas Anderes zu lenken, so war doch alles umsonst. Endlich stimmte sie mit ein, trieb es aber bis auf das Gewitter, und kam darüber auf die Wirkung der Elektricität. Hier standen des Diogenes Ochsen am Berge, und konnten nicht weiter. — „Alle diese Sachen," sagte er, „sind Larifari, die zur Seligkeit nichts beytragen, und den Menschen nur verwirrt machen. Ein Phi-

losoph, wie ich bin, muß sich über alle diese Flausen hinaus setzen! — Ich mache zwar auch Reflexionen genug, bleibe aber damit immer auf der Erde, und steige niemahls in die Luft." —

„Das Wasser hasse ich eben so sehr, und lasse es mir nicht einmahl gern in die Schuhe laufen, geschweige denn in den Magen, ausgenommen wenn etwa eine gute Gerste oder Kaffee darin gekochet worden ist. Was das Feuer anbelanget, dessen bediene ich mich bloß, meine Tabakspfeife dabey anzubrennen. Sehen Sie hier meine ganzen Gesinnungen, die ich wirklich von meinem Vater geerbet habe; denn dieser denkt eben so, als ich."

Sie kamen jetzt immer weiter in ihrem Spaziergange, und das Mädchen lenkte nun das Gespräch auf eine andere Materie — auf das Theater. „Wissen Sie wohl, Herr Diogenes, daß wir jetzt bald eine Gesellschaft Komödianten hierher bekommen werden? — In Merseburg ist ein Principal, welcher ein und achtzig Kinder hat, die alle recht hübsch spielen."

Diog. Ein und achtzig! — Du lieber Himmel! und sind diese alle seine eigenen Kinder?

Mädch. Was denken Sie denn? — Da müßte das älteste Kind schon ein und achtzig Jahre alt seyn.

Diog. Drum drum! Das habe ich mir auch gleich gedacht, das es nicht möglich wäre; denn die hieße man ja keine Kinder mehr.

Mädch. Wenn ich ins Theater gehe, so muß kein Lustspiel aufgeführet werden, sondern lauter Trauerspiele. Das Lustige gefällt mir gar nicht; aber wenn recht viel geweinet, und drey bis vier todt geschlagen, ein Paar erstochen oder erschossen, gehängt oder geköpft werden, oder Gift getrunken, — mit einem Wort, wenn tüchtig gemassacrirt und todt geschlagen wird, da sehe ich gern zu, und nehme den wärmsten Antheil daran. Nicht etwa, daß ich eine Freude daran hätte, aber ich bin so gern traurig, und mir ist wohl, wenn ich weinen kann.

Diog. Wertheste Lisette! unser beyder Geschmack läuft zwar in so fern auf Eins hinaus, daß ich auch gern Trauerspiele sehe, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht dabey weine, noch traurig bin. Als ich vergangene Messe in Leipzig war, ging ich vor dem Petersthore in eine Komödien-Bude, wo eine Gesellschaft recht braver Schauspieler spielte, die aber alle kleinwinzig, und lauter Gelenke waren, die man, wie ich höre, oft genug auf fürstlichen Theatern entbehren soll. Es wurde eben ein Stück unter dem Titel: Die übel gerathene Mariage, aufgeführt.

Des Königs Sohn verliebte sich in eine Müllerstochter, Nahmens Rosel, und Hanswurst war sein Kammerdiener und Gelegenheitsmacher. Dieser steckte seinen Herrn in einen Sack, und trug ihn in die Mühle, als wenn es Haber wäre, den er wollte schroten lassen,

und auf diese Art brachte er auch die Rosel etliche Mahl zu seinem Prinzen. Endlich kam der königliche Herr Vater hinter das Geheimniß; denn da der Hannswurst einsmahls die Mühlrosel wieder aus des Prinzen Zimmer trug, begegnete ihm der Monarch, und fragte ihn, was er trage. Er antwortete, es sey des Prinzen Bassettel, welches aus dem Leim gegangen wäre, und er zum Instrumentmacher schaffen müsse.

Unglücklicher Weise hing ihr ein Fuß aus der Öffnung, welchen der König ersah, und sie sogleich daran faßte. Der Kammerdiener wollte sie nicht im Stich lassen, und zog, und auf diese Art blieb der Fuß in Seiner Majestät Hand. Das Mädchen fing jetzt an zu schreyen, und entdeckte sich, und der König trat Hannswursten, welchen er einen Erzkuppler nannte, erbärmlich mit Füßen. Der Prinz kam auf das Geschrey herzu gelaufen, und als er seine verstümmelte Braut sah, ging er in Verzweiflung davon, und sagte, daß er sich wolle in eine Kanone laden lassen; worauf sich der alte König an der Wand den Kopf zerstieß, wozu ihm der Hanswurst treulich half, indem er rückwärts tapfer nachschob, und hierauf seinen Herrn zu suchen ging, welchen er gewiß noch lebendig glaubte, indem er versichert war, daß die Artilleristen kein Pulver hätten. — Ich kann wohl sagen, daß ich darüber von Herzen habe lachen müssen.

Bey Endigung dieser Worte, traten sie beyde in das Haus, und schieden von einander nach ihren Zimmern.

Siebzehntes Kapitel.

Er hält ein Rendesvous mit seiner schönen Nachbarinn, wird aber dermaßen abgeschreckt, daß er auf ewig genug hat.

Diogenes hatte bisher noch nicht gewußt, daß diese Schöne seine nächste Nachbarinn war, als jetzt, da er mit ihr über die Stiege ging, und sah, wie sie sich in das an das seinige stoßende Zimmer verlor, welches inwendig eine Communicationsthür hatte, die aber von je her verschlossen gewesen war. Nachdem er nun etliche Mahl auf- und abgegangen war, fiel ihm der Gedanke ein, ein Loch durch dieselbe zu bohren, und das Mädchen zu belauschen. Er vollführte ihn auf der Stelle, und als er wahrnahm, daß sie sich näherte, fing er wieder ein Gespräch mit ihr an, und bath sie, ihm den Eingang zu eröffnen; allein sie entschuldigte sich, daß die Aufwärterinn den Schlüssel dazu hätte, und er nur diese darum ansprechen möchte; und dieß that er auch, und erhielt es gegen eine kleine Belohnung.

Seine Schöne hatte ihm das Rendesvous

zur Mitternachtsstunde gegeben, und da er eintrat, saß sie wie ein Thurn frisirt, im großen Fischbeinrock auf dem Sofa, und erwartete ihn. Diogenes sprach im Anfange von nichts, als wirthschaftlichen Sachen, Essen und Trinken, und Fabriken= Wesen und Bergwerken, kam auch endlich auf die Jagd, und das Solinger Gewehr zu sprechen, und wenn Lisette nicht gemerket hätte, daß bloß seine Unschuld an diesem Betragen Ursache war, so würde sie auf den Gedanken gerathen seyn, daß er sie zum besten haben wolle. Sie hielt es also für ihre Pflicht, ihn zu belehren, und lenkte das Gespräch auf die Liebe. Diogenes sagte davon so viel, als er wußte, und that so zärtlich, als er konnte. Endlich frug sie ihn, ob er denn auch Sinnes sey, sie einst, wenn er in Ordnung seyn würde, zu heirathen; und da er es bejahte, und sie zu gleicher Zeit beym Kopf nehmen wollte, welchen sie aber weislich zurück zog, redete sie ihm ferner ins Gewissen, und sagte, wie sie ein armes Mädchen sey, welches außer ihrer Ehre nichts habe, und hoffe, er werde redlich an ihr handeln, und sie nicht hinter das Licht führen, oder sitzen lassen.

Kaum hatte sie das Wort: Wenn, ausgesprochen, so war Diogenes, als wenn ihm die Parzen in diesem Augenblicke den Faden seiner Liebe mit ihrer großen Schere in einem Augenblick abgeschnitten hätten; denn der bloße

Gedanke Armuth war ihm so verächtlich, daß es ihn schon am ganzen Leibe biß, und er voller Läuse zu seyn glaubte, weil ihm von Jugend auf eingepräget worden war, daß jene ohne diese nicht seyn könnte. Er wandte also einen jähligen Unfall von Kopfschmerzen vor, und empfahl sich, da er denn so geschwinde als möglich durch die Thür in sein Zimmer eilte, und von innen den Riegel vorschob, um alle Communication desto sicherer zu hemmen. Dennoch konnt' er es nicht lassen, aus Neugierde noch einen Blick durch sein gebohrtes Löchelchen zu drängen, wo er sah er, wie sie sich entkleidete, daß sie sichelkrumme Beine hatte, eine Reihe falscher Zähne ausnahm, und ein Ohr vom Kopf zog, und auf den Tisch legte; welcher Anblick denn vollends alle letzte Symptomen von Neigung in ihm ertödtete. Er wandte sich nun voll Schrecken weg, hohlte tief Athem, und dankte es seiner Philosophie, daß er so glücklich davon gekommen war, worauf er sich zur Ruhe begab, und einschlummerte.

Achtzehntes Kapitel.

Diogenes muß von der Universität nach Hause. Ein wunderlicher Proceß, welchen sein Vater seinem nächsten Nachbar, dem Baron Frischling, wegen einem erschossenen Hund anhänget.

Plötzlich bekam Diogenes von seinem Vater ein Schreiben, durch welches er ihm berichtete, daß sich ein Nachbar, der Baron Frischling, unterstanden hätte, ihm seinen besten Jagdhund todt zu schießen, weil er in seinem Gebieth einem angefaischten Haasen nachgejaget hätte: er möchte also sein Studieren aufgeben, und so geschwinde als möglich nach Hause reisen, um ihm gegen seinen Todfeind Repressalien brauchen zu helfen. Kaum hatte er diesen Brief gelesen, so packte er in größter Geschwindigkeit ein, und trat die Reise an, kam auch, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, zü Hause an.

Der alte Diogenes stand eben unter der Thür, als er abstieg, und sein allererstes Wort war: „Unser Waldmann, unser Waldmann, den ich vom Herrn von Schmarutzermagen so theuer gekaufet habe, — der gute Hund — stelle dir nur vor! — erschossen hat ihn der verdammte Baron Frischling, und sein Blut schreyet um Rache." — Er erzählte ihm nun die ganze Mordgeschichte mit allen Umständen, und hier-

auf wurde berathschlaget, wie man sich rächen wolle.

Erst hieß es, man muß ihm das Haus über dem Kopf anzünden — dann: man muß ihm alle Hunde mit Krähenaugen vergeben — man muß ihm ein Bein entzwey schlagen, — man muß ihm Hechte in den Karpfenteich werfen, und dergleichen. Unter alle diesem gefiel dem Alten das Beinentzweyschlagen am besten, und dabey blieb es; nur wurde überleget, wie man es schicklich ins Werk richten wolle.

Baron Frischling ging gewöhnlich die Woche etliche Mahl in eine Schenke, die eine kleine halbe Stunde entfernet lag, zum Bier, und kehrte oft sehr spät wieder zurück. Dieser sollte der Zeitpunct seyn, wo man den Streich gegen ihn ausüben wollte. Vater und Sohn machten sich also ein Paar Knüppel zurecht, und legten sich in einen Graben neben dem Fußsteige, auf welchem Baron Frischling kommen mußte, hin, tief im Hinterhalt.

Sie hatten wirklich schon zwey Mahl vergeblich gelauert, und sich vorgenommen es nicht eher wieder zu thun, als bis sie gewisse Nachricht hätten, daß ihr Feind gewiß kommen würde. Sie stellten deßwegen Kundschafter aus. Endlich sagte man ihnen, daß er zu Bier gegangen sey, und sie bewaffneten sich wieder, und nahmen ihre Posten ein. Sie hatten nicht lange gelegen, so kamen einige Kerls, die sich dort herum

etwas zu thun machten, auf ein Mahl aber über sie her fielen, auf Vater und Sohn derb los prügelten, und ihnen ihre Uhren und Geldbeutel abforderten. Sie wehrten sich beyde ritterlich, und theilten, obgleich der Räuber vier waren, fürchterliche Schläge aus. Endlich entging ihnen das Feuer allgemach, und der Alte stürzte eben von einem Schlage zu Boden, als unvermuthet Succurs ankam.

Es war der Baron Frischling, der auf dem Nachhausewege begriffen war, und seines Pächters Sohn, einen recht handfesten Kerl, bey sich hatte. Sie waren beyde mit großen Dornknüppeln versehen, und schlugen mit Hülfe des jungen Diogenes, welcher noch auf den Füßen war, so beherzt in die Diebe, daß sie sogleich die Flucht ergriffen. Der junge Pächter mußte nunmehr den alten Diogenes auf den Rücken nehmen, er aber nahm den jungen in den Arm, und so zogen sie nach seinem Schlosse zu. Es wurde unter Weges kein Wort gesprochen; so bald sie aber im Schlosse und in einem Zimmer waren, ward sogleich der Barbierer gehohlet, welcher ihre Wunden besichtigen und verbinden mußte. Der alte Diogenes lag zwey Tage ohne Vernunft, und es sah ziemlich gefährlich mit ihm aus, indem ihm ein Arm aus dem Gelenke geschlagen war, welcher jedoch glücklich wieder eingerichtet wurde.

So bald er wieder zu sich selbst kam, frug

er, wo er sich befände, und da er sich in Baron Frischlings Hause sah, wollte er weder Pflege mehr annehmen, noch einen Augenblick länger bleiben. Baron Frischling suchte ihn zu besänftigen, aber vergebens. Er sagte, er danke es ihm mit dem Teufel, daß er ihn gerettet hätte, und ließ sich sogleich einen Wagen bringen, in welchem er auf der Stelle nach Hause fuhr.

Er ließ sich sogleich einen Advocaten kommen, und hing seinem Vetter eine n Proceß an. Die Klage bestand hauptsächlich darin:

Da er auf der Straße von Räubern angefallen worden, so sey Baron Frischling ganz ungebethen dazu gekommen, und habe ihn gerettet, und sogar nach seinem Schlosse geschafft, und verbinden lassen. Nachdem er nun von seinem Feinde, der ihm seinen besten Jagdhund erschossen hätte, keine Wohlthat annehmen könnte, so möchte ein hochlöblicher Hofrath ihn, Baron Frischlingen, dahin verurtheilen, daß er ihn, Kläger, vollkommen in integrum restituiren, und machen möchte, daß er an dem nähmlichen Fleck, wo er ihn gefunden, wieder mit aus der Kugel geschlagenem Arm und sinnlos liege, und von den verjagten Kerls angepackt seyn möchte; dann aber solle er vorüber gehen, und ihn ganz seinem Schicksale überlassen, an welchem vermuthlich andere Vorübergehende Theil nehmen würden.

Diese Klage würde vielleicht mancher Stelle unbedeutend; oder wohl gar lächerlich vorgekommen seyn; allein der hochlöbliche Hofrath war weit gerechter, als daß er sie hätte unterdrücken sollen. Es kam zur Replik und Duplik, und weil der alte Philosoph viel Geld daran wandte, auch zum Urtheile, worin ihm nach einem Willen geschehen sollte; allein Baron Frischling appellirte, und wurde vollkommen frey gesprochen, worüber der alte Diogenes vor Verdruß einen solchen Magenkrampf bekam, daß er in acht Wochen kein Rindfleisch essen konnte; indessen ließ er sich doch einstweilen die Rache, seinem Feind das Bein abzuschlagen, vergehen.

Neunzehntes Kapitel.

Diogenes geht auf Reisen. Sein Vater gibt ihm eine philosophische Lehre auf den Weg. Er schaffet sich einen Reisewagen an, welcher so hoch ist, daß er bey einer gewissen Stadt das Thor nicht passiren kann.

Da ihm nunmehr sein Sohn weiter nichts nützen konnte, und er über dieß zu reisen Lust bekam, so willigte er ohne Bedenken darein, und erlaubte ihm, daß er sich seine Reisebagage nach eigenem Gefallen einrichten lassen durfte. Er nahm sogleich einen neuen Bedienten und

einen Chyrurgus auf, welche ihn begleiten sollten. Das erste Land, welches er besuchen wollte, sollte Frankreich seyn. Da er gehöret hatte, das der Weg bis Paris ziemlich weit sey, und also lange Weile besorgte, so erfand er ein sehr schönes Mittel dawider. Er war stark musikalisch, spielte das Clavier, und konnte etliche Menuets und Deutsche, ein Andante, ein Allegro, ein Presto, ein Cantabile, einen Grenadiermarsch, zwey Murkis und ein Trompeterstückchen aus der Kunst auswendig spielen.

Er ließ sich also einen Reisewagen machen, der einen so langen Kasten hatte, daß er ein Fortepiano hinein stellen, und wenn er auf dem Sitze saß bequem spielen konnte. Zum Glück fiel ihm noch ein Umstand von nicht geringer Bedeutung ein, nähmlich: er hatte oft gehöret, daß die Franzosen eine sehr leichte und flüchtige Nation wären, und daß sie sich sehr oft auf offenem Markte die Zähne ausstocherten, ohne einen Bissen Fleisch gesehen zu haben. Er dachte also, daß, wenn ihre Traiteurs ihn nach ihren Landsleuten beurtheilen sollten, er ohne Zweifel Hungers sterben würde; deßwegen machte er Anstalt, daß man einen großen Wagen voll Kapaunen packte, die er alle lebendig mitnehmen wollte.

Sein Reisewagen war von außerordentlicher Höhe, und er konnte nicht anders, als mit einer Strickleiter, denselben besteigen. Da er mit

allen Anstalten fertig war, gab ihm der Alte noch einige philosophische Lehren, die ungefähr also lauteten: „Mein Sohn! Reisen ist eine Sache, die einem jungen Menschen von Stande höchst nothwendig ist, damit er doch sagen kann, daß er weiter als vor dem Stadtthore war, und nicht jedem Ausländerfantasten die erste Stelle bey Tisch zu lassen braucht. Wenn du in eine große Stadt kömmst, so frage am allerersten, was sie für ein Wahrzeichen hat, und wie die besten Wirthshäuser darin heißen; dann erkundige dich nach den öffentlichen Lustbarkeiten, und wenn ein Theater ist, so lerne alle die Acteurs kennen, und merke dir, was Andere über sie sagen, damit du auf gleicher Rede bleibest; ist aber irgendwo eine Hetze, so mache Bekanntschaft mit dem Hetzmeister, und lade ihn auf ein Frühstück ein. Dann nimm eine genaue Zeichnung von dem Hetzgebäude, und lerne alle Bären, Wölfe, Wildschweine und dergleichen Thiere nach ihren Nahmen, Alter, Größe, Farbe, Landsmannschaft, Quartieren und Tugenden auf das genaueste kennen. Eben so die Hunde, von deren jedem du wissen mußt, ob er einen Bären oder eine Sau solo oder in Gesellschaft fangen kann.

In allen deinen Gebärden und übrigen Thun und Lasse mußt du dich so verhalten, daß ein gewisser Adel hervor blicke, und man dich für keinen Bürgerlichen ansehe; denn, ob

es gleich dort niemand wissen wird, daß ich vor acht Jahren noch mit geselchten Würsten gehandelt habe, so könnte man doch leicht aus deinem Äußerlichen auf etwas deiner Ehre so Nachtheiliges schließen; und dann hätte ich das Geld für mein Prädicat umsonst ausgegeben."

„Nasenlöcher und Augen mußt du immer weit von einander reißen, und den Kopf zurück tragen, die Knie steif halten, und scharf auftreten, auch den Hut schief ins Auge setzen. Deine Complimente müssen sehr seicht und selten seyn, und wenn jemand den Hut vor dir abzieht, mußt du den deinigen bloß rücken, besonders wenn Leute um dich sind, die bereits anfangen, eine große Idee von dir zu bekommen; sonst würdest du dich allzu sehr herab setzen, und gleichsam schweigend eingestehen, daß du ihres gleichen seyest."

„Wenn jemand zu dir spricht, so laß es ihn zwey bis drey Mahl wiederhohlen; dann frage ihn erst, was er gesagt habe. Um des Himmels willen thue nicht verschämt; denn dieß ist das ärgste Anzeichen eines bürgerlichen Charakters; sondern laß jedermann zusehen, wenn du Hemd oder Beinkleider aus- und anziehest. Stelle dich, als ob du nicht wüßtest, aus was das Brot gebacken wird; denn es läßt nicht gut, daß ein Edelmann Kenntniß von solchen Kleinigkeiten habe. Überhaupt mußt du in allen Handarbeiten und Künsten

fremd thun. Ferner bezahle niemanden gleich auf der Stelle, sondern laß sie erst noch ein Mahl zn dir kommen; so erhält deine Bezahlung einen höhern Werth: und endlich arbeite nichts; denn selbst einen Strumpf zu binden ist dir nicht schicklich. Auch zeige dich besonders als einen Philosophen welches du am besten dadurch kannst, wenn du auf kein Urtheil achtest, welches man über dich fällt, keinen Verdruß zeigest, wenn man übel von dir spricht, keine Satyre fühlest; mit einem Wort, wenn du zeigest, daß du neun Häute über deinem Magen hast."

Dergleichen heilsame Lehren bekam er noch eine Menge, und damit reiste er zum Thor hinaus. In deu ersten Tagen ging alles gut, aber am vierten ereignete sich für ihn eine große Fatalität. Er kam nähmlich an eine kleine Stadt, wo das Thor für seinen hohen Wagen viel zu niedrig war. Er blieb davor haltend, und schickte seinen Bedienten zum Bürgermeister, mit der Bitte, daß er solches von oben abtragen lassen möchte; die ihm aber ganz natürlich abgeschlagen wurde. Er mußte also damit auf freyer Straße stehen bleiben. Indessen war gleich daneben ein kleines Haus, über welches er noch um einige Schnhe hinwegreichte. Der Besitzer desselben hatte das Recht, daß ihm niemand ein höheres Haus vor die Nase hinbauen durfte. Wie er nun Abens nach Hau-

se kam, und die Maschine sah, hielt er es für ein Gebäude, und wurde darüber so böse, daß er sogleich eine Winde hohlte, und es damit über den Haufen warf.

Diogenes that einen erbärmlich hohen Fall, und zerbrach sich drey Rippen, mußte also liegen bleiben, und sich von seinem Chyrurgus curiren lassen. So bald er hergestellt war, setzte er die Reise fort, ohne darüber zu murren, und gelangte endlich nach Paris.

Zwanzigstes Kapitel.

Diogenes wird von der Societät der Gelehrten in Paris durch eine Deputation zum Mitgliede aufgenommen. Er macht einem Minister seine Aufwartung, und bezeugt sich äußerst galant. Zwey Damen mißgönnen einander seine Bekanntschaft.

Kaum war er in Paris angelanget, so erschien eine Deputation von der Pariser gelehrten Societät, die ihn als einen neu angekommenen großen Sternkundigen bewillkommte, und zum Mitgliede aufnahm. Der Gastwirth allein war an diesem Irrthum Schuld; denn er war in die Akademie gelaufen, und hatte ihnen den hohen Wagen also beschrieben, daß sie ihn für nichts weniger, als ein bewegliches Obser-

vatorium hielten. Ob sie nun gleich bald auf das Wahre kamen, und sich ihrer Übereilung schämten, so konnten sie ihm doch seine Ehre nicht mehr abnehmen, und trösteten sich damit, daß er nicht lange in Paris bleiben würde. Diogenes hingegen bildete sich nicht wenig darauf ein, und glaubte nun aus doppelten Gründen in den vornehmsten Häusern Zutritt zu haben; deßwegen beschloß er sogleich einem der ersten Minister seine Aufwartung zu machen.

Er war noch von Universitäten her gewohnt sich die Haare bloß mit den Nägeln auszukämmen, und hielt nichts weder auf Puder noch Pomade, welches er ohne dieß mit einem Philosophen nicht zusammen reimen konnte. Er schlüpfte bloß in ein weißes Hemd, und zog seinen Kaputrock an, durch dessen Falten er seinen Degen steckte; in die Hand aber nahm er einen Stock mit einem Stachel. Er ging hin, und ließ sich als einen gelehrten Cavalier anmelden, doch der Kammerdiener, welcher ihn für einen Bettler von Distinction ansehen mochte, schlug es ihm rund ab, und ließ es auch zu, daß des Ministers Hunde, welche auf ihn los gingen, ihn bis über die Stiege und den Hof begleiteten, bey welcher Gelegenheit dem Philosophen sein Stachelstock sehr wohl zu Statten kam.

Er wußte es aber doch sehr klüglich zu bewerkstelligen; denn so bald er nach Hause kam,

schickte er seinen Leibchyrurgus wohl gekleidet mit sechs fetten Kapaunen an den Kammerdiener, welchem er durch dieses Geschenk eine ganz andere Idee von sich beybrachte.

Diogenes kam nun vor. Der Minister saß an einem kleinen Tische, und zupfte goldene Borden aus. Diogenes wollte ihm ein tiefes Compliment machen; weil aber der Zimmerboden gewichset war, glischte er aus, und fiel nach aller Länge auf die Nase, worüber der Minister aus allen Kräften lachte, obgleich sein Gelächter ziemlich schwach war, da er, vermuthlich von der allzu viel gehabten Cabinetsarbeit, sehr abgezehrt aussah. — „Ich habe die Ehre, einen Philosophen vor mir zu sehen," sagte der Minister. —

Diog. Ja, zu Dero Befehl, Ihre Excellenz. —

Minist. Nein, sagen Sie mir doch, Herr Diogenes: wo ist denn die beste Welt?

Diog. Ihre Excellenz! Noch weiß ich nicht, wie es in Paris ist; aber bisher habe ich immer behauptet, die beste Welt sey in Jena; denn wenn man da brav Geld und Credit hat, geht es einem ganz gut.

Min. Mein Herr! auf diese Art ist allenthalben die beste Welt, und auch in Paris vorzüglich, wiewohl uns England auch nichts nachgibt.

Diog. Ja, ja, Ihre Excellenz. Das hab' ich schon sehr oft gehöret, daß die Stadt England

sehr schön und lustig seyn soll, und ich bin auch selbst Willens, noch dahin zu reisen.

Min. Da thun Sie recht wohl daran. Werden Sie nicht auch ins Land Manchester reisen?

Diog. Da reise ich alle Morgen darein, denn meine Beinkleider sind davon gemacht. Ew. Excellenz glauben vielleicht, ich weiß gar nichts von der Orthographie; doch ich gratulire mir, daß Höchstdieselben mit mir gnädigen Scherz treiben wollen; denn mir ist nur allzu viel bekannt, daß Manchester auf deutsch so viel heißt, als: blüschener Hosenzeug.

Min. Sie werden vergeben, Herr Diogenes, wenn ich Sie bitte, mich zu verlassen, indem ich diesen Augenblick sehr wichtige Geschäfte habe.

Diog. Recht wohl. Aber Ihro Excellenz erlauben mir doch ein anders Mahl meine Aufwartung zu machen.

Min. O ja, ein anders Mahl.

Diog. Wenn erlauben Euer Excellenz? — Ich will kommen, mich anzufragen.

Min. Bemühen Sie sich nicht: ich werde meinen Bedienten an Sie schicken, und es Ihnen zu wissen thun. — Leben Sie wohl, Herr Diogenes. Ich empfehle mich Ihnen.

Er ging nun in ein anderes Zimmer, und ließ den Philosophen allein, der eine Zeit lang speculirte, was er aus dieser jählingen Abbre-

chung machen sollte. Endlich wollte er auch gehen. Als er über einen großen marmornen Saal ging, kam ihm ein kleiner Page entgegen, und eröffnete ihm, daß das Frauenzimmer Verlangen trüge, ihn zu sehen, und er ihm folgen möchte.

Er machte einen Bückling, und ging mit ihm, bis sich eine Thür eröffnete, in welche man ihn eintreten hieß, und wo er über zwanzig Damen, nebst etlichen Mannspersonen fand. Sie bewillkommten ihn, standen aber nicht alle zugleich auf, sondern Eines nach dem Andern, und Diogenes machte jedem drey bis vier Bücklinge oder Reverenze, und eben so viel Kratzfüße. Es währte fast eine halbe Stunde, ehe er fertig wurde, wobey immer gelacht wurde, welches er aus Höflichkeit erwiedern zu müssen glaubte, und auch mit lachte.

Da etwa in allem sechs und zwanzig Personen gegenwärtig waren, so hatte er über hundert Reverenzen machen müssen, welche ziemlich komisch waren, und sein Rücken empfand es nicht wenig: dabey hatte er sich durch das Lachen das Maul so aus einander gebracht, daß es ihm ordentlich weh that, und er Gewalt anwenden mußte, es wieder in Ordnung zu bringen.

„Mein werthester Herr Philosoph!" fing eine Dame an; „sagen Sie mir doch, wie gefällt Ihnen das hiesige Frauenzimmer?" „Gnädige Da-

me," erwiederte er: „ich muß gestehen, daß ich keinen sonderlichen Geschmack daran finde. Ich habe noch wenig Schönes gesehen, und die meisten haben entsetzliche lange dicke Nasen, weite Mäuler, und Haare darüber, wie ein junger Grieche, ehe er sich das erste Mahl barbieren läßt; dabey nußeln sie so sehr, und das bin ich noch nicht recht gewohnt; es wird sich aber wohl geben.

Dame. Das glaube ich wohl selbst; aber sagen Sie mir doch, wie lange haben Sie die Weltweisheit studieret?

Diog. O meine gnädige Dame! wenn ich meine Philosophie alle hätte erstudieren müssen, da säh' es übel aus. Ich bin ein geborner Philosoph, denn mein Vater ist auch einer, und ich habe den Hauptansatz von ihm geerbt, doch aber auch noch etwas dazu gelernt; und wo ich noch gegenwärtig etwas erschnappen kann (das muß aber einer Verbesserung durch mich fähig seyn), da bin ich bey der Hand wie ein Hochzeitscommissarius.

Eine von den Mannspersonen, ein Officier, fing hierauf an: „Herr Diogenes! haben Sie denn keine Moral gelernet?"

Diog. Moral? Ja die verzuckerten Kindereyen und Petitmäitrepfiffe — das sind wahre Schnurrpfeifereyen und Complimenten-Lehren. — Mein Vater und die ganze Familie haben nie viel auf Complimente gehalten — und über-

haupt diese gehören nicht zur Philosophie; denn der Philosoph geht gerade durch, wie ein ehrlicher Deutscher zu gehen pflegt — keine Umwege, keine Windschnitte.

Offic. Und dennoch, Herr Diogenes, haben Sie ziemlich Complimente machen gelernet, wie ich bey Ihrem Eintritt gesehen habe.

Diog. Freylich. — J nun, wenn man unter den Wölfen ist, muß man ihnen zu Gefallen mit heulen, wenn man nicht gebissen werden will.

Offic. Recht scharmant gegeben. Ich wundre mich nur, wie es möglich ist, daß ein Roß, welches gar keine Organa dazu hat, heulen lernen kann. —

Diogenes wollte eben antworten, als sich eine andere Dame näherte, ihn unterbrach, und fragte, ob er denn nicht seinen Hut und Stock ablegen wollte, sie wollte ihm beydes wegtragen. Er gab es ihr ohne Umstände, und bedankte sich, wobey er versprach, ihr ein Mahl auch wieder eine Gefälligkeit zu erzeigen. Die Gesellschaft lachte darüber aus vollem Halse, und Diogenes machte dieß Mahl ein sehr ernsthaftes philosophisches Gesicht dazu, weil er befürchtete, er möchte das Maul wieder wie vorhin aus seiner Lage bringen.

Die Dame kam nunmehr wieder, both ihm den Arm, und führte ihn auf einen Sofa, wo er sich zwischen sie und noch eine andere Da-

me setzen mußte. Diese hieß Madame la Marquise de Champignon, war sehr klein von Person, erstere aber, la Duchesse d'Arc en ciel, von einem majestätischen Wuchs, und angenehmer Gesichtsbildung: wenigstens waren diese die Nahmen, welche man ihnen in der Gesellschaft gab. Man both ihm jetzt ein Glas Limonade an, er schlug es aber aus, und bath dafür um ein Maß Bier, und etwas zum dazubeißen, und er bekam ersteres nebst einem Teller voll Schinken, womit er sich auch gleich lustig machte. Die Duchesse reichte ihm nun eine Serviette, woran er sich seine Hände abwischen sollte, und er that es nach einer sehr kurzen Weigerung. „Glauben Sie gewiß," sagte sie dabey, „daß ich dieses Amt jemand anderm überlassen würde; allein ich schätze mich glücklich, daß ich die Ehre habe, einen so großen deutschen Weltweisen zu bedienen: denn diese geht mir über alles. — Sagen Sie mir, sind Sie denn nicht etwa gar mit dem alten Diogenes Laertius verwandt? — Ich habe seine Base gesehen, und diese hatte so viel Ähnlichkeit mit Ihnen, als ein Igel mit einem Stachelschwein. Vergeben Sie den Vergleich."

Diogenes sagte, daß er zwar von dieser Verwandtschaft nichts wisse, daß es aber gleichwohl nicht unmöglich seyn könnte. — „Es hat seine gute Richtigkeit," fiel ein anderer Cavalier ein, „und die nähmlichen Bruststücke habe

ich in meinem Hause, will sie auch zur Überberzeugung alsobald bringen lassen. Er schickte wirklich darnach. Indessen setzte die Dame ihr Gespräch mit ihm fort, und die Duchesse versicherte ihn, daß sie noch nie einen so schönen Mann gesehen habe, als ihn, und daß sie sich glücklich schätzen würde, einen solchen Liebhaber zu besitzen. „In der That Schwester! sprach die Marquise de Champignon dazwischen: du hast mir meinen Wunsch vom Munde weggeschnappt, und suchest nun von anderer Leute Gut Procente zu ziehen. Nimm dein Wort zurück, und bringe mich nicht unter die Erde." „Mein Kind, erwiederte die Duchesse; die Liebe fängt von sich selbst an, und ich traue dir gewiß die Großmuth nicht zu, daß du mir eine so kostbare Beute cediren würdest, wenn sie dir in die Hände gefallen wäre."—

„O Himmel! meine Damen!" rief Diogenes aus; „machen Sie doch nur nicht gar so viel aus mir, Sie möchten es zuletzt übertreiben." — „Freund Diogenes!" fuhr sie fort: wir sind Kennerinnen der Schönheit, des Verstandes und Verdienstes, aber auch menschlicher Geschöpfe. Was können wir dafür, wenn Ihre Eigenschaften so stark auf uns wirken, daß sie uns über die Grenzen des Wohlstandes hinaus jagen, und Ihnen einen vollkommenen Sieg über Herzen verschaffen, die bisher ihre Freyheit mit so viel Standhaftigkeit behauptet haben?"

In diesem Augenblicke ergriff die Marquise seine Hand, und drückte sie mit vieler Zärtlichkeit, wobey sie ihm schmachtend ins Gesicht sah, und er erwiederte ihr solches einiger Maßen, denn dieß brachte ihn aus aller seiner Fassung. Die Duchesse sah es, stellte sich aber unwissend. — „Wie, Herr Diogenes? Sie sind zerstreut? was bedeutet dieß? — Sollte ich etwa — — o daß ich doch geschwiegen hätte! — Was wird nun mein Loos seyn? — Doch nein — Sie sind gelehrt — edel! — Wie? — Sie antworten mir nicht?" — Diogenes rieb sich während diesen Worten die Stirn, und seufzte tief. — „Wie? — Sie seufzen?" — „Sie seufzen? riefen beyde Damen zugleich aus, wobey ihn eine jede wechselsweise zupfte.

„Ach gerechter Himmel!" gab Diogenes zur Antwort: „es ist leicht" Zeuge einer Handlung zu seyn, meine gnädige Damen! aber fühlen, selbst fühlen, — o dieß ist schwerer, härter. Ich bin, so glücklich Sie mich auch glauben, doch der unglücklichste Mensch, und das elendste aller geschaffenen Wesen." — „Wie noch? — Wie noch?" riefen sie wieder aus. — „Ich kann es Ihnen nicht erklären," verfolgt' er: „aber wenn ich mich so ausdrücken soll, ich werde gleichsam zwischen zwey Wellen herum geworfen, und erängstele mir den Augenblick, wo ich an einer Klippe zu Grunde gehe." — „O da ists

leicht zu helfen," gab die Duchesse zur Antwort „halten Sie sich an eine dieser Wellen, und lassen sich geduldig von ihr verschlingen." — „Verschlingen, meine Damen? — Wissen Sie wohl, daß die Meereswellen aus Salzwasser bestehen? Perhu — hu! welch ein bitterer Kelch für meine Philosophie! — aber das Schifflein meiner Hoffnung auf einem recht ruhigen Meere schwimmen sehen, möchte ich wohl." —

Bey diesen Worten blickte er die Duchesse bedeutend an, und die Marquise stellte sich zornig darüber, und ließ einige Stichelreden gegen die Duchesse fahren, daß dem armen Diogenes endlich bange wurde, sie möchten mit einander raufen. Da er nun sich für den Grund ihres Zwistes hielt, so glaubte er am klügsten zu handeln, wenn er die Gesellschaft verließ. Er empfahl sich also, und hatte den Verdruß, daß er, wie bey seinem Eintritt wieder über hundert Reverenzen schneiden mußte, wobey wieder etwas gelachet wurde; da er aber wirklich in die Duchesse verliebt worden war, so behielt er jetzt seine philosophische Miene, und kam gedankenvoll in seiner Behausung an.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hat die Sprache verloren, die ihm sein Kammerdiener wieder gibt.

Er warf sich ohne ein Wort zu reden in einen Armstuhl, und sah mit starren Blicken auf den Boden hin. Der Bediente sprach ihn an, ob er etwas befehle, bekam aber keine Antwort. Da er endlich auf den Gedanken kam, er habe die Sprache verloren, und wußte, daß die Stummen gemeiniglich auch taub sind, so fing er an in Pantomimen mit ihm zu reden. Er trat vor ihn, schlug mit den zusammengespitzten Fingern in das offene Maul, und wollte sich damit erkundigen, ob er ihm etwas zu essen bringen sollte; allein er wurde nicht beobachtet. Sein Hauschyrurgus that zugleich bey ihm die Dienste eines Kammerdieners. Er war ein Mann von ziemlichen Jahren, hatte aber einen Kopf wie ein Bulle, und einen ziemlichen Wanst. Er war auch demselben nichts weniger als ein Stiefvater; denn wenn er in ein Wirthshaus ging, so ließ er sich gleich zur ersten Tracht fünf große Leberwürste geben, und darauf ein Stück Kälberbraten von drey bis vier Pfund. Kaum hatte er dieses hinein geschoben, so blies er die Backen auf, und sagte ganz großmüthig: „Ich möchte noch etwas essen," und klagte über Hunger,

wozu er eine ganz gefährliche Miene machte. Dann ließ er sich noch acht harte Eyer und eine große Schüssel voll Fasolensalat bringen, welches alles ganz bequem hinein schlüpfte. Weil er zu gleicher Zeit sechs bis acht Maß Bier oder Wein ausleerte, so war eben nicht zu befürchten, daß er den Brand im Magen bekommen möchte.

Da er Essen und Trinken für eine Kunst hielt, und manches Mahl eine Wette anstellte, einen Rehschlegel auf ein Mahl aufzuarbeiten, so glückte es ihm nicht selten, daß er seinen Magen unentgeltlich füllen konnte. Eines Tages ließ er sichs wieder sehr wohl gehen, und da er genug eingepackt hatte, begab er sich nach Hause. Es war der nähmliche Tag, wo Diogenes beym Minister gewesen war. Ehe er noch zur Thüre eintrat, kam ihm der Bediente entgegen, und berichtete ihm die Sprachlosigkeit und Steifheit seines Herrn. Er eilte nun, hinein, und fühlte ihm seiner Gewohnheit nach den Puls. „Johann!" sagte er: „unser Herr bekommt ein hitziges Fieber; auch glaube ich, daß ihn eine Art von Schlag getroffen hat. Geschwinde bring' er Wasser, ich muß ihm Aderlassen." Während Johann ging, machte er seinen Schnapper zurecht, und fing an seinen Herrn zu entkleiden; aber in dem Augenblick empörte sich sein Magen, und er bespie ihn mit einer solchen Gewalt über das Gesicht und

Brust, daß Diogenes vor Schrecken mit dem Stuhl umfiel. „O du Saumagen aller Saumägen" schrie er, und sprang wüthend auf. — „Bespeyen — bespeyen." — Doch in dem Augenblick bedachte er sich wieder, daß sich ein Philosoph über alles wegsetzen müsse, und schwieg wieder stille.

Indem kam der Bediente mit dem Wasser. „Pack dich zum Teufel," schrie Diogenes. „Dem Himmel sey Dank!" hob Johann an: „unser Herr hat schon die Sprache wieder erhalten." „Das hat er mir zu danken," sagte der Chyrurgus: „wasch' er ihn nur ab." „Was soll ich mit den Coujonen anfangen?" sprach Diogenes. — „Doch ich glaube gewiß, daß dieser Tag schon in dem Buche des Schicksals für mich fatal aufgezeichnet war, weil sich heute Vergnügen und Verdruß wie Hunde und Katzen in meinem Herzen herum balgen. — Geht mir aus den Augen, ihr unphilosophischen Bengel!" und damit jagte er sie aus der Thür, und wusch sich ab, worauf er sich zu Bett legen wollte; da es ihn aber noch gewaltig auf dem Kopf biß, so kämmte er sich zuerst. Er hatte einen so großen Zorn auf diese Thiere, daß er einen besondern Hammer hatte, womit er sie todt schlug. Da er nun mit dieser Expedition fertig war, begab er sich endlich zur Ruhe.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein Selbstgespräch und Pantomime in seinem Zimmer, welche sich aber so tragisch endiget, daß darüber der Ofen eingeschlagen wird.

„Wenn das Prognosticiren nicht eine Narrensposse ist, wie viele glauben," sagte er jetzt, da er allein war, zu sich selbst, „so behaupte ich, daß mir nach allen diesen Begebenheiten ein großes Unglück bevor stehet. Was soll ich aber anfangen? — Man ist bis in den Tod in mich verliebt; und mein allzu weiches zum Mitleid geschaffenes Herz kann unmöglich zugeben, daß eine so reizende Dame, wie die Duchesse d' Arc en Ciel, auf eine so elende Art zu Grunde gehen, und aus Verzweiflung sterben soll — und daß sie nicht ganz bestialisch in mich verbrannt seyn sollte, daran ist kein Zweifel. — O es ist mir, als wenn ich sie noch sähe, wie sie so heftig lachte, und ihr die hellen Thränen dabey aus den Augen quollen. — Thränen — was bedeuten diese? — verborgenen Schmerz — Sehnsucht. — Und ihr Lachen? — nichts anderes, als eine Maske ihres verliebten Kummers, die ihre Gedanken, ihre Regungen vor der Gesellschaft verhehlen sollte. Ich erinnere mich an das Leiblied meines Vaters, welches der berühmte

Dichter Bucephalus gemacht haben soll, und sich also anfängt:"

„Ich lache und scherze, wohl anders meine;
„Doch heimlich weine. Wer schaut in's Herz?
„Mich lustig stelle,
„Obschon meine Seele ist voller Schmerz."

„Englischer Dichter! du hast ganz darin in meiner Sphäre gesessen — ganz für mich gedichtet. — Ja es ist richtig, die Duchesse liebt mich unaussprechlich, und ich kann sie nicht schmachten lassen. — Nein, Diogenes! wenn du auf deinem Todbette dereinst keinen andern Trost haben solltest, so soll es doch dieser seyn, daß du keine zärtliche Seele unglücklich gemacht hast. — Morgen des Tages eile ich zu ihr, werfe mich zu Ihren Füßen, und sage ihr, daß ich ganz der Ihrige bin. — Allein alles dieses muß ich doch ein wenig geschickt ausführen. Machen wir ein Mahl eine kleine Probe unserer zärtlichen Entrevüe — Wenn ich nur gleich etwas da hätte, das die Duchesse verstellte! — — Ha! da steht ja ein niedlicher Ofen, und dieser soll ihre Stelle vertreten." —
Er öffnete nun seinen Koffer, nahm ein Hemd heraus, und zog es ihm an; in die Ärmel stopfte er schmuzige Wäsche, und steckte vorn Handschuhe daran. Den Knopf, der den Kopf vorstellen sollte, umband er mit einem Schnupftuche; dann gab er ihm eine

Serviette zum Halstuche um, und zog zuletzt seinen Pudermantel an die Maschine, und damit war die Frau Duchesse fertig. Jetzt steckte er den Degen an die Seite, nahm den Hut unter den Arm, seinen Stachelstock in die Hand, und klopfte an die Thür, worauf er mit feiner Stimme rief: Herein! Vollen Fluges eilte er hin, warf sich zu ihren Füßen, seinen Stock von sich, ergriff ihre Hand, und küßte sie.

Diog. Englische, anbethenswürdige Duchesse! Hier bin ich, um Sie von Ihrer Herzensqual zu befreyen. Sie lieben mich, ich weiß es, und ich will Ihnen die Scham ersparen, mir das zu entdecken, was ich aus Ihrem Gebärden schon das erste Mahl allzudeutlich gelesen habe.

Duch. Ach mein guter, lieber Diogenes! mir liegt ein großer Stein am Herzen, — doch, was seh' ich? — Sie knien? — stehen Sie auf! — setzen Sie sich zu mir!

Diog. (sich setzend) Weil Sie es so haben wollen, meine Beste, so setze ich mich; doch ich bin eben nicht sonderlich müde.

Duch. Was glauben Sie wohl? Wird es heute regnen?

Diog. Ich glaube kaum, weil wir einen südwestlichen Nordostwind haben.

Duch. Ist das möglich? — Woher mögen nun wohl die Winde entstehen?

Diog. Die Winde haben eine ganz natür-

liche Ursache, nähmlich die Refraction der Wolken, das ist, wenn zwey Wolken einander begegnen, und eine die andere zurück wirft, die dann an den Erdboden streift, und den Wind verursachet.

Duch. Und der Donner und Blitz?

Diog. Kommen daher: wenn in den Pulvermühlen gemahlen wird, so zieht eine Menge Pulverstaub in die Höhe, welcher sich in den Ritzen der Wolken fest setzet und sammlet. Wenn nun die Sonne stark darauf sticht, gehen sie los, und knallen; und da es bekannt genug ist, daß das Wolkenwasser gewisse Sachen petrificiret, so haben wir die Blitzsteine, die auf die Erde herab fahren und einschlagen.

Duch. Herr Diogenes, ich zweifle nicht im geringsten mehr an Ihrer Gelehrsamkeit; aber alle Ihre Philosophie verschafft meinem Herzen keine Ruhe. Es fordert Liebe, Gegenliebe von Ihnen. Ach dürfte ich denn wohl hoffen? —

Diog. Genug zärtlichste Duchesse, Sie lieben mich. — O diese Gewißheit ist mir lieber, als alle Reiche der Welt, lieber als Salomons Schätze. Welcher Sterbliche sollte mir nicht sagen, daß er mich um den Besitz einer so englischen Schönheit beneide?

Duch. O Sie kleiner, zärtlicher, guter, lieber Fratz! — — — wie Sie schmeicheln können.

(Er nimmt bey diesen Worten die ausgestopfte Hand, und klopft sich damit die Backen. Indem er sie wieder zärtlich küßt.)

Diog. O du kleines süßes Händchen! Meisterstück der Natur! wie soll ich dir alle diese Liebkosungen erwiedern? — wie dir die Bereitwilligkeit vergelten, daß du dich auf Befehl deiner himmlischen Gebietherinn zu mir neigest, und mir so schön thust? — Ich will dir dafür manche Rosine, manchen Mandelkern zwischen die Finger stecken, damit du dich bey deiner schönen Frau immer mehr und mehr in Gnade setzest. Doch ich hoffe, du wirst auch wieder gegen mich Rücksicht tragen, wenn es mir einst einfallen sollte, so ein kleines Tentamen zwischen der Trompeuse deiner Gebietherinn anzustellen, und gleich den französischen Truppen, die das Gewehr von sich warfen, als sie auf ihre Landsleute feuern sollten, auch nicht gehorchen, wenn du etwa befehliget werden solltest, mir eine tüchtige Maulschelle zu geben, sondern so lange unthätig bleiben, bis sich der Zorn wieder geleget hat.

Duch. O wie schön Sie sprechen können! — Wahrhaftig, ich bin mit meiner Wahl so zufrieden, als wenn ich einen goldenen Theekessel in der Glücksbude gewonnen hätte.

Diog. (schreyend) O meine Königinn, das ist zu viel. Aber darf ich hoffen, darf ich mich

versichert halten, daß ich Sie dereinst vollkommen besitzen werde — als mein heiliges Eigenthum?

Duch. Was verlangen Sie von mir, bester Diogen? Ich kann mich nicht sogleich dazu entschließen.

Diog. Nicht entschließen, Duchesse? Sollten Sie wohl auch noch spröde gegen mich seyn können? — doch, ich sehe schon, Sie wollen meinen Tod. Gut, Duchesse, auf der Stelle erschieße ich mich mit einer Pistole, und dann sind Sie an meinem Tode Schuld. Ich gehe; leben Sie wohl! In einer Stunde bin ich nicht mehr.

Duch. Um des Himmels willen, mein Geliebtester! bleiben Sie, bleiben Sie! Sie machen auch Ihre Duchesse ewig unglücklich.

Diog. Nein, ich gehe, grausame Duchesse! Bald werde ich ausgelitten, ausgerungen haben meinen Todesstreit. — Dann werde ich alle die Beleidigungen abgeblutet, und für meine Zärtlichkeit gebüßet haben — und Sie werden kommen, aber zu spät, — werden meine Leiche betrachten, heulen und schreyen, und sich Ihre Brust zerschlagen, Ihre Haare aus dem Kopf reißen — aber umsonst. Diogenes wird heute das Feld und den Himmel zum letzten Mahl sehen, und dann — Pump! — da liegt er im Grase.

Duch. Entsetzen! — Jammer! — Elend! —

o Diogenes! um alles was heilig ist, lassen Sie sich erbitten, ehe Verzweiflung sich meiner bemeistert. O mein Haar sträubt sich vor Entsetzen empor, wie die Stacheln eines ergrimmten Igels. O machen Sie mich nicht unglücklich, und tödten Sie sich nicht — Sie würden zugleich auch das Herz Ihrer getreuen Duchesse zerbrechen, und mich in die Grube stürzen.

Diog. Wollen Sie sich also bequemen — mir meine Bitte gewähren?

Duch. Was will ich machen? — Ich liebe Sie, und meine Zärtlichkeit wird hoffentlich diesen Schritt entschuldigen. — Ewig werde ich Sie lieben.

Diog. (indem er umkehrt) Nun wohl! so will ich leben — nur für Sie leben, anbethenswürdige Duchesse — (er kniet vor ihr nieder) und — wenn anders das Leben eines unbedeutenden Weltweisen in den Augen der großen Welt einen Werth hat, solches zu erhalten suchen, um Ihnen in jeder Minute, bey jedem Pulsschlag tausend Mahl sagen zu können, daß ich bereit bin, es für Ihre Ruhe aufzuopfern. (Er umarmt den Ofen) süßes, zärtliches, liebenswürdiges Geschöpf! laß dich umarmen — du liebst mich — ohne Falsch — (er fühlt mit der Hand nach dem Herzen) o wie schlägt dein Herz mir entgegen! schlage, du kleiner Liebling Diogens! — aber beruhige dich auch: denn kein Unglück, kein Sturm des

Schicksals wird ihn je aus deiner Rheede verschlagen.

Diogenes machte hier eine Pause; er setzte sich nieder, und rauchte eine Pfeife Tobak. Während dieser Zeit stellte er sich vor, als wenn er bereits der Gemahl der Duchesse geworden wäre. So bald sie aus ist, fängt er an:

Diog. Duchesse, mein Kind! bist du schon auf?

Duch. Ja, mein Herz! Ich will spazieren fahren. Der Morgen ist gar zu angenehm.

Diog. Wenzel! he! spann die Mohrenköpfe ein, und lege das neue englische Geschirr auf.

Duch. Mein Engel, du bleibst doch zu Hause, bis ich wieder komme?

Diog. Ich glaube ja; (bey Seite) das kommt mir bedenklich vor. — Warum soll ich zu Hause bleiben? — Gewiß hat sie irgend wo einen Rivalen bestellt. (zu ihr) Duchesse, Duchesse! vergib mir — in meinem Herzen keimen gewisse Empfindungen auf, die mich traurig machen. Ersticke sie, wenn du kannst — sie ermorden mich. — Solltest du wohl? ja gewiß! — Götter! ich bin verloren — sie ist mir ungetreu. — Vertheidige dich, wenn du redlich bist — rede, sprich! — Wer ist der Elende? — — Wie — Du schweigst? — Ha! mein Elend ist gewiß. (Er springt im Zimmer herum) Nun wohl, Duches-

se — wohl haben Sie gethan — haben sich wohl gethan. Jetzt will ich mir wohl thun; (Er zieht den Degen, indem er sich langsam dem Ofen nähert, mit Gelassenheit) — Dieß ist doch auch Ihr Wunsch, daß es mir wohl gehen soll? nicht wahr, sonst mir so zärtlich gewesene Duchesse? — Wer sein Übel vermindert, der verbessert seine Umstände; doch noch vernünftiger handelt der, welcher sein Übel nicht reif werden läßt, und die Knospen zertritt, ehe sie noch aufblühen. — So will ich handeln. — Mein Wohl ist im Grabe.

Duch. Ach Diogenes, Gatte meines Herzens! ich bedürfte Zeit, mich wieder von meinem Schrecken zu erhohlen. — Götter, welchen einen Vorwurf machen Sie mir — mir, die Sie über alles liebet! O ich hätte nicht gedacht, daß Sie so grausam seyn könnten, ein Herz zu betrüben, welches sich bloß für Sie, für Ihre Wünsche aufgeopfert hat. — Überlegen Sie, beßter Gemahl! —

Diog. (auffahrend) Überlegen? — ha! ich überlegen — ich! — weißt du wohl, daß ein Weltweiser nicht zu überlegen nöthig hat, weil alles, was er thut, gerecht ist? — Nein, es ist beschlossen, und diese Hand, in welche du so meineidig die deinige geschlungen hast, soll meine Parce seyn. — Was zaudre ich!

(Er hält den Degen an der Duchesse Hand, als ob sie ihn daran faßte.)

Duch. Halt ein, grausamer, unerbittlicher Herr deines Schicksals und des meinigen. Wenn du todt machen willst, o so durchbohre diese Brust! ja, auf diese wende deine blutdürstige Wolfsklinge!

Diog. Ich dich tödten? — sollte ich da meine Entehrung überleben?

Duch. Willst du mir nicht diese Gnade erweisen?

Diog. Nein, beym Himmel, das thue ich nicht.

Duch. Kleine Geduld, und du wirst es. — So wisse, ja ich bekenne dir, ich bin das verrätherische Weib; ich habe treulos an dir gehandelt.

Diog. Nun, so geh aus meinen Augen auf ewig fort!

Duch. Wo soll ich hin? — Soll ich fliehen, wie Kain vor seinem Gewissen? Strafe mich! laß mich von deiner Hand sterben!

Diog. Schrecklich, schrecklich!

Duch. Was verweilest du? bist du ein Deutscher, und kannst nicht rächen?

Diog. O das kann ich, aber — o ihr Berge, fallet über mich, und ihr Hügel bedecket mich!

Duch. Kannst du kein Blut sehen? — Schande! — Schande! — auch ein Deutscher ist nichts mehr. Sonst gab es noch Männer

unter euch; aber jetzt, jetzt findet man bloß noch Löthfeigen.

Diog. (drohend) Weib!

Duch. Da gab es noch Männer, die die Schmach ihrer Familie rächen konnten; aber euch sollte man Schlafhauben aufsetzen, und den Spinnrocken in die Hand geben — Ihr seyd keine Männer mehr.

Diog. (indem er mit dem Degen durch den Ofen sticht.) Ja, wir sind es noch, Elende! da nimm deinen Lohn!

Duch. O weh! ach ich sterbe!

Diog. (wirft den Degen weg, und steht tiefsinnig da. Nach einigem Bedenken.) Was hab' ich gethan! — Himmel! gerechter Himmel! konntest du dieses zulassen? — Ach ich erkenne nunmehr ihre Unschuld, und wer bin ich? — Ihr Mörder. — (etwas heftig) Daß ich sie von den Todten wieder zurück rufen könnte (aus vollem Halse schreyend, und im Zimmer umher stürzend) Duchesse d' Arc en ciel; wo bist du? — wo find' ich dich. O alle ihr Mächte des Olympus, steht mir bey — steht mir bey — steht mir bey — — Hülfe! Hülfe! —

Der Bediente, Johann, war kurz vorher bey der Thüre vorbey gegangen, und da ihm gedäucht hatet, er höre ein Gezänk darin, gab er dem Chyrurgus davon Nachricht, mit dem Beysatz, es käme ihm verdächtig vor, und er

glaube, daß sich irgend ein Dieb herein geschlichen, welcher jezt seinen Herrn in der Baize habe. Der Chyrurgus schlug sogleich ein Bein aus einem Stuhle, und ermahnte den Bedienten, der eben Stiefeln geputzet hatte, ihm mit dem Stiefelholze zu folgen. Sie kamen eben an die Thüre, da ihr Herr um Hülfe schrie, brachen also ohne Umstände hinein.

Dem noch betrunkenen Chyrurgus fiel sogleich der auf dem Boden liegende Degen, und der angeputzte Ofen in die Augen, welchen er in der ersten Hitze für den Räuber hielt. Wie ein Rasender fiel er darüber her, und versetzte ihm einige so grimmige Schläge, daß die gute Duchesse mit Geprassel nieder stürzte, und in viele Scherben zerbrach. Diogenes und der Bediente fielen ihm in den Arm, und hielten ihn von weiteren Thätlichkeiten ab; und es kostete wirklich Mühe, bis sie ihm seinen Irrthum beybrachten, und ihn zur Thüre hinaus brachten, welches auf seiner Seite unter lautem Gelächter geschah. Der Bediente ging auch, beklagte aber seinen Herrn von Herzen, weil er ihn für wahnsinnig hielt.

„Das ist doch ein verdammter Streich!" hob Diogenes an, da er wieder allein war. „Ich bin da in einer so feyerlichen Handlung begriffen, und kömmt der nichtswürdige elende Hauschyrurgus, und profanirt mich auf die niederträchtigste Art. — Hier liegen sie, die Ru-

der a meiner angebetheten Duchesse, gefallen durch die Hände eines ungeschliffenen Mörders. — O sie sank wie eine Blume, wenn der verzehrende Nord ihr Haupt berühret. — Ruhe sanft, edle Seele! Ich werde Rosen auf deinem Grabe pflanzen. Alle Jahre im Rosenmonde werde ich dann kommen, eine Rose brechen, und ausrufen: So blühtest du einst! dann werde ich die Rose pflücken, ihre Blätter auf dem Grabe umher streuen, und eine Thräne soll den geliebten Schatten befriedigen. — Doch nein Duchesse! du sollst nicht sterben. — Weg mit dem Gedanken! Du lebst, und morgen besuche ich dich im Original, und halte in Concreto eine Unterredung mit dir."

Er nahm jetzt ein Glas frisches Wasser zu sich, löschte das Licht aus, und begab sich zur Ruhe.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein philosophisches Gespräch mit seinem Bedienten.

Er hatte eine ziemlich unruhige Nacht, und träumte von lauter Tod und Verwüstung. So bald er munter war, rief er seinen Johann, und befahl ihm, die Scherben seiner Geliebten zu-

sammen zu klauben, und auf die Seite zu schaffen, ihre Kleidung aber in den Koffer zu legen. Pudermantel und Hemd waren hin; denn der Hauschyrurgus hatte ganze Streifen davon herab geschlagen. Sie sollten also nur gleich Reliquien aufbewahret werden.

„Eben fällt mir etwas ein, lieber Johann," hob Diogenes an. „Ich bin sehr in Sorgen, wegen einer gewissen Dame, die ich mir unter dieser Verkleidung vorgestellet habe. — Eine schöne liebenswürdige Dame." — „Schön?" erwiederte Johann: „wenn man eine Verstellung dem Urbilde so ähnlich als möglich macht, so muß sie eben nicht sehr reizend seyn, wenn sich sie mein Herr unter der Gestalt eines Kachelofens vorgestellet hat." — „Närrscher Kerl," erwiederte Diogenes, „das verstehest du nicht besser, darum vergebe ich dirs. Ihr dummen Leute seyd freylich nicht im Stand, euch eine gehörige Vorstellung von etwas zu machen, wenn ihr es nicht vor Augen sehet; wir aber, wir denken abstract, das ist, daß etwas ist, wo nichts ist; daher wird es uns eben so leicht, den Himmel für eine Baßgeige, als ein Fuder Heu für einen Waldschnepfen zu halten. Doch du warst niemahls Philosoph, daher kann ich dir auch keine Erklärung darüber geben.

„O Herr," fuhr Johann fort: „wenn diejenigen Philosophen sind, die den Himmel für eine Baßgeige ansehen, so hätte ich schon lange einer

werden können, und erst gestern sagte ein Kutscher im Bierhause zu mir, er wollte mich prügeln, daß ich den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollte; allein ich bedanke mich dafür, und mag nicht zum Philosophen geschlagen werden."

„Mit dir, dummer einfältiger Kerl, ist gar nichts zu reden. Jetzt höre mich an. Also, du wirst wohl in deinem Leben etwas von der Sympathie gehöret haben?"

Johann. Ey freylich. Ich selbst habe mir ein Mahl das kalte Fieber damit vertreiben lassen: nähmlich mein Doctor schrieb einem Schwein mit Rothstein meinen Nahmen auf den Hintern, und damit blieb es aus.

Diog. Das war eine dumme Sympathie: aber es gibt auch eine gewisse magische, die durch die feste Concentrirung der Gedanken schreckliche Wirkungen hervor bringen kann, und vermöge dieser befürchte ich, daß die Dame der Schlag gerührt haben möge, und zwar in dem Augenblicke, als der Hauschyrurgus den Ofen zusammen geschlagen hat.

Johann. Warum nicht gar! Ihr bildet Euch wieder abentheuerliche Sachen ein.

Diog. Es ist keine Einbildung. Hat doch einst ein gewisser Doctor Sassafras seinen Schwager Sassaparille, den Apotheker, der ihn mit einem Demant vergeben hatte, im Zimmer erschossen, indem er sein Portrait

mit Kohle an die Wand mahlte, und eine Pistole darnach abdrückte, wovon jener in eben dem Augenblick am Schlag starb.

Johann. Das ist sonderbar. O weh! o weh! wenns da auch so wäre, so könnten wir sicher einpacken, im Fall es heraus käme.

Diog. Du Narr, das kann es nicht.

Johann. Nicht? — wie leicht könnte nicht jemand einen Scherben vom Ofen finden, der etwa einem Glied von ihr gleich sähe, und da wär es um uns geschehen.

Diog. Das ist nun freylich auch wahr. Doch weißt du was, wir wollen erst einpacken, und uns reisefertig halten, damit wir, wenn du üble Nachricht bringst, uns sogleich aus dem Staub machen können.

Sie packten also in größter Eile zusammen, und bestellten Postpferde. Nach diesen Anstalten ging Johann hin, und erkundigte sich, brachte aber seinem Herrn den Rapport von ihrem besten Wohlseyn, worüber er vor Freuden fast bis an die Decke hüpfte, und dem Himmel dankte, daß er seiner magischen Sympathie keine Kraft verliehen hatte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes macht Visite bey einer Dame. Er erklärt ihr die Philosophie. Das Kammermädchen hat unrecht verstanden.

Diogenes sandte den Johann sogleich wieder hin, und ließ sich anmelden, und die Duchesse ließ ihm sagen, daß sie ihn mit Vergnügen erwarte. Diese Antwort versetzte ihn in ein solches Entzücken, daß er sein Frühstück, welches er eben in der Hand hatte, und in einer großen Leberwurst und einem Stück Brot bestand, bey Seite legte, und von Freude gesättiget war. „Mein lieber Pflasterfeld," fing er zu seinem Hauschyrurgus an, „greif' er mir doch geschwind den Puls, und sag' er mir, in was für einer Situation er ihn findet." Er thats, und versicherte seinen Herrn, daß er sehr zärtlich und schmachtend schlage. Dieß gefiel ihm so sehr, daß er ihm einen großen Thaler schenkte.

Das Kammermädchen der Duchesse hatte dem Johann gesteckt, daß ihre Gebietherinn eine außerordentliche Freundinn des Putzes sey, und nichts weniger leiden könnte, als altfränkische Moden. Dieß hinterbrachte er sogleich seinem Herrn.

Er zog sich hierauf mit aller möglichen Sorgfalt an, und ließ sich eine Frisur nach der neuesten Mode machen, die aber, weil er sonst Kno-

pfe in den Seitenhaaren getragen hatte, und diese noch nicht modern geschnitten waren, nicht zum besten gerieth. Er nahm gewichste Stiefeln mit Spornen, gelblederne Hosen, einen schwarzen Kröpfler um den Hals, eine rothe Weste mit Borden, und einen Kaputrock mit blauem Kragen, und hing einen Galanteriedegen an. In den Haaren trug er einen zweyfach gedrehten kalbledernen Zopf, strich sich das Gesicht mit Kugellack roth an, und legte mehr als zwanzig Schminkpflaster auf, steckte einen Carniolpetschaftring an den Finger, und nahm seinen sammtenen Reisehut unter die Arme, und so war der Petitmaitre fertig.

Der Hauschyrurgus mußte ihm jetzt abermahls den Puls fühlen, und versicherte ihn, daß er nun wie ein Andante in der Musik ging, und aller Wahrscheinlichkeit nach bald wie ein Adagio schlagen würde, wofür er noch einen großen Thaler zu erwischen hoffte, dieß Mahl aber leer ausging. Um eine recht glänzende Rolle zu spielen, mußten der Hauschyrurgus und Johann ebenfalls ihre Staatskleider anziehen, und die Postpferde, die ohnedem bezahlt werden mußten, wurden an den großen Reisewagen gespannet, in welchem er vor der Duchesse Haus fuhr, wo er still halten ließ, und abstieg. Ein Kammerdiener führte ihn über die Treppe hinan, bis ins Frauenzimmer, wo ihm ein artiges dickes Kammermädchen entgegen kam,

welches ihn an das Zimmer der Duchesse führte.

Er hatte sich vorgestellet, daß sie ihn in ihrem größten Schmuck und Staat erwarten würde; um desto größer war sein Erstaunen, als er sie an der Toilette sitzend antraf, wo sie eine andere Kammerjungfer frisirte. Vor ihr hing ein großer Spiegel, in welchem die Duchesse jeden Hereinkommenden gleich sehen konnte. Da sie sich nun ihm in solchem zuerst präsentirte, so richtete er auch alle seine Complimente darnach, deren er in der Geschwindigkeit über ein Dutzend machte. Sobald er sich bis an den Sessel genähert hatte, nahm er ihre Hand, die er ihr rückwärts zog und küßte, worauf er wieder um etliche Schritte zurück trat, und aufs neue zu complimentiren anfing, welches ihm die Dame aus dem Spiegel erwiederte. — „Louise! Gebe sie dem Herrn einen Sessel!" — Sie stellte ihn vor die Duchesse. — „Setzen Sie sich, Herr Diogenes, daß ich Sie sehen kann." — „Gnädige Duchesse! erwiederte er, „das werde ich in meinem Leben nicht thun. Wollen Sie mich in Versuchung führen? Können Sie von mir fordern, daß ich sowohl Ihnen, als Dero Schatten im Spiegel den Rücken weisen solle? — Nein, so unbescheiden bin ich gewiß nicht." Auf vieles Zureden nahm er endlich doch Platz, stellte aber den Sessel so rückwärts, daß ihm die Duchesse mit Mühe durch schielende Seitenblicke sehen konnte.

„Erzählen Sie mir etwas," fuhr sie fort; „denn ich bin so unkundig in den Geheimnissen der Gelehrten, wie ein Kind." — Diogenes räusperte sich, und fing also an.

„Gnädige Duchesse! es leben leider so viele Menschen, die in der Welt leben, ohne zu wissen, was die Welt ist. Die Welt ist fürs erste kugelrund, und taucht sich alle vier und zwanzig Stunden auf und nieder in Compagnie und wechselsweise mit der Sonne, wie das Pedal an einem Posamentirerwerkstuhl, daher wir Tag und Nacht haben. Den Mond kennen Ew. Gnaden ohnedem, wiewohl man weiß, daß er eben ein solches Land ist, als das unsrige, und daß es auch Menschen darin gibt, die aber nur einen Fuß, und ein Auge haben, welches mitten auf der Brust ist. Dann kommen die Sterne und Planeten, unter welchen der Komet der größte ist, welcher einen sehr großen Schweif oder Appendix hat. Der Himmel ist sehr hoch über uns, und blau, wenn er rein ist. Das Meer ist sehr groß, und gewaltig tief, so, daß einer gleich ersaufen muß, wenn er hinein fällt. Kurz da gibt es viel tausend merkwürdige Sachen, die aber alle zum Erklären viel zu weitläuftig sind, und ich so auswendig nicht hersagen kann, wenn ich nicht das Buch bey mir habe, worin sie stehen."

Duchesse. Sie sind ein ganzer Weltweiser.

Ich muß gestehen, daß mir so einer noch nicht vorgekommen ist.

Diog. Hm! das gibt sich alles von sich selbst, wenn man natürliche Anlage hat.

Duchesse. Wollen Sie mir denn nicht noch etwas von Ihrer Philosophie erzählen?

Diog. Ach gnädige Duchesse, erlauben Sie mir, daß ich abbrechen darf. Ich bin zwar genugsam darin bewandert; aber wenn ich es aufrichtig sagen soll, ich kann es nicht so recht von mir geben, besonders vormittags.

Die Duchesse fragte ihn hierauf, was es für Hunde und Katzen in seinem Vaterlande gäbe, und welche Eigenschaften sie hätten. Es erfolgte hieraus ein langes Gespräch, und Diogenes leistete ihr vollkommene Genugthuung. Er wollte eben von der Liebe anfangen, als das im Vorzimmer stehende Kammermädchen eintrat, und die Ankunft des Fürsten de la Sandile meldete. „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Diogenes!" sagte die Duchesse, und stand auf. Diogenes stand auch auf, küßte ihr den Poudermantel und ging seines Weges. Wie er durch das Vorzimmer kam, packte ihn das Kammermädchen an. — „O vergeben Sie mir gnädiger Herr! Ich hörte an der Thüre, daß Sie darin von einen Cornet mit einem großen Schweife sprachen. Können Sie mir nicht zur Gnade seinen Nahmen sagen, und ob er von den Cuirassiers oder Dragonern ist; denn ich

habe unter letzteren einen Vetter, der diese Charge bekleidet, und den ich nicht ausfindig machen kann."

Diogenes merkte wohl, daß das gute Kind falsch gehöret hatte. Er erklärte ihr also die Sache zu ihrem größten Leidwesen. Im Abgehen drückte er ihr einen Thaler in die Hand, und bath sie, ihre Gebietherinn in der Gnade für ihn zu erhalten, und bey Gelegenheit ein gutes Wort für ihn zu reden, welches sie denn auch versprach. Sein Hauschyrurgus kam itzt aus der Küche mit einem ganz schwarz berußten Gesicht, worüber Diogenes von Herzen lachte. Der Kammerdiener lachte wieder über seinen Herrn; denn dieser hatte den Abdruck vom Pudermantel behalten, und sah so weiß aus, als ein Müllergeist. Sie gestanden nun einander ihre Avantüren, und da kams heraus, daß sich der Kammerdiener an ein Küchenmensch gewendet hatte, welches ihm einige Reinen, worin übergebliebene Speisen waren, Preis gegeben hatte, und da sie, aus Furcht von der Köchinn entdecket zu werden, das Licht ausgelöschet, so geschah es, daß er sich im Finstern so zurichtete, daß er einem Rauchfangkehrer nicht ganz ungleich sah. Sie eilten nun in den Wagen, und fuhren in ihren Gasthof zurück, wo jeder über die Begebenheiten des Andern seine Glossen machte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Nachricht, was Anlaß dazu gegeben hat, daß viele Große im Wagen aus dem Buche lesen. — Er bekommt von seiner Geliebten, der Duchesse d' Arc en Ciel, einen Repuls.

Die Liebe des Weltweisen zu der Duchesse und die von einem ihrer Mädchen erhaltene Nachricht, daß sie sehr eitel sey, erweckte jetzt um ihr desto besser zu gefallen, den Vorsatz, sich so viel möglich nach den bestehenden Moden zu richten, und dieserwegen gab er auch auf alles Acht, was darauf einen Einfluß hatte.

Er hatte schon oft bemerket, daß die Cavaliers und Damen, wenn sie über die Gasse fuhren, ein Buch in der Hand hielten, und in dem Wagen lesen. Anfänglich scherzte er darüber, als über eine Thorheit, daß sie der Welt ihren Fleiß und Gelehrsamkeit öffentlich wollten sehen lassen; allein er wurde nunmehr eines andern belehret. Ein gewisser Graf nähmlich hatte so viele Schulden, daß ihm seine Gläubiger, denen er das Haus verbothen hatte, immer auf der Straße auflauerten, und wenn sie ihn sahen, mit dem Hut in den Wagen winkten. Um nun dieser Höflichkeiten überhoben zu seyn, ergriff er dieß Mittel, und nahm ein Buch mit sich, in welchem er sich zu lesen stellte, wodurch er nun leicht entschuldiget war,

wenn er sagte, er hätte diesen und jenen Gläubiger ganz vergessen, indem er ihm nie in die Augen gekommen wäre, wodurch er sich seiner Schuld erinnert haben würde.

Da noch mehrere mit diesem Anliegen gequälet waren, so bekam er gleich Nachfolger; allein viele konnten entweder nicht lesen, weil sie nicht darin geübt waren, oder hatten gar zu schlechte und abgenützte Augen. Sie sahen nun also gar nicht die Nothwendigkeit ein, warum dann eben das Buch Blätter haben müsse, und ließen sich also Bücher von Mahaganiholz machen, die mit Perlmutter oder andern Zierrath eingelegt waren; statt den Blättern aber führten sie entweder die Portraits ihrer Geliebten darin, oder andere wollüstige und ergetzende Gruppen, mit deren Betrachtung sie ihren Geist beschäftigten, bis sie aussteigen konnten.

Obgleich Diogenes gegenwärtig noch keine Schulden hatte, ungeachtet er für seinen verfressenen Kammerdiener einen Nierenbraten um den andern bezahlen mußte, so machte er dennoch diese Mode mit, und ließ sich von einem Tischler eine kleine Bibliothek zusammen hobeln, damit er täglich Abwechslung hätte. Endlich kam er auch auf den Gedanken, Schulden zu machen, um ganz in die Mode zu kommen, und ließ bey seinem Wirth, welchen er erst täglich bezahlet hatte, aufschreiben.

Zum Glück war das Portrait seiner Duchesse bey einem Kunsthändler um etliche Sous zu verkaufen; dieses ließ er hohlen, und klebte es inwendig in sein hölzernes Wagenbuch, und nun fuhr er sogleich aus, und machte die Probe damit, die auch ganz vollkommen gut gerieth, und manchem Vorbeygehenden den Gedanken abzwang, daß man ihn doch wohl nicht mit Unrecht in die gelehrte Gesellschaft aufgenommen hätte.

Es wird nicht nöthig seyn anzumerken, daß er seine Besuche bey der Duchesse Tag für Tag wiederhohlte; doch hatte er das Unglück, sie entweder nie zu Hause anzutreffen, oder wenn sie ja zu Hause war, so ließ sie sich mit Migraine oder etwas anderm entschuldigen, und er bekam sie fast nie zu sehen. Dennoch blieb er gemeiniglich eine Stunde im Vorzimmer sitzen, und unterhielt sich mit dem Kammermädchen über die Tugenden, Güte und Schönheit ihrer Gebietherinn. Um ihre Vernunft vollkommen zu preisen, mußte er auch die geschickte Auswahl ihrer Dienstbothen billigen. Er lobte also das Kammermädchen, so oft er gegenwärtig war, und nannte sie schön, geschickt, brav und so weiter. Da er sich nun endlich in Worten völlig erschöpfet, oder sie wenigstens so oft wiederhohlet hatte, daß er dieses schon vor eigenem Ekel nicht mehr konnte, dennoch aber immer neu seyn wollte, so fing er allgemein an, sie mit

den Fingern zu loben, und strich ihr nicht selten die Wangen auf eine sehr pathetische Art.

Der Himmel weiß, wer so boßhaft gewesen seyn mochte, dieß der Duchesse zu hinterbringen; dehn ehe er es am wenigsten gedachte, sagte ihm ein Bedienter auf ihren Befehl, daß er künftig ihr Haus meiden sollte, wenn er sich nicht einer Sottise aussetzen wollte. Durch ein Geschenk von etlichen Livres brachte er es aus dem Bedienten, daß sein allzufreundliches Betragen gegen das Kammermädchen die Schuld, und nie mehr daran zu denken sey, die Duchesse mehr auf seine Seite zu bringen.

Er ging also gleich wieder die Treppe hinab, stieg halb außer sich in den Wagen, und fuhr nach Hause. Sobald er das Kleid ausgezogen hatte, mußte ihm der Kammerdiener den Puls fühlen, den er sehr bedenklich nannte, und für febrilisch hielt. Diogenes warf sich auf den Sofa, marterte sich mit den ängstlichsten Gedanken, und wußte sich gar nicht zu rathen. Plötzlich wurde er an seinem Puls einen schwarzen Fleck gewahr. Er glaubte, daß dieser ein Anzeichen des Brandes wäre, und rufte den Kammerdiener, welcher auch gleich bereit war, seinem Herrn eine Ader zu öffnen, ihn zu clystiren, auszulaxiren, und ein Zugpflaster aufzulegen; doch in dem Augenblick erschien Johann, und bemerkte, daß der schwarze Fleck ein bloßer Rußfleck war, den der Kammerdiener gemacht hatte,

und es kam nun heraus, daß er in der Duchesse Küche abermahls mit einer großen Bratpfanne zu thun gehabt hatte, in welcher ein gedünsteter Rehrücken war. So gern er auch seinen Herrn wegen der aufzuheben gezwungen gewordenen Blokade der Duchesse getröstet hätte, so sehr bedurfte er selbst Trost, indem er das Meiste dabey verloren hatte, und sich nun wieder an das bloße Kostgeld seines Herrn halten mußte, bey welchem er seinen ausgeweideten Bauch eben keine sonderlichem Elogen machen konnte.

Er mußte nun seinem Herrn abermahls den Puls fühlen, und sagte, daß er dieß Mahl un poco grave schluge, und die Ordnung einer Fuge beobachtete. Diese Art der Erklärung war ihm die liebste, und zum Glück verstand der Kammerdiener auch etwas von der Musik, indem er schon in seinen jungen Jahren in Pohlen den Dudelsack gespielet, und sich allgemeinen Beyfall erworben hatte.

Diogenes wußte nunmehr vor Seelenschmerz nicht, was er anfangen sollte; er glaubte, daß alles für ihn verloren sey, und daß er diesen Tag nicht überleben, und ihm der Schmerz das Herz abdrücken würde. Dennoch geschah es nicht, und ob er sich gleich den Tod wünschte, so starb er dennoch nicht, und sah mit äußerstem Mißvergnügen, daß er auch des andern Tages noch am Leben war.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes geräth in Verzweiflung, und will sich entleiben, kann aber mit der Todesart nicht eins werden. — Er macht sich eine Grabschrift und sein Testament. — Der Bildhauer will ihm keinen Leichenstein verfertigen.

Diogenes war am vorigen Tage so zerstreuet, daß er über sein Schicksal gar nicht nachdenken konnte, und er war in einer gewissen Art von Betäubung, gleich einem, der sich an dem Knopf eines herunter hängenden gläsernen Lusters auf den Wirbel gestoßen hat, und sich schnell niederbücket, und nicht eher zu fluchen anfängt, als bis der erste Schmerz vorüber ist. Heute fing er erst an zu denken. — „Immer habe ich geglaubet," sagte er zu sich selbst, „daß sich ein Philosoph über alles weg setzen könnte, aber ich finde, das es mir jetzt unmöglich ist. — Harte grausame Duchesse!" — — —

„Ha!" sagte er, „was soll ich mich lange mit Worten abgeben? — zu was nützen sie — nur um meinen Schmerz zu vergrößern. Die Duchesse ist in der Welt, und liebt mich nicht mehr, und ich bin auch noch in der Welt. Das geht nun gleichwohl nicht an, daß zwey Personen, die einander im Wege sind, zugleich leben sollen. Eines von uns beyden muß sich entfernen, und zwar durch den Tod. Es ist sicher, daß sich die Duchesse den Tod weit mehr wün-

schen wird, als ich; denn den Abschied hat sie mir nur Wohlstandswegen gegeben, und vielleicht reuet es sie schon; aber sie kann ihr Wort nicht mehr zurück nehmen. Aus dieser Ursache wird sie weit mehr als ich in Verzweiflung seyn. Mich selbst wieder einladen lassen, das kann sie mit Ehren nicht. Ich will ihr diese Erniedrigung ersparen, und sie befragen lassen, ob sie ihren Ausspruch bestätiget. Thut sie dieß, dann heißt es mit mir: Ade Welt!"

Er schickte nun seinen Johann noch ein Mahl in ihr Haus, nnd wollte sich erkundigen lassen, ob die Duchesse nichts an ihn zu befehlen hätte; allein dieser kam mit dem Bericht zurück, daß ihm der Portier schon von Weitem den Stockknopf entgegen gehalten, und gedrohet hätte, die Füße abzuschlagen.

„Ha! schrie er auf," ich merke den Handel schon. Sie will sich auf ihrem Sofa aus Verzweiflung zu Tode sitzen. Geräth ihr dieß, und sie läßt etwa ein Schreiben zurück, worin sie den Beweggrund ihrer Vernichtung offenbart, und mich mit Nahmen nennet, dann bin ich vor allen Menschen als ein Feigherziger verachtet, und sie wird als eine Heldinn gepriesen. Ich will ihr diese Ehre nicht lassen, und zeigen, daß ich kein Feigherziger bin. Dann wird sie heulen und schreyen, und sich halb zu Tode weinen; ich aber werde mir über ihren Kummer in meinem Grabe etwas zu Gute thun, und sie für ihre Un-

besonnenheit brav auslachen. Ich will dann den Kopf aus der Erde hervor stecken, und sagen: Ha, siehst du Duchesse! hättest du dein Beginnen besser überlegt, so dürftest du jetzt nicht traurig seyn; und je mehr sie klagen wird, je mehr will ich sie verhöhnen."

„Das Einzige ist nur der Teufel, daß ich noch nicht genug gestimmt bin, mich umzubringen. — Johann! geh er geschwind zu einem Kupferhändler, und kauf' er mir ein recht trauriges Bild." — Johann ging, und brachte ihm den Kupferstich von Sancho Panßa, wie er im großen Tuche liegt, um von den losen Gesellen geprellt zu werden. — „Dieß," sagte er, „ist ein sehr erhabenes Bild. Schmerz und Verzweiflung sind auf dem ehrwürdigen Gesicht des Herrn von Sancho so gut ausgedrückt, daß ich mich in diesem Augenblick ganz in seine Seele hinüber denke. Ich fühle, daß mir das Blut in den Adern kochet, und sich mit Gewalt Luft schaffen will — kleine Geduld, und es wird alles werden." —

Er berathschlagte sich nun, was er für eine Todesart wählen sollte, und nannte sie alle her. Erhängen, ersäufen, von einem Felsen stürzen, Halsabschneiden, mit dem Brotmesser erstechen, verbrennen, mit Gift vergeben, zu Tode hungern, und dergleichen.

„Erhängen?" sagte er: „ey pfuy!" — Der Strick gehört nur für Diebe und niederträchtige Betrieger, und der bin ich nicht. — Ersäufen,

dieser Tod gehört bloß für Weiber und feig-herzige Seelen. Zudem würde ich da den End-zweck meiner Entleibung ganz verfehlen. Denn ich will, daß mich die Duchesse nach meinem Tode bedauern, und mein Grab besuchen soll. Das Wasser aber würde mich, wer weiß wo-hin führen, oder ich könnte gar an einem un-terirdischen Gesträuche hängen bleiben, und dadurch die Welt, wenn ich nicht mehr zum Vorschein käme, auf den Gedanken bringen, als ob ich entlaufen wäre, welches Anlaß geben würde, über mich zu spotten und zu lachen. — Von einem Felsen stürzen? — damit hätte es gleiche Bewandtniß. Von einem niedrigen Fel-sen könnte ich mich vielleicht nicht zu Tode fallen, und nur einen Fuß oder Bein brechen, und ein hoher hat gemeiniglich so viele Zacken und Ritzen, daß ich gar leicht in eine derselben fal-len, und mein Tod unbekannt bleiben könnte. — Halsabschneiden? — da würde ich zu viel Ähnlichkeit mit einem abgestochenen Kalbe ha-ben. — Mit dem Brotmesser erstechen ist un-gewiß, ob man den rechten Fleck trifft, und auf der Stelle bleibt. — Mit Gift vergeben? — da würde durch das häufige Erbrechen meine Gestalt zu sehr verhunzet, — Verbrennen? — da bekäme ich nicht einmahl ein Grab, folg-lich könnte auch die Duchesse nicht darüber weinen. — Zu Tode hungern! — ja das ginge

wohl an; aber man muß zu viel dabey leiden, und dieser Tod ist auch gar zu langweiiig." —

„Ha, eben fällt mir noch etwas ein — erschießen — ja, das ist das Rechte. Der großmüthigste, ehrwürdigste und eleganteste Tod unter allen, den schon mancher Fürst und König gestorben ist. Er ist mit einem Wort heroisch. Der edle junge Werther ging ja auf dem nähmlichen Pfad in die Ewigkeit über, aber mit Umständen, die seinen Sieg verherrlichten. — Lotte selbst borgte ihm Pistolen — Wie wenn ich auch welche von der Duchesse hohlen ließ? — Doch sie wird mir keine borgen, denn der Portier jagt meinen Bedienten am Thor zurück. — Doch kann ich meinen Tod nicht noch eleganter machen, als er? — Ich will mich mit einer Haubitze erschießen — das müßte ein anderer mir thun, und ich würde es vielleicht durch kein Geschenk dahin bringen, daß ers thäte — Allein eine Haubitze macht wieder ein gar zu großes Loch, und ich würde miserabel zugerichtet werden, und spectaculös aussehen. — Nein, Pistolen bleiben doch immer Pistolen, gleichwie ich ein Weltweiser."

„Nur habe ich noch etwas dabey zu bedenken. Eine Pistole ist zu wenig. Wenn ich mich nicht recht träfe, so würde ich zu viel leiden müssen. Zudem macht sie einen so starken Knall, der gar leicht Menschen herbey ziehen könnte, die

mich verbinden, und wieder curiren würden. Ich muß also zwey Pistolen haben, damit ich mir, wenn die erste ihre Schuldigkeit nicht thut, gleich mit der zweyten den Rest geben kann. — Wohl! morgen in aller Frühe soll es vor sich gehen, und ich will indessen meine Sachen in Ordnung richten. Drey Dinge muß ich hauptsächlich besorgen. Mein Testament, eine Grabschrift, und einen Abschiedsbrief an die Duchesse."

„Da ich die Grabschrift noch vor meinem Ende sehen will, so muß ich dazu am ersten Anstalt machen." Er setzte sich also hin, und schrieb Folgendes nieder.

„Steh stille, Wandrerinn, und weine
Vor deines Jünglings Leichensteine,
In dessen Bauch sein Schatten ruht;
Dir war ich ganz allein ergeben,
Und wußte (wie du weißt) zu leben;
Jetzt weiß ich, wie das Sterben thut.
Merk auf: ob deiner tollen Possen
Duchesse, hab ich mich erschossen
Mit Kugeln und gehacktem Bley.
Erinnre dich in bangen Stunden,
Daß ich, der deinem Blick entschwunden,
Als Philosoph gestorben sey.

Diogenes.

Paris, in articulo mortis 1790.

Er gab sie nun seinem Bedienten mit dem

Auftrag, sie zu einem Bildhauer zu tragen, zu fragen, ob er ihm einen pyramidenförmigen Leichenstein von schwarzem Marmor mit dieser Inschrift bis in vier und zwanzig Stunden liefern könne, und mit ihm den Preis zu accordiren. Jetzt machte er sein Testament folgendermaßen.

„Letzter Wille, id est Testament des durch den Feuerschlund einer Regensspurger Pistole sich selbst vernichtenden Diogenes, Erb- und Lehnherrn auf Diogena etc. gebornen und studierten Weltweisen, Mitglieds der gelehrten Societät zu Paris etc. etc.

Meine Seele empfehle ich in die Hände des Himmels, mein Herz der schönen Duchesse d' Arc en cil, und den Leib der kühlen Erde.

Nachdem ich mir vorgenommen habe, diese nichtswürdige Welt den 10. dieses Abends um eilf Uhr zu quittiren, und mich durch Pulver und Bley zu vernichten, so verlange und begehre ich, daß man nach meinem Tode folgende Puncte in Erfüllung bringen möchte.

1. Man soll mich nach meinem Tode seciren, und das Herz sammt der Leber in ein feines holländisches Papier, welches einen Goldschnitt hat, einwickeln, und zum ewigen Andenken der schönen und unvergleichlichen Duchesse d' Arc en ciel überbringen.

2. Meinen hohen Wagen soll die kleine

Marquise de Champignon erhalten, damit sie nicht mehr befürchten darf, von den Vorbeypassirenden nicht bemerket zu werden.

3. Meine Reisekalesche nebst dem Postzug soll der lahme Bettler erhalten, welcher immer vor diesem Wirthshause liegt, und nicht gehen kann.

4. Das Fortepiano soll mein Kutscher erhalten.

5. Meine Stiefelhölzer, Barbiermesser, Kohlpfanne, Reitpeitsche, Blendlaterne und Jagdtasche vermache ich der gelehrten Gesellschaft.

6. Meinen stählernen Degen und die silbernen Sporren soll man den Carmeliternonnen übergeben.

7. Die noch übrigen Kapaunen, nebst den vor dem Fenster liegenden Salamiwürsten, und mein Hammer sind den P. P. Capuzinern zu N. zuzustellen.

8. Meine sämmtliche Kleider erhält mein Kammerdiener; doch da ich, als ich die Duchesse kennen gelernet habe, das erste Mahl gelblederne Beinkleider getragen, so soll er gehalten seyn, diese auf allenfalsiges hohes Verlangen an die Duchesse unentgeltlich auszuliefern, damit sie solche in ihrem Naturaliencabinett aufhängen könne.

9. Die Postillionstiefeln, noch übrige Wagenschmiere, nebst dem Schmeer, Pferdekämmen und Wagenbürsten vermache ich den P. P. Franciscanern zu N.

10. Meine kleine Bibliothek soll den Sesselträgern beym Theater gegeben werden.

11. Nach Abzug meiner Begräbnißkosten soll mein Bedienter Johann von dem Überrest die Hälfte, die andere Hälfte aber das Findelhaus bekommen.

12. Mit meinem Silberzeug soll der Wirth bezahlt werden; doch soll er gehalten seyn, den Kammerdiener und Bedienten so lange zu unterhalten, bis sie wieder Dienste bekommen.

13. Meinen rothen Kugellack zur Schminke vermache ich der bleichsüchtigen Küchenmagd, Barbara.

14. Will ich, daß man dieß Testament nicht, wie gewöhnlich, sechs Wochen liegen lassen, sondern alsobald den ersten Tag eröffnen und publicieren solle.

Zum Executor meines Testaments habe ich den Herrn Hilarius, königlichen Überreiter und Tobaksbeschauer bestellt, und wird hiemit jedermann ersucht, ihm alle nöthige Hülfe zu leisten. Paris den 9. Okt. 1790.

Jetzt schrieb er noch folgenden Brief an die Duchesse.

„Theure angebethete Duchesse!"

„So wie Sie diesen Brief erhalten, ist schon Diogenes nicht mehr. Sie haben mich von sich verstoßen. Es ist möglich, daß Sie nur meine Standhaftigkeit auf die Probe stellen, oder vielleicht gar mit mir scherzen wollten; allein ein Philosoph versteht keinen Spaß, und noch viel weniger Diogenes. Sie werden wohl gehöret haben, daß ich mich gestern um eilf Uhr in der Nacht mit einer Pistole erschossen habe. Glauben Sie nicht, daß es ein bloßes Gerücht ist; ich habe mich wirklich erschossen. Eine Baßkugel nebst etlichen Stücken gehacktes Bley war die Ladung. Ich stellte mich mitten in das Zimmer, kehrte mich mit dem Gesichte nach Ihrer Gegend, und drückte los. Die getreue Pistole versagte mir nicht, und ich traf das Herz so gut, daß ich Knall und Fall niederstürzte, und keinen andern Schmerz mehr spürte, als den, daß ich mich von Ihnen trennen müssen."

„Kümmern Sie sich nicht, wertheste Duchesse, über mein Hinscheiden. Mir ist wohl. Leben Sie lange; aber wenn ich es um Sie verdienet habe, so erzeigen Sie mir die einzige Gnade, bisweilen mein Grab zu besuchen, und mich zu bedauern. Sie werden dadurch unendlich consoliren, und sich höchst verbindlich machen.

Dero

ewig getreuen
Diogenes."

Er versiegelte beyde Papiere und legte sie auf den Tisch. Kaum war er damit fertig, so trat der Bildhauer zur Thüre herein, und frug ihn, ob er derjenige Cavalier sey, dem er die Grabschrift machen solle. Diogenes bejahte es. — „Gnädiger Herr," fing er hierauf an, „Sie sind noch nicht todt, und wie ich merke, wollen Sie sich erst erschießen. Ich kann Ihnen nicht arbeiten; ich würde für meine Mühe schlecht belohnet werden, und man würde mich wenigstens dafür an den Pranger stellen; denn ich muß Ihnen sagen, daß es in Paris nicht erlaubt ist, sich selbst zu entleiben."

Diog. Entleiben? — Entleiben? — pfuy! das ist ein garstiges Wort, welches man nur von einem Pöbelmenschen sagt. Ich aber vernichte mich, und das auf eine edle heroische Art.

Bildh. Das dürfen Sie aber nicht: es ist verbothen, ist ein großes Verbrechen.

Diog. Das wäre eine curiöse Gerechtigkeit. — Wer kann es mir verbiethen? — Muß ich nicht meinem Magen zu essen und zu trinken geben, und ihn ernähren? — Wenn ich ihn nun nicht mehr ernähren will, wer kann es mir aufbürden? — Ich will doch den sehen, der es mir verwehren will. — Machen Sie nur die Grabschrift.

Bildh. Ich finde es unnöthig, denn Sie würden da keine brauchen. Hier ist der Brauch, daß man keinem, der sich vernichtet hat, ein

Epitaphium setzet, sondern durch den Freymann auf dem Karrn fortführen, und unter dem Galgen begraben läßt, ausgenommen, wenn man Spuren hat, daß er im Kopf nicht richtig war.

Diog. O über die verdammte Mode! — Aber wissen Sie, mein Herr, darum dürfen Sie sich nicht kümmern. Ich bin überzeugt, daß man in einer Stadt, wie Paris, wo die Politesse ihren Depot hat, keinen fremden Cavalier so unanständig behandeln wird. Hier haben Sie zwey Louisdor's voraus; machen Sie Ihre Sachen.

Bildh. Behalten Sie Ihr Geld. Ich arbeite nicht; denn ich sehe wohl, Sie sind nicht klug, und glaube auch schwerlich, daß Sie sich erschießen werden.

Der Bildhauer ging mit Lachen aus der Thüre, Diogenes sprang aber wüthend im Zimmer herum. „Was?" sagte er, „so glaubt dieser Kerl nicht einmahl, daß es mein Ernst ist! — Gut, davon sollst du bald überzeugt werden. Ich will es schon so anstellen, daß ich gewiß auf dem Platz bleiben muß. Eine Pistole könnte mir vielleicht den Rest nicht geben; ich nehme also zwey. Trifft mich die erste nicht gut, so soll die zweyte die Arbeit vollenden. Ich habe oft von den Engländern gehört, daß es ihnen nur ein Spaß ist, sich zu massakriren. Ey, so will ich der Welt zeigen, daß in einem deutschen Herzen auch englisches Blut wallet."

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes steht ganz von dem Vorsatze ab, sich selbst zu vernichten.

Diogenes besorgte noch verschiedene Geschäfte, die auf seinen Vorsatz gingen, und brachte damit bis Mittags zu. Die Mahlzeit schmeckte ihm nur mittelmäßig. Nach Tische ließ er sich Pulver und Kugeln hohlen, schraubte frische Steine auf seine Pistolen, lud sie, und legte sie auf den Tisch, verboth aber vorher bey Cassation, daß sich keiner vor seinen Leuten unterstehen sollte, ungerufen in sein Zimmer zu kommen.

„Wie mache ich es, daß ich nicht lange leiden darf?" sagte er zu sich selbst. „Das Beste ist, einen Schuß in den Mund, den andern nach dem Herzen. — Nur ist der Umstand, daß ich nichts Kaltes in den Mund nehmen darf, weil mich gleich die Zähne schmerzen." — Ich kann ja ein Mahl einen Versuch machen. — Er nahm jetzt eine Pistole, schüttete das Pulver von der Pfanne, ließ den Hahn über, und stellte das Licht weit weg, damit nicht etwa ein Funke daran spritzen, und es los brennen möchte. Er nahm den Lauf in den Mund, fühlte aber zu seinem Verdruß, daß ihm sogleich die Zähne weh thaten. Er legte es bey Seite, ergriff es noch zehn Mahl, und immer fühlte er Schmerz. „Das wird wohl nicht angehen," fuhr er fort, „und über dieß ist noch etwas dabey zu bedenken. Gesetzt

die erste Pistole geht los, und die zweyte versagt, so sterbe ich nicht, und bin zum Krüppel geschossen, oder muß wenigstens viel ausstehen, ehe ich hin bin."

„Dann sagte mir der Bildhauer, daß ich entweder unter dem Galgen begraben, oder für einen Narren erkläret werden würde. Einem andern könnte das alles nach seinem Tode gleich seyn; aber bey mir ginge schon wieder der ganze Endzweck der Vernichtung verloren. Schwerlich würde sich die Duchesse entschließen, in ihrem Staatswagen unter den Galgen zu fahren, und mein Grab mit Blumen zu bestreuen; und eben so wenig möchte sie auch wohl einen Narren besuchen. — Was soll ich also thun? — Ich will es aufschieben, bis zu einer andern Zeit. — Ey, ey, daß man sich doch nicht einmahl vernichten kann!" — —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes hält ein kurzes Gespräch mit seinem Bedienten über den Selbstmord.

Es wurde Morgen. Diogenes lag noch im Bette, als es schon acht Uhr schlug. War es denn ein Wunder? Ein feuriger junger Mensch, welcher bis in die Mitternacht einen Todeskampf gekämpfet hatte, — ein Geschäft, in wel-

chem sich alle Seelenkräfte vereinigen, alle Nerven bis zum zerspringen anspannen. — Ist es denn ein Wunder, sage ich, wenn er des andern Morgens noch so spät der Ruhe pflegt? — Dennoch fühlte sich Diogenes nicht ermattet, da er erwachte, und bekannte selbst, daß er eine sehr gute Natur habe. Er wälzte sich noch eine Weile herum; endlich rief er dem Bedienten.

„Johann!" sagte er, „bemerkest du nichts?"

„Ich bemerke nichts, gnädiger Herr! aber es kam mir gestern wunderlich vor, daß Sie sich einsperrten, und nicht ausziehen ließen. Haben Sie vielleicht gar Geister citirt?" —

Diog. Keineswegs. Gibt es denn nicht gewisse andere Dinge in der Welt, die ein großer Geist, ein Weltweiser unternehmen kann?

Joh. Ich weiß keine wichtigeren mehr. Geld werden Sie doch wohl auch nicht geschlagen haben? —

Diog. Du bist nicht klug. Aber sieh dich nur recht um. Bemerkest du nicht ein Paar Pistolen?

Joh. Ja, die seh' ich. Ew. Gnaden werden vermuthlich einen Räuber gefürchtet haben.

Diog. Fürchten? — Ha beym Element! fürchten! — Diene nie bey einem Herrn, der sich fürchtet. — Wer sich selbst erschießen kann, fürchtet sich doch gewiß nicht.

Joh. So wollen Sie sich erschießen? — Ach um des Himmels willen, mein guter Herr, thun Sie dieß nicht! Sie würden uns dadurch

zu kummervollen Waisen machen. — Könnten Sie sich dadurch resolviren?

Diog. Hm! — Kleinigkeit?

Joh. Schöne Kleinigkeit! Welche Stunde haben Sie denn zu dieser unglücklichen Expedition bestimmt?

Diog. Ich hatte die gestrige Abends um eilf Uhr bestimmt. Alles war bereitet.

Joh. Hatten? — Nun Gott sey Dank! — also erschießen Sie sich doch wohl nicht mehr, weil Sie traversirt haben.

Diog. Ich habe mich anders besonnen, weil man mir gesagt hat, ich würde schimpflich begraben werden.

Joh. Dessen bin ich von Herzen froh. Gleich will ich die bösen garstigen Pistolen wieder an die Wand hängen.

Diog. Nimm dich in Acht! Sie sind mit Kugeln und gehacktem Bley geladen.

Joh. Gerechte Götter! — schon geladen — und das mit Pulver und Bley. — O mein ganzes Wesen entsetzt sich davor.

Diog. Du bist ein furchtsamer Hase? Wie kann man sich davor entsetzen? — Pulver und Bley sind Producte der Natur. Soll sich ein Philosoph vor Naturproducten fürchten? — Über dieß kann ich selbst Pulver machen und Kugeln gießen. — Hast du wohl je gehört, daß sich ein Vater vor seinen eigenen Kindern fürchtet?

Joh. Wenn sie aus der Art, schlagen wie Absalon. — Aber diese sind gar ehrvergessene Kinder. — Um alles in der Welt, gnädiger Herr!

Diog. Beruhige dich. Laß mir den Kammerdiener kommen, und den Puls fühlen.

Der Kammerdiener kam, fühlte den Puls, und sagte, er ginge un poco grave, ma non molto. — Deß war Diogenens sehr froh, und ließ sich ankleiden, worauf er spazieren ging; Johann aber nahm die Pistolen, und weil er befürchtete, daß sein Herr noch ein Mahl desperat werden könnte, so zog er die Schüsse heraus, und keilte in jede ein Stückchen Wachslicht, die Steine und Batterie aber schmierte er sorgfältig mit Speck ein, damit sie ja nicht mehr Feuer geben möchten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Diogenes wird mit einem Frauenzimmer bekannt, von welchem er ganz ausgezogen wird.

Diogenes ging schon eine Stunde in dem königlichen Garten spazieren, als ihm unvermuthet ein Frauenzimmer aufstieß, welches Aufmerksamkeit verdiente, und einem Mann Neigung einflößen konnte. Sie war schön mit einem Wort. Er ging ihr nach, und fühlte ein

gewisses Verlangen, mit ihr bekannt zu werden; doch da sie ein sehr majestätisches Wesen an sich hatte getraute er sich lange nicht sie anzureden, und wollte lieber warten, bis sie den Anfang machen würde. Da aber dieß nicht erfolgte, so beschloß endlich er es zu thun; nur war die Frage, wie die Anrede am schicklichsten werden sollte: und dazu mußte er eine gute Art ersinnen.

Endlich hatte ers gefunden. Er zupfte sie am Kleid, und da sie um sich sah, fing er an: „Meine schöne unvergleichliche Madmoiselle, können Sie mir nicht sagen, wo hier der Bürgermeister logiret?" Sie sah ihn bedenklich an, merkte aber gleich wo, es ihm fehlte; indessen versicherte sie ihn, daß sie es nicht wisse. „Nehmen Sie es nicht ungütig," sagte er, trat wieder zurück auf seinen Posten, und folgte ihr von weitem.

Sie ging aus einer Gasse in die andere, und endlich, da sie bemerkte, daß er nur einige Schritte hinter ihr war, ließ sie ihr Schnupftuch wie von ohngefähr auf die Erde fallen. Er hob es auf, trat zu ihr, und überreichte ihr es, indem er es etliche Mahle ganz enthusiastisch küßte; da sie aber Tobak schnupfte, kam ihm ein Bätzchen ins Auge, wovon er in dem Augenblick zu weinen anfing, und es zuhalten mußte. Die Dame bedauerte ihn, da sie von ihm die Ursache erfuhr, und that ihm dem Vorschlag, daß,

da sie eben bey einem Hause gingen, in welchem sie bekannt wäre, er mit ihr hinein treten möchte, um sich die Augen mit frischem Wasser auszuwaschen, und er folgte ihr.

Sie führte ihn durch einen langen Gang, und über verschiedene Stiegen bald auf, bald nieder, die er, da er das Auge zuhielt, selbst nicht beobachten konnte, bis sie endlich an eine Thüre klopfte, durch welche sie in eine sehr schön möblirte Stube kamen, wo noch zwey Frauenzimmer, und eine große Schweizermagd waren, welche letztere sogleich nach Wasser geschickt wurde, welches, wie sie sagte, im gegenüber stehenden Hause gehohlet werden müßte. Er setzte sich indessen mit seiner Begleiterinn auf einen Sofa, und sie schlang, als ob es aus Mitleid geschähe, ihren Arm um ihn, und sprach ihm Trost zu, welches ihm auch ziemlich behagte. Endlich wurde das Auge fast wieder gut, so daß er es schon wechselsweise eröffnen konnte, als die Magd mit einer Schüssel voll Wasser eintrat.

Er wusch sich nunmehr, und die Dame beredete ihn, daß er auch das andere Auge säuberte; aber kaum war er damit fertig, so wurde ihm, als wenn er einen Stahr bekäme, und die Augenlieder klebten sich so fest zu, als wenn sie mit Tischlerleim zusammen geleimet worden wären. Alle Mühe, sie zu eröffnen, war umsonst, und er mußte unter Fluchen und Lästern auf der

Stelle sitzen bleiben. Er wurde nunmehr von unsichtbaren Händen bedient, die sich sehr angelegen seyn ließen, ihm Luft zu machen, und bis auf das Hemd alles auszogen und wegnahmen, was er auf dem Leibe trug, ohne dabey ein Wort zu reden, und der gute Diogenes, welcher wohl spürte, daß mehr als zwey Hände an ihm waren, handelte so philosophisch, sich nicht im geringsten zu widersetzen, aus Furcht, daß man ihm nicht etwa übel mitspielen möchte.

Bald darauf fühlte er, daß man ihm ein altes grobes Hemd überwarf, und dann einen Brustlatz und Ärmelweste. Hierauf zog man ihm ein Paar zerrissene Hosen an, zog ihn in die Höhe, und führte ihn in ein Behältniß, welches hinter ihm zugeschlossen wurde. Er merkte bald, daß es ein Holzgewölbe war; denn er fand, als er herum tappte, einen Klotz, auf welchen er sich in halber Verzweiflung nieder ließ. Hier hatte er nun Zeit zu abstrahiren, und um seine Melancholie in etwas zu dämpfen, stellte er sich vor, daß er Herkules sey, welcher eben den Marmorstall des Augias gemistet habe, und nun, von der Arbeit in etwas auszuruhen, sich niedergesetzt habe; denn der Boden unter ihm war wirklich so kalt, als wenn er mit Steinen belegt gewesen wäre.

Nachdem er so eine Weile gesessen, und sich getröstet hatte, fielen dadurch, daß er sich so leicht überwinden lassen, alle seine abstracten Ideen wie-

der über den Haufen, und er überzeugte sich, daß er ein sehr schlechter Herkules gewesen sey, besonders wenn er an seine Beinkleider fühlte, aus welchen das Eingeweide hier und da heraus hing, welches er in seiner Fantasie für die Klauen der Löwenhaut gehalten hatte. Er dachte nun wieder an seine Augen, und rieb mit den Fingerknebeln daran, aber alles wollte nichts helfen, Endlich verfiel er auf ein Mittel, welches seine Blindheit gänzlich hob. Er machte den Versuch, sie mit seinem eignem Urin aufzuweichen, und es gelang ihm, daß er vollkommen wieder sehen konnte.

Er bemerkte durch ein kleines an der Decke angebrachtes Fenster, daß es bereits dämmerte, und wünschte in der ängstlichsten Dringlichkeit seine Freyheit zu finden. In dieser Absicht ging er an die Thüre, und bemerkte, daß sie nicht recht schloß, und auswendig bloß mit einem eisernen Riegel verschlossen war. Da nun verschiedene Späne Holz da herum lagen, so suchte er sich einen tauglichen, mit dessen Hülfe er durch die Öffnung den Riegel glücklich zurück schob, und hinaus auf einen finstern Gang kam, welcher ihn zu der Hausthüre führte.

Wie ein Rasender sprang er auf die Gasse, und lief was er laufen konnte, aus Furcht, daß man ihn verfolgen und einhohlen möchte. Erst nachdem er eine halbe Stunde gelaufen war, wagte er sich einen vorüber gehenden alten Mann

anzureden, und zu fragen wo, er wäre. Er hatte, weil er irre gelaufen war, eine halbe Meile weit bis nach seinem Gasthofe, bath also den Alten, daß er doch einen Wagen miethen, und ihn nach Hause bringen möchte, indem er ein Cavalier sey, und ihn bey seiner Nachhausekunft über die Auslage reichlich belohnen wollte; allein der Alte schlug ein volles Gelächer auf, und sagte: „Du magst mir ein rechter Cavalier seyn — wirst wohl heute auf deinem Kreuzertheater einen vorgestellet haben; aber itzt bist wieder Hannswurst. Geh nur allein, denn ich verlange deine Gesellschaft nicht." Er mußte also den ganzen Weg zu Fuß machen, welcher ihm ziemlich sauer wurde, bis er in seinem Gasthof ankam.

Wie er die Treppe hinan ging, begegnete ihm der Hauschyrurgus, welchen er sogleich anredete, daß er ihm doch den Puls fühlen sollte. Da dieser schon wieder seine volle Ladung hatte, seinen Herrn aber in dieser Montirung nicht kannte, nahm er es übel, und wollte ihn schon bey den Ohren fassen, und abtuschen, als zum Glück Johann dazu kam, welcher bessere Augen hatte, und ihn aus seinen Klauen riß. Sie führten ihn nun beyde ins Zimmer, und brachten Licht, fingen aber alle beyde laut zu lachen an; denn er hatte einen Hannswurstbart von Pfannenruß, welcher bis an beyde Ohren reichte. Er warf sich auf einen Sessel, und seufzte tief.

„Mein guter Herr!" fing Johann an: „wer hatt Sie denn so übel zugerichtet?"

Diog. Das schöne Geschlecht.

Johann. Das mag mir das letzte schöne Geschlecht seyn. Es werden Sie vielleicht wohl gar Seelenverkäufer in der Mache gehabt haben.

Diog. Herzensverkäufer willst du sagen. Es waren Frauenzimmer.

Johann. O die bösen Geschöpfe! — Was sie nicht alles für Unheil anrichten können! Gestern wollten Sie sich wegen einer erschießen, und heute machen gar welche einen Salzburger aus Ihnen.

Diog. O hätte ich mich doch lieber gestern erschossen!

Johann. Bey Leibe nicht, gnädiger Herr. Den Bart kann man abwaschen, aber das Loch von der Kugel ist nicht mehr zuzustopfen. Wo haben denn Ew. Gnaden Ihre Kleider, Uhr und dergleichen gelassen?

Diog. Alles ist fort, mein lieber Johann in einem Hause, welches ich nicht nennen kann, auch nicht finden werde; denn ich habe mir es nicht gemerkt.

Er erzählte itzt dem Bedienten die ganze Geschichte, worüber er bitterlich weinte, Diogenes aber ihn wieder bestens tröstete. Er ließ sich nunmehr ausziehen, und eilte zu Bette; vorher aber mußte ihm der Hauschyrurgus noch ein

Mahl den Puls fühlen. Er ging heute un poco grave ma non lento.

Dreyßigstes Kapitel.

Diogenes hält ein Selbstgespräch, worin er sich beredet, daß es das Frauenzimmer nicht böse gemeinet habe, und entschuldiget es.

Diogenes lag zwar im Bette, konnte aber nicht schlafen, und überdachte die Geschichte des vergangenen Tages von allen Seiten. „Ich weiß gewiß," sagte er bey sich selbst, „wenn ich sie jemanden erzählen sollte, der würde das Frauenzimmer, welches mich auf eine so seltsame Art bedienet hat, sogleich verdammen, und sie eine Bestie und Canaille nennen. Mit Grund könnte ich ihr diese Nahmen unmöglich geben. — Es ist allem Vermuthen nach ein Mädchen von gutem Hause gewesen, denn in ihrem Gebärden, Blicke, kurz ihr ganzer Anstand hatte sie was Edles, was Ehrwürdiges an sich. — Sie ist vermuthlich gut erzogen worden, hat den Kleiderluxus gelernet, und Geschmack daran gefunden, hat an einem guten Tisch gespeiset, kurz ist in einer Art von Delicatesse aufgewachsen. Ihr Vater ist entweder bankerot geworden, oder gestorben, und sie hat von dieser Seite keine Unterstützung mehr gehabt."

„Ha, würde ein Unphilosoph sagen, so soll sie die Leute nicht ausziehen, nicht betriegen, sondern in einen Dienst gehen, arbeiten und ein ehrliches Leben führen. Ja, das läßt sich leicht reden, aber schwer thun. — Soll das gute Kind, das sich sonst so geschmackvoll getragen, auf ein Mahl im Corset, und gemeiner Haube hergehen? — Was würden ihre Bekannten dazu sagen? — Ey Fräulein Lisettchen oder Hannchen, wie kommen Sie zu diesem Aufzug? welch eine schreckbare Metamorphosirung! — Wie würde sich da das arme Mädchen schämen! — wie wehe würde es ihr nicht thun!"

„Ich weiß gewiß, daß sie kein böses Herz dabey hat, wenn sie jemanden etwas nimmt. Sie würde einen darum bitten; aber die Scham und Furcht daß es ihr abgeschlagen werden dürfte, verhindert sie daran. Eben diese Scham war vermuthlich Schuld, daß sie mir die Augen verkleistern lassen, damit ich ihre Erröthung nicht sehen sollte."

„Die Nothwendigkeit, mir meine Uhr und Börse nehmen, und meine Kleider ausziehen zu müssen, hat ihr gewiß wehe genug gethan; aber was wollte sie machen, wenn sie vielleicht Quartier und Kostgeld für einige Monathe schuldig war, und nicht bezahlen konnte?"

„Sie hat mir zwar keinen Kuß gegeben, keine Liebkosungen während dieser Handlung erwiesen, und es war auch klug von ihr gehandelt;

denn sie würde dadurch nur ihre schmerzhaften Empfindungen gereizet, und das Mitleid ermuntert haben; aber dadurch wäre sie nicht in bessern Umstände versetzet worden. Ein Mensch, der noch so viel hat, gibt nicht leicht etwas freywillig her; wenigstens hält es hart, und besteht in einem starken Kampf, bis er sich dazu entschließet; ist es aber einmahl weg, so denket er, hin ist hin; — es ist einmahl nicht mehr zu ändern, — er rechnet das verlorne nicht mehr, und seine Gedanken werfen sich bloß auf das, was er noch zu Hause hat. Diesen Kampf hat sie mir dadurch auch ersparet."

„Es geht mit so einem Menschen just so, wie mit einem, der sich einen Vorderzahn ausreißen lassen soll. Er ist nicht dazu zu bringen: wenn ihm aber jemand solchen unversehens heraus reißet, daß er sich nicht lange bedenken kann, dann macht er sich nicht viel mehr daraus, daß er um einen weniger hat, und sinnet nur bloß darauf, die noch übrigen zu erhalten."

„Aus allem diesem erhellet ganz deutlich, daß sie es nicht böse mit mir, sondern bloß mit sich selbst gut gemeint haben müsse. Ich habe in meiner Philosophie dreyerley Species von Gutmeinen: erstlich, es mit einem andern gut meinen, und mit sich nicht; zweytens es mit sich gut meinen, und mit einem andern nicht;

drittens, es mit sich und einem andern gut meinen. Die ersten zwey Arten nenne ich das unilaterale, die letztere aber das bilaterale Gutmeinen. Sie befolgte dieß Mahl das unilatirale Gutmeinen, und exercirte also eine Lection aus der practischen Philosophie. Es hieß dieß das affirmative Gutmeinen, und ist die rühmlichste Gattung. Dann kommt das negative. Erstlich, wenn ich es mit mir nicht gut meine, ohne es mit dem Andern gut zu meinen; dann, wenn ich es mit dem andern nicht gut meine, ohne es mit mir gut zu meinen, und endlich; wenn ich es weder mit mir noch mit dem Andern gut meine, und heißen erstere zwey Arten wieder das unilaterale, letztere aber das bilaterale Nichtgutmeinen. Übrigens muß man sich schon gefallen lassen, etwas für das schöne Geschlecht aufzuopfern; und wer weiß, ob sie nicht etwa gar eine vornehme Dame war, die sich bloß deßwegen diesen Spaß gemacht hat, um meine Gelassenheit auf die Probe zu stellen. Es ist möglich, daß ich nächstens ein Billet bekomme, mich zu ihr zu verfügen. — Allein wie kann dieß geschehen, da sie den Ort meines Aufenthalts nicht weiß, und ich ihr meine Addresse nicht gegeben habe? — O da habe ich doch unphilosophifch gehandelt, daß ich nicht so lange gewartet, bis sie mich darum befraget hätte."

---

pag. 191.



Ein und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes zeigt seine Geschicklichkeit im Gondel- oder Roullettenspiel auf offener Gasse, und macht dadurch alle Kinder rebellisch. — Er macht dem Kanzler die Aufwartung, und dieser bringt ihn mit lauter Complimenten zur Thüre hinaus.

Diogenes war ziemlich verdrießlich darüber, daß ihn, seit der Visite bey dem, Minister kein Großer zu sich einladen wollte, da er doch über die Vortheile seiner Geburt ein Mitglied der gelehrten Gesellschaft war, und tadelte die Nation, daß sie die Wissenschaften und Priester derselben so wenig zu schätzen schien. „Allein, sagte er zu sich selbst, „ich habe oft gehöret, daß ein blöder Hund selten fett wird. Ich muß selbst gehen, und Bekanntschaft suchen. — Klopfet an, so wird euch aufgethan." —

In dieser Absicht ließ er sich bey einem Kanzler als ein Mitglied der Pariser Gelehrten melden, und erhielt Erlaubniß zu kommen. Wie er in das Vorzimmer trat, rief ihm eine Stimme entgegen: „Canaille! Spitzbube! packe dich zum Teufel!" — Da er glaubte, daß die Stimme vom Kanzler selbst herrühre, so kehrte er in größtem Schrecken um, und lief wieder zum Hause hinaus, vor welchem er in einer kleinen Entfernung stehen blieb, und seine Reflexionen machte, daß man sich auch sogar in

Kanzlershäusern solchen Unhöflichkeiten ausgesetzet sehen müsse.

Da ihn der Bediente einmahl angesagt hatte, und bey seiner Zurückkunft von seinem Herrn nicht mehr fand, diesen aber nicht gern auf die Meinung bringen wollte, als wenn er Erscheinungen hätte, so lief er; was er konnte, den Philosophen aufzusuchen, und fand ihn auf der Gasse in der Gesellschaft von verschiedenen Kindern, die mit größter Emsigkeit ihre Jugendfreuden ausübten, und Normande spielen.

Es ist nöthig, dieß Spiel und den Anlaß zu demselben genauer zu erklären. Es verweilte vor einiger Zeit in Paris ein junger englischer Prinz von neun Jahren, welchem man nicht allein alle Ehren anthat, sondern auch alles Sehenswürdige zeigte, sogar Sachen, von denen er sich in diesem Alter noch keinen Begriff zu machen fähig war. So nahm man ihn eines Tages mit ins Parlament, wo er einer Sitzung beywohnen sollte. Da ihm nun die Zeit bey so ernsthaften Geschäften viel zu lang wurde, so zog er plötzlich sein Spielwerk aus der Tasche, welches in zwey dergleichen Normanden bestand, und fing damit zu spielen an. Eine Normande ist eine kleine gedrechselte hölzerne oder elfenbeinerne Capsel, von der Art wie die Siegelcapseln, die an dem Lehrbriefe eines Schneidergesellen hängen. In

die Peripherie der Scheibe ist ein tiefer Spalt eingedrehet, in welchem eine Schnur befestiget ist, die man ganz überwickelt, und die Capsel sodann fallen läßt, welche sich, wenn sie in den gehörigen Schwung gebracht wird, gleich wieder auf der Gegenseite überwickelt, und so nach der Hand hinauf läuft. Je öfter man sie nun kann steigen oder fallen lassen, desto künstlicher ist es. Es ist dieß ein sehr schönes Stück, welches prächtig ins Auge fällt, und sogar ein Feind von Kindereyen muß eingestehen, daß diese gleichwohl die eleganteste unter allen ist, besonders wenn man sie mit zwey Normaden zugleich machet.

Da ihm dieses Spiel so gut anstand, so versuchte es gleich ein junges Parlamentsglied, und fand Geschmack daran. In kurzem war es in ganz Paris Mode. Doch da es auch Bürger versuchen wollten, wurde es ihnen verbothen, und der Adel ließ sich ein Privilegium darüber ertheilen. Seit dieser Zeit sah man nicht mehr weder auf Liverey noch Equipage, sondern wer eine Normande aus dem Sacke zog, war ohne allen Zweifel ein Cavalier.

Diogenes, welcher alles, was Ansehen gab, mitmachte, bedachte sich lange, ob er auch dieses mitmachen sollte, weil er es für einen Weltweisen gleichwohl ein wenig zu jung hielt. Endlich raisonirte er also: „Da derjenige, ein Philosoph ist, welcher sich über Kindereyen

wegsetzet, so muß wohl derjenige, welcher sich über einen Philosophen und über seine Kritiken weggesetzet, noch ein größerer Philosoph seyn." Eben als er so dachte, kam ein Kaufmannsdiener, den sein Herr mit allerhand Tändeleyen in große Häuser hausiren schickte, zu ihm, und zeigte ihm eine Normande, die er ihm auch um einen Ducaten abkaufte. Der Kaufmann lachte, als er die Stiege hinab ging, und Johann erzählte dieß seinem Herrn, dieser aber sagte: „Laß ihn lachen! — Es ist des Elendes Schicksal, daß er uns unsere Ehre und Hoheit sogar ins Haus bringen muß, ohne derselben genießen zu dürfen; so kann man ihm auch leicht diese Entschädigung vergönnen."

Er machte sogleich die Probe damit, und es glückte ihm in so weit, daß er es in den ersten zwey Tagen schon vollkommen spielen konnte. Er sah hierauf die Kinder auf der Gasse spielen. Eines hatte einen Kreisel, den es mit der Peitsche hieb; eines spielte den Fangball an der Wand; eines schnellte kleine steinerne Kugeln nach einem Loche; eines hatte einen hölzernen beweglichen Fuchs, den es schieben konnte; eines hatte eine Trommel; eines ritt auf dem Steckenpferde, und eines hatte einen Drachen in der Luft. Er sah eine Weile zu, und bedauerte sie, daß sie noch an solchen Kleinigkeiten Gefallen hatten.

Er hätte sich gern unter sie gemischt, und

ihnen einen andern Geschmack beygebracht; besann sich aber doch eine Weile, bis ihm zum Glück der Spruch Christi einfiel: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. — „Ha!" sagte er zu sich selbst: „dieß sprach Christus; so darf ich mich noch weniger ihrer schämen; zudem ist es ja alles eins, ob ich sie zu mir kommen lasse, oder selbst zu ihnen komme."

Ohne viele Umstände mischte er sich unter sie, zog beyde Normanden aus der Tasche, und fing damit methodisch zu manipuliren an. Die Kinder erstaunten dermaßen über diese Kunst, daß sie sogleich ihr Spielwerk fallen ließen. Auf das Staunen folgte die Begierde, die Normanden zu besitzen. Sie bathen ihn darum, und er war so grausam, sie ihnen abzuschlagen, daher sie sich entschlossen, Gewalt zu brauchen. Schon hatten sie sich um ihn versammelt, und zupften ihn von allen Seiten, und da ihrer so viele waren, würden sie ihn gewiß sicher geplündert haben, wenn nicht des Kanzlers Bedienter erschienen wäre, vor welchem sie so viel Respect hatten, daß sie vom Philosophen abließen, und sich entfernten.

Der Bediente fragte ihn jetzt, warum er nicht gewartet hätte, und Diogenes sagte ihm, daß er nicht geglaubet hätte, daß man ihn in einem so vornehmen Hause auf eine solche Art begegnen, und einen Spitzbuben und Canaille

nennen würde. Der Bediente klärte ihm nun das Räthsel auf, daß nähmlich diese Worte von einem Papagey gekommen wären, welcher im Nebenzimmer hing. „So geht es,“ sagte Diogenes: „Was große Herrn wider ihre Dignität hielten, wenn sie es selbst sagen sollten, das lehren sie ihren Papageyen. Es sey ihm vergeben, und ich will Ihm folgen.“

Er ging nun mit ihm wieder in das Haus, und trat in das Zimmer des Kanzlers. Mit einem ehrwürdigen Gesichte trat ihm dieser auf einige Schritte entgegen, und fragte, was er für Absichten hätte. — Diese Frage kam dem Philosophen so unerwartet vor, daß er lange nicht wußte, was er antworten sollte. Endlich sagte er: „Ihro Excellenz, ich bin ein Philosoph.“ — „Da sind Sie wirklich ein armer Teufel,“ fiel der Kanzler ein, „und werden Ihr Glück schwerlich machen. Sie müssen schon vergeben, daß ich Sie dieß Mahl nicht länger unterhalten kann; ich empfehle mich — ich empfehle mich. — Unter diesen Worten ging er dem Weltweisen immer auf den Leib, und becomplimentirte ihn so lange, bis er ihn zur Thüre hinaus gecomplimentirt hatte, die er dann hinter ihm zuschloß.

Außen im Vorhause stand der Bediente. — „Sage er mir ein Mahl,“ fragte Diogenes: „ist Sein gnädiger Herr allezeit so höflich, wenn ein Fremder die Aufwartung macht?“ — „O ja,“ erwie-

derte dieser; „doch haben Euer Gnaden noch nicht den äußersten Grad von Höflichkeit genossen. Dieser besteht darin, daß er mit dem spanischen Rohr zugleich nach dem Hut greifet, und einem im Abziehen ziemlich stark auf den Kopf trifft, wenn der nicht geschwinde zurück ziehet. Er ist übrigens gar ein wunderlicher Herr. Er kann niemanden leiden, der höflich ist; sondern man muß grob seyn. Der Tanzmeister des jungen Herrn hatte lange Zeit seine Gnade nicht. Er merkt' es, wußte aber nicht warum, bis es ihm ein Mahl sein Herr Scholar sagte, daß er seinem Vater zu höflich wäre. Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, bisweilen zur Lection zu kommen, und dabey einige Glossen zu machen. Das nächste Mahl, als er es wieder that, sagte der Tanzmeister zu ihm: „Was geht es Euer Excellenz an? Sie haben nichts darein zu reden, und der zweyte Tanzmeister gehört unter den Tisch." Er antwortete keine Sylbe; aber im Weggehen lud er den Meister zur Mittagstafel ein. Vielleicht sind Euer Gnaden auch zu höflich gewesen."

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Er geht spazieren, und ist Augenzeuge, wie ein Tieger ein Mädchen mit Haut und Haar auffrißt.

Diogenes, welcher bisher bey großen Herren, Ministern und Gelehrten sehr schlechte Aufnahme gefunden, war höchst verdrießlich darüber. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie ich das auslegen soll, daß mich meine Herren Collegen am allerwenigsten achten; aber wenn ich mich nicht irre, so ist gewiß bloß der Neid an ihrem Betragen Schuld, weil es sie verdrießt, daß ich von Sachen zu raisonniren weiß, von welchen sie ihr Lebetage nicht das mindeste gehört haben. Sie wollen Philosophen seyn — Ja daß Gott erbarm — studierte Philosophen — diese zählen bey mir nichts; denn ein Weltweiser muß geboren seyn, wie ein Dichter, sonst kommt er mir eben so vor, wie ein Deutscher der einen Husaren vorstellen soll, und weder ungarisch kann, noch einen Schnurrbart hat. Ich werde es mir von nun an zur Regel machen, mich nicht allzu sehr mehr zu ihnen zu drängen. Dociren will ich ja ohne dem nicht, und es ist schon genug, wenn ich mich fühle, daß ich Philosoph bin, meine Handlungen darnach einrichte, und mich von dem Pöbel unterscheide."

„Doch es gibt Fälle, wo sich auch der aller-

philosophischste Philosoph bisweilen vergißt, und etwas ganz Verkehrtes thut. J nun, er ist ja auch Mensch. Wenn er nur dann so klug ist, uns es vor der Welt nicht merken läßt, daß er gefehlet hat. Was er ein Mahl vorgenommen hat, muß er behaupten, wenn es auch zehn Mahl falsch wäre, und mit zehn Syllogismen darthun, daß er Recht hat. Ordnet er heute etwas an, und widerruft es morgen, so sagen die Leute, er hat nicht gewußt, was er gethan hat, — er handelt ohne Kopf — er hat einen Bock geschossen — und lachen ihn aus. Dahin ist dann aller Credit. Darum muß man es machen, wie jener, den das Pferd in den Koth geworfen hat, und sagen: Ich bin mit Fleiß herab gesprungen, und habe mich vorsetzlich in den Koth gelegt, weil mir zu warm war. — Mit einem Wort: man muß der Graupenwurst eine Salvelatschale umzugeben wissen." — —

Diogenes ging eben in ein Lustwäldchen spazieren, als er selbst so mit sich plauderte. Auf ein Mahl hörte er ein Geräusch in einem dichten Gebüsche, welches alle seine Aufmerksamkeit auf sich zog. „Man soll mir," dachte er, „ja nicht den Fehler vorrücken, als ob ich neugierig wäre; dennoch möchte ich gern wissen, was denn wohl die Causa efficiens von dem Tone ist, den ich eben gehöret habe, und der dem Seufzen eines menschlichen Geschöpfes ziemlich gleich kommt. Mit äußerster Behuthsam=

keit schlich er herum, und ersah die Füße eines der größten Bengalischen königlichen Tieger (so urtheilte er wenigstens nach der Dicke der Füße.), neben welchem die Kleidungsstücke einer weiblichen Person hervor wallten. Bey Erblickung dieses Ungeheuers ergriff ihn ein solcher Schrecken, daß er davon wie angehäftet eine Weile stehen blieb, und wenn er auf ihn losgegangen wäre, gewiß nicht hätte fliehen können. Da er wieder zu sich kam, zog er sich vorsichtiglich zurück, und rettete sich auf einen hohen Banm, worauf er im dicksten Laube sitzen blieb.

„Büschings Erdbeschreibung," sagte er, „lehret zwar nicht, daß es in Frankreich Tieger gebe; indessen wäre es ja doch nichts Unmögliches. Könnte denn nicht so ein Thier etwa des Winters auf einer großen Eisscholle aus Afrika herüber geschwommen seyn, und sich in diesem Wäldchen gelagert haben? — — Die Bestie würde mich bemerket haben; aber sie war vermuthlich vielmehr so sehr auf ihren Raub erpicht, daß sie mich nicht bemerken wollte. Wer weiß, welcher zärtlichen Mutter Kind das arme Geschöpf ist, welches jetzt unter seinem Zahn erlieget, und ein Opfer seiner Fleischbegierde werden muß!" — — —

Er würde gewiß vier und zwanzig Stunden sitzen geblieben seyn, wenn nicht Leute vorbey gegangen wären. Er rief herab, und warn-

te sie vor dem grimmigen Thiere, worüber sie lachten, gleichwohl aber in das Gebüsch sahen; aber nichts mehr fanden, und der Meinung waren, daß der gute Baumrutscher verrückt seyn müsse. Er stieg nun auch wieder herunter, und durchstörte das Gebüsch, fand aber nichts darin, als auf der Erde etwas Haarpuder, etliche Trümmer Spitzen, und ein männliches Portrait, welches er für das des alten Kanzlers erkannte. Es wunderte ihn außerordentlich, daß der Tieger das Frauenzimmer nebst den Kleidern sollte gespeiset haben, welches doch sonst nicht einmahl die hungrigsten Winterwölfe zu thun pflegen. Eben so wenig wußte er, wie er den Umstand auslegen sollte, daß er das Portrait gefunden hatte. Zum Glück erinnerte er sich auf die Sympathie, und vermuthete, daß es etwa auch durch derselben Kraft auf das unglückliche Schlachtopfer gekommen seyn könne; denn dieß konnte er sich nimmermehr einbilden, daß der ehrwürdige Herr Kanzler selbst ihr ein Geschenk damit gemacht haben sollte.

Er ging in tiefen Betrachtungen von da weiter fort, bis er endlich auf eine Stelle kam, wo er einen jungen Menschen mit einem Mädchen lustwandeln sah, welcher eben so gestreifte Strümpfe anhatte, wie sein vermeinter Tieger. Er dachte nunmehr, daß dieß wirklich Tiegerhaut wäre, die er zum Triumph trüge,

weil er etwa das Thier umgebracht hätte. „Edler Jüngling," redete er ihn an: „die Menschheit muß es euch ewig verdanken, daß ihr dieses schöne und junge weibliche Geschöpf aus den Klauen des blutdürstigen Tiegers errettet habt, und ihre Ältern werden euch umarmen, wenn ihr ihnen die Tochter ihres Herzens unverletzt wieder bringt, und aufs neue schenket, welche ohne diese Tapferkeit ein Opfer des Todes geworden wäre."

Die beyden sahen einander an, und wußten nicht, was sie antworten sollten, bis er ihnen genauere Erklärung gab. Sie geriethen nun auf den Gedanken, daß er sie belauschet hätte, und das Mädchen fiel vor ihm auf die Knie, und bath, daß er nichts davon sprechen möchte. Es würde ihm vollkommenes Licht gegeben haben, wenn nicht ihr Liebhaber endlich von Diogenes Irrthume überzeugt worden wäre. Er sagte also zu ihm, er habe zwar den Tieger umgebracht, allein da er aus der Menagerie eines Fürsten entsprungen gewesen wäre, welchem er viel Geld gekostet hätte, so möchte ihm diese Sache Verdruß machen, wenn sie bekannt würde, er solle also von der Geschichte schweigen, und sie niemanden entdecken. Dieß versprach Diogenes, empfahl sich, und ging seines Weges.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Er begegnet jenem Frauenzimmer, welches ihn ausgezogen hat, und seine Sanftmuth bringt ihm Prügel zuwege.

Er war noch nicht weit gekommen, so sah er, als er ohngefähr nach der Seite hinblickte, ein Frauenzimmer stehen, welches auf jemanden zu warten schien, und ziemlich derjenigen Dame gleich sah, die ihn vor kurzem seiner Kleider, Börse und Uhren entlediget hatte. Er ging näher hin zu ihr, und sie war es wirklich. Er machte ihr eine sehr tiefe Verbeugung, und sagte, wie er sich recht sehr gratulire, daß er ein Mahl das Glück habe, diejenige Schöne zu sehen, welche ihm vor einigen Tagen die Erlaubniß gegeben hätte, sie in ein Haus zu begleiten, wo er freylich nicht zum besten wäre bedienet worden, und bath anbey um Vergebung, daß er so unhöflich gewesen, und ohne ihre weiteren gnädigen Verfügungen abzuwarten, aus dem Holzgewölbe davon gelaufen wäre.

Sie war im Anfange etwas über seine Begegnung betreten, wiewohl sie die Farbe nicht verändern konnte, die bloß Wasser, nicht aber Scham zu verdrängen im Stande war. Sie ließ ihn völlig ausreden; während der Zeit hatte sie sich wieder gefaßt, und antwortete, es sey ihr ganz unerklärbar, wie sie zu einer der-

gleichen Anrede komme, die eine oder die andere Bekanntschaft voraus setzte, deren sie sich aber leider nicht zu erinnern wisse.

„Ey, mein schönes gnädiges Fräulein," fuhr er fort, „wissen Sie denn nicht mehr, wie ich die Ehre hatte, mit Ihnen im N * * * schen Garten spazieren zu gehen; wie Sie das Schnupftuch verloren, welches ich Ihnen aufhob, wovon mir aber der Taback ins Auge gekommen; wie Sie mich in ein Haus führten, wo man mir beyde Augen zuleimte, und mich in ein ganz besonderes Neglige versetzte. — —

Dame. Von allem diesem, mein Herr, ist mir gar nichts bekannt, und es kommt mir vor, als wenn Sie alle diese geläufige Erzählung von einem Guckkastenmann mit der Laterna Magica entlehnt hätten, und jetzt an mir versuchen wollten, ob Sie auch alles nach der Reihe auswendig könnten. Überhaupt habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich erst gestern eines Familienprocesses wegen hier angekommen bin, und zwar aus der Ursache, weil ich versichert bin, daß ein Richter (besonders in einer gerechten Sache) viel mehr Rücksicht auf die Bitte und den Betrieb eines Frauenzimmers hat, als wenn hundert Advokaten für sie sprechen und schreiben. Ich gedenke auch nicht länger hier zu bleiben, als bis ich ganz ausgefochten habe; dann will ich mich wieder in meine Vaterstadt begeben, um die Früchte mei-

ner Bemühungen in Ruhe zu genießen. Sonst thut es mir sehr leid, daß Sie sich in meiner Person geirrt; denn ich versichere Sie, daß ich Sie zu kennen gar nicht die Ehre habe.

Diog. Mein schönstes Fräulein, ich werde mich unmöglich in Dero werthester Person irren: erinnern Sie sich doch nur — ach ich denke noch mit Vergnügen an die wonnevollen Blicke, die Sie mir zuwarfen, als ich Ihnen begegnete. O dafür ist leicht eine Geldbörse, und ein Paar Sackuhren zu vergessen — aber Sie werden sich nicht zu erkennen geben wollen, — werden sich scheuen — doch ich vergebe es Ihnen von Herzen gern. Ich hatte es Ihnen schon lange vergeben, und bin fest überzeugt, daß Sie es mit mir nicht böse meinten.

Dame. Wie mein Herr, so glauben Sie in Ernst, daß ich so eine weggeworfene Creatur seyn könne? wahrhaftig, so ein schönes Compliment hätte ich mir heute von keinem Chapeau vermuthet.

In diesem Augenblicke kam eine Mannsperson herbey, welcher auf einige Schritte noch eine zweyte folgte. Wie das Frauenzimmer sah, daß sie sich näherten, wuchs ihr Muth; sie sprach stärker, und begann gröber zu werden, indem sie ihm eine Menge Schimpfreden gab, und mit lauter Flegeln um sich warf. Der nächste von ihren Rettern fragte: „Was haben Ihr Gnaden für einen Streit?" Sie erzählte es ihm in kur-

zem. „Was?“ sagte dieser, „der Coujon untersteht sich, ein ehrliches Fräulein auf der Straße zu beleidigen? Wart, du sollst ein Trinkgeld bekommen.“ Sie packten ihn nun beyde beym Leibe, und prügelten ihn wechselsweise, so lange sie konnten.

So sehr es auch Diogenes wider seine Philosophie hielt, zu schreyen, so konnte er doch, da sie öfters auf einen Fleck schlugen, dieser menschlichen Schwachheit nicht länger widerstehen, und jammerte aus Herzensgrunde, worauf sie von ihm abließen, und sich ihres Weges begaben. Er blieb eine Zeit lang auf der Stelle liegen, und da er aufstehen wollte, fühlte er, daß seine Rippen solche gewaltige Contusionen bekommen hatten, die ihm das Alleingehen ganz unmöglich machten. Zu seinem Glück kam eben ein leerer Lehnwagen vorbey gefahren. Er miethete solchen, und ließ sich sogleich in sein Quartier bringen, wo seine beyden Diener nicht wenig erschraken, als sie ihren Herrn in einem so elenden Zustande sahen, daß sie ihn heraus hohlen und auf das Zimmer tragen mußten.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes läßt einen Doctor kommen, welcher ihm so viel vorschwatzt, daß er sich einbildet, er könne nicht mehr gehen. Er wird durch einen Zufall geheilet.

Der Kammerdiener griff dem Herrn nach seiner Gewohnheit auf der Stelle den Puls, und bemerkte, daß er wie ein Pizzicato schlüge, erklärte sich aber auch, daß er den Patienten nicht allein über sich nehmen könnte, und begehrte einen Medicus zur Hülfe. Der Gastwirth, welcher auch herbey gelaufen war, nahm es über sich, einen zu verschaffen, indeß man den Weltweisen entkleidete und zu Bette brachte. Nach einer halben Stunde trat ein zaundürrer langer Mann, mit einer mehr als hundertlockigen Beutelperrücke in das Zimmer. Er trug eckichte Schuhe, schwarzwollene Strümpfe und Beinkleider, eine grüne Weste, die bis über die Knie reichte, und ganz mit Knöpfen und Knopflöchern besetzt war, einen braunen Rock, der aber etwas kürzer war, und Ärmel hatte, die knapp über die Elbogen reichten, sehr große Manschetten, einen zwey Mahl aufgestülpten Hut, ganz kurzen Degen, und einen Krückenstock.

„Kommen Sie näher, Herr Doctor," rief Diogenes; „ich bin ein Patient, und brauche Hül-

se — bin elendiglich geschlagen worden." — „Gut, — recht gut!" erwiederte Herr Kilian, so hieß der Doctor; „ich will die Sache genau examiniren."

Diog. Greifen Sie mir doch geschwind den Puls.

Kilian. Ach! — bey Leibe nicht, das hieße das Kalb beym Schwanze fassen. Erst muß ich den Statum morbi genau wissen; dann kann ich viel leichter sagen, wie der Puls geht. — Zeigen Sie mir Ihre Zunge — Ist sie nicht bisweilen letticht?

Diog. Zu Zeiten.

Kilian. Haben Sie nicht manches Mahl Hitze, die jähling aufsteigt?

Diog. Ja, sie fällt auch bald wieder.

Kilian. Ja, ja, schon recht. Das ist die Egenesis caloris internae rheumaticae. Wie ist der Appetit zum Essen?

Diog. Vormittags stark, Nachmittags schlecht.

Kilian. Wohl! — das ist ein Catharrus stomachi apoplectilis ex superflua cruditate nata. Spüren Sie kein Drücken im Magen?

Diog. Bisweilen kann nichts anderes seyn. Dieß sind die Folgen von einer accumulatione vini et carnis minus modice facta.

Kilian. Wie ist der Durst?

Diog. Ziemlich stark.

Kilian. Sehen Sie? da ist eine Vertrocknung der Lebergefäße im Anzug! — Wie ist der Schlaf?

Diog. So ziemlich gut.

Kilian. Schwitzen Sie nicht bey der Nacht?

Diog. Sehr selten.

Kilian. Die Pori sind also auch etwas verstopft. Spüren Sie nicht zuweilen Mattigkeit in den Gliedern?

Diog. O ja, gar wenn ich viel gegangen bin, und besonders heute.

Kilian. Ein richtiges Anzeichen, daß ein Gallus nervorum vorhanden ist. — Haben Sie manchmahl Zwicken im Bauch?

Diog. Zu Zeiten.

Kilian. Est praeludium diarrhoeae tergiversantis simplicis. — Fühlen Sie manchmahl Kreuzschmerzen?

Diog. Ja, besonders heute.

Kilian. Ist der Schmerz laufend, oder bleibt er auf einer Stelle?

Diog. Es wechselt ein Fleck mit dem andern ab.

Kilian. Est praefatio allodialis, quodammodo fistularis, ab haemorrhoidibus orta, in locum fixum nondum instituta. Haben Sie Zahnschmerzen?

Diog. Nein.

Kilian. Auch keine krampfartige Bewegungen in der Kniescheibe?

Diog. Ja, doch bisweilen.

Kilian. Hab' ich mir's nicht gedacht! — Das ist die dissenteria ossalis ex nimia contubernalitate orta. Husten Sie bisweilen?

Diog. O ja.

Kilian. Da werden Sie Schleim auswerfen?

Diog. Getroffen, Herr Doctor?

Kilian. Eine Verhärtung der Nieren — Können Sie auf beyden Seiten liegen?

Diog. Ja; doch liege ich lieber auf der rechten.

Kilian. Das zeigt ein katastrophsches Gallfieber an. — Haben Sie nicht zu Zeiten auch unter Tages eine Anwandlung von Schlaf?

Diog. Sehr oft, besonders nach Tische.

Kilian. Das ist die epilepsia vegetabilis partis antecostalis per nimiam tentationem durae matris facta. Wird Ihnen nicht manchmahl das Gehen sauer?

Diog. Bisweilen.

Kilian. Das ist das Chiragra positivum. Haben Sie Ängstlichkeiten?

Diog. Nicht oft; doch bin ich nicht ganz davon frey.

Kilian. Hm! — hm! — hm! — —

Diog. Was meinen Sie also, Herr Doctor?

Kilian. Mein gnädiger Herr, das hat ganz eine wunderliche Beschaffenheit mit Ihnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie sich ein Mahl erkältet; da ist dann der chylus salivaris aus der spina dorsi vertebrali Ihnen in die Schulterblätter gezogen, wozu sich die Vapores spirituales gesellet haben. Diese haben dort einige Zeit eine kleine Congregation mit einander gehabt, und per suppurationem die schon in Ihnen gelegene materiam peccantem aufgefordert. Diese Conjungation hat einen motum epilepticum succorum bewirket, welcher durch die laufende Galle versäuert worden, und Ihnen ein Fontanellum intestinarum verursachet hat, welches mit einem wechselnden und schleichenden Nabelbruchfieber continuiret. — Ihre Vasae cooperatoriae sind versäuert, verdorben, und verursachen Ihnen eine geheime declinationem transspiralem, die gemeiniglich in eine Leberverhärtung, Gedärmentzündung, Schlagflüsse, und Scabiosa lieber ausartet, und sehr gefährlich ist.

Er fühlte nunmehr den Puls an beyden Händen, und behauptete, daß dieser noch weit mehrere Krankheiten aufdecke, als er bereits gesagt habe.

Diog. Was soll ich nun brauchen, Herr Doctor?

Kilian. Gleich! gleich! (Er setzte sich nun und schrieb.)

Recipe.

Extractum graminis.
Rad. benzae.
Storacis.
Calamitae.
Foenum mirabile.
Album graecum.
Mel rosarum.
Lignum Secretum.
Arcanum quadruplicatum.
Flor. Sambuci.
Diagoeum simplex.
Extractum pneumaticum.
Mannae.
Cerevisiae sublimatae.
m. f. a.

Diese Species werden Sie zum Theil als Pillen, zum Theil als Pulver, Latwergen und Tropfen aus der Apotheke erhalten, und nach Vorschrift gebrauchen.

Diog. Aber Herr Doctor, meine jetzige Krankheit kommt von Schlägen.

Kilian. Diese will ich nunmehr auch untersuchen. Sind Sie diesen Morgen zeitlich erwacht?

Diog. Um 9 Uhr.

Kilian. Wie war der Schlaf?

Diog. Ziemlich gut.

Kilian. Zeigen Sie mir Ihre Zunge — Ist sie bisweilen letticht?

Diog. Manches Mahl.

Kilian. Haben Sie Beschwerden auf der Brust?

Diog. Heute ziemlich.

Kilian. Hohlen Sie ein Mahl tief Athem. — Wenn sind Sie ausgegangen?

Diog. Um 11 Uhr.

Kilian. Haben Sie vorher gefrühstückt, und was?

Diog. Chocolade, und dann Punsch.

Kilian. Das hätten Sie nicht thun sollen. Haben Sie sich geärgert, wie man Sie geschlagen hat?

Diog. Nicht wenig.

Kilian. Wie war der Boden, auf welchem Sie geschlagen wurden? leimicht oder sandicht?

Diog. Er war sandicht.

Kilian. Waren die Kerls, die Sie schlugen, groß oder klein?

Diog. Mittelmäßiger Größe.

Kilian. Waren sie links, oder rechts?

Diog. Beyde rechts.

Kilian. Mit was schlugen sie Sie? — Mit Stöcken oder spanischen Röhren?

Diog. Das kann ich nicht genau angeben. Ich glaube, daß es Stöcke waren.

Kilian. Das ist ein Unglück. Waren sie von hartem oder von weichem Holz?

Diog. Ich glaube von hartem.

Kilian. Konnten Sie es nicht unterscheiden? — War es Buchen, Erlen, Nußbaum, Hagedorn, oder Kirschbaum?

Diog. Einer schien Nußbaum, der andere Kirschbaum.

Kilian. Was hatten sie für Farbe?

Diogenes. Einer war braun, der andere schwarz.

Kilian. Werden mit Aqua forte oder unguento neapolitano gebeizet gewesen seyn, und diese Ingredienzen sind der Haut sehr schädlich. Waren sie lang oder kurz?

Diog. Mittelmäßiger Länge.

Kilian. Machten die Kerls böse Gesichter, als sie zuschlugen?

Diog. O ja, besonders der eine.

Kilian. Was trugen sie für Kleider?

Diog. Ich kann solche nicht genau mehr angeben.

Kilian. Ich sehe wohl, daß Ihnen die meisten Umstände entfallen sind, die ich doch zur Einrichtung meiner Cur so nothwendig wissen sollte. Die Farben, Gesichtsminen, Worte, Stunden des Tages, das helle, oder trübe Wetter — alles dieses sind Sachen, die auf den statum morbi einen großen Einfluß haben, und die Krankheit öfters in einem ganz

andern Licht darstellen. Indessen merke ich schon, daß Ihre Krankheit chronisch ist, und die Cur ziemlich langsam hergehen wird; doch hoffe ich, daß ich so glücklich seyn werde, Sie endlich ganz herzustellen, wenn Sie ganz meiner Vorschrift folgen.

Ich werde damit anfangen, daß ich Ihnen heute Abends ein Klystir geben lasse, dann verschreibe ich Ihnen ein Pulver, von welchem Sie früh und Abends eine Messerspitze voll nehmen müssen. Hiernächst eine Latwerge, des Tages drey Mahl, eine Haselnuß groß in Oblate zu nehmen, dann bekommen Sie auch Tropfen, einen Saft, etwas zum Schmieren, Pillen, eine herzstärkende Tinktur, und Species zum Trank. Zuletzt werde ich Ihnen ein Elyxirium Stomachi geben, welches Sie vollkommen herstellen wird. Währender Zeit müssen Sie alle vierzehn Tage ein Mahl laxiren, alle drey Wochen sich schröpfen, und monathlich ein Mahl sich Ader schlagen lassen; wobey Sie aber speisen und trinken können, was Sie wollen; denn meine Medicinen sind schon darnach eingerichtet. Sollte eine Veränderung vorgehen, so ist Ihnen leicht mit einem Vesikator zu helfen, wobey ich aber selbst gegenwärtig seyn muß. Jetzt will ich nach Hause gehen, und über Ihre Umstände meinen Galenus nachschlagen; dann werde ich sogleich das Übrige verordnen.

Er ging jetzt zur Thüre hinaus, und verließ den armen Philosophen in dem traurigsten Zustande von der Welt. Er schlug die Augen auf die Bettdecke nieder, und sprach lange Zeit kein Wort, und der Bediente getraute sich auch nicht, ihn anzureden. Endlich hob er mit einem tiefen Seufzer an: „Ach Johann, ich bin verloren."

Johann. Warum denn, gnädiger Herr?

Diog. Ich habe alle Krankheiten an mir, die nur immer in der Welt existiren. Das kalte, und hitzige, — das Magen- Gall- und Flußfieber, — Leber- und Milzerhärtung, Schwindsucht, Lungensucht, Brust- und Herzwassersucht, die Mondsucht, den Stein, die Epilepsie, Kolik, Dissenterie, Faulfieber, den Krebs, — kurz alle Übel habe ich entweder schon, oder doch wenigstens einen Ansatz dazu. Was soll denn zuletzt aus mir werden.

Johann. Glauben Sie doch solche Sachen nicht!

Diog. Nicht glauben? — Sagte es nicht der Doctor? Er hat mir so viele Kennzeichen von Krankheiten erzählet, und ich erinnere mich, daß sie sich alle nach der Reihe bey mir geäußert haben.

Johann gab sich alle erdenkliche Mühe, seinem Herrn diese Grillen auszureden, um ihn zu bewegen, damit er den Doctor abdanken möchte; allein, sie war umsonst. Er brauchte

die gewaltige Cur vier Wochen lang, nach welcher Zeit er sich so auslaxiret hatte, daß er fast keinen Darm mehr zu haben glaubte. Die Geduld verging ihm endlich plötzlich, und er dankte den Doctor Kilian ab. Gleichwohl war seine Einbildung noch nicht geheilet, und er getraute sich nicht aufzustehen, weil er behauptete, seine Schienbeine seyen unter der Haut calcinirt, und werden zusammen brechen, so bald er auf die Füße trete; er ließ sich also beständig tragen.

Eines Abends saß er auf dem Abtritte, und seine Träger hatten sich auf einen Augenblick entfernet; plötzlich blies ihm der Wind das Licht aus. Da er glaubte, es käme dieß von einem Gespenste her, und die Geister sehr fürchtete, faßte er den Entschluß, auf Unkosten seiner Glieder davon zu laufen. Da er sah, daß es ganz glücklich ging, und die Füße hielten, erkannte er seinen Irrthum, und fing wieder zu gehen an, bis er sich nach und nach auch die übrigen Krankheitsgedanken aus dem Sinn schlug, und wieder vollkommen gesund wurde.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes dankt seine Domestiken ab, und zieht sich ins Enge.

Die vielen hinter einander gefolgten Geld versplitternden Fatalitäten, dazu die Curkosten während der Krankheit, hatten den guten Philosophen so von Münze gebracht, daß er darauf bedacht seyn mußte, sich in etwas einzuschränken. Er konnte seinem Kammerdiener und Bedienten das Monathgeld nicht mehr bezahlen; zu dem war die Zeit schon verflossen, um welche er gewöhnlich seinen Wechsel von Hause bekam. Es war nun kein anderes Mittel übrig, als daß er seine Pferde verkaufte, die er auch ziemlich gut anbrachte. Davon bezahlte er die beyden Bedienten, und gab ihnen dann ihren Abschied.

Johann bekam Dienste bey einem Marquis, der Hauschyrurgus aber erlebte eine für ihn sehr glückliche Epoche. Es fing sich nähmlich um diese Zeit in Frankreich die so genannte Revolution an, wo die Franzosen, um frey zu seyn, sich einander an die Laternenpfähle knüpften, und lieber von diesen Maschinen herab hängen wollten, um nur von niemand anderm mehr abzuhängen. Bey dieser Gelegenheit wurden unzählige Arme und Beine entzwey geschlagen, wodurch er in einen solchen Nah-

rungsstand versetzet wurde, daß er nicht nöthig hatte zu dienen. Er mischte sich unter die Patrioten, und heilte manchen Arm, den er selbst entzwey geschlagen hatte. „Erfreue dich, mein Magen!" sagte er, wenn er Sturmglocke läuten hörte, — „heute bekömmst du was zu schmausen. Er käufte daher bey ruhigen Stunden die dicksten Knittel zusammen, und verschenkte sie, wenn ein Freyheitstreffen anging, unter den Pöbel; und da ihm einer nur zwey Sous kostete, er aber für eine Beinbruchcur wenigstens vier Louisd'ors bekam, so war sein Profit immer groß genug, und die Generosität keine Verschwendung zu nennen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Der Gastwirth macht dem Diogenes die Rechnung, worüber sich dieser ärgert, und den Wirth zu belehren sucht, daß das Geld nicht dasjenige sey, was uns glücklich mache. Der Wirth behauptet das Gegentheil, und erzählt ihm seine Geschichte.

Diogenes ließ sich nunmehr durch den Hausknecht bedienen, und weil dieser nicht immer zur Aufwartung Zeit hatte, so war er freylich nicht zum besten versorget; indessen setzte er sich als ein Weltweiser darüber weg, wenn er

dieses und jenes nicht zur rechten Zeit bekam. Der Gastwirth hingegen war schon tiefdenkender. Er machte über diese Einschränkung seine besonderen ökonomischen Glossen, und dachte darauf, wie er wollte zu seinem Gelde kommen. Er kam einige Mahl unter dem Prätext zu sehen, wie sich der gnädige Herr befinde, ins Zimmer, aber eigentlich nur deßwegen, um zu sehen, ob noch so viel geldeswerthe Sachen vorhanden wären, daß er sich im Fall der Noth, daran halten könnte. Er dachte nähmlich so: Ist noch so viel da, daß er mich bezahlen kann, so mache ich ihm meine Rechnung; ist nicht so viel da, so darf ich es nicht wagen; denn er möchte mir bonis cediren, und dann wär' ich betrogen. Da er nun sah, daß er noch zahlbar war, so machte er sich über den Conto, und schickte ihm den durch den Hausknecht, welcher ihm sagen mußte, daß sein Herr, der Gastwirth, wünschte, er möchte diese Schuld abtragen. „Schon gut!" sagte Diogenes, und legte den Zettel hin.

„Daß doch," sagte er zu sich selbst, „der verdammte Pöbel, nur immer Geld haben will! — und wozu braucht er es? — zu nichts. Er weiß nicht damit umzugehen — legt es hin in den Kasten, und schaut es an, und erfreuet sich bloß an seinem Glanz. — Nur daß er sagen kann, ich bin ein wohlbemittelter Bürger; aber übrigens ist es ihm so wenig nütze,

als einem Kind eine Brille. Wenn er es noch mit Geschmack anzubringen wüßte; — aber nein, er macht weder Cour beym Hof, noch hält er sich Equipage, oder besucht Redouten, Opern und Komödien. — Es ist nur bloß, daß er es der Welt entziehet, und im Umlauf verhindert. — Solche Leute sollten von Rechtswegen gar keines haben; denn sie können ein für alle Mahl nicht damit umgehen, und diejenigen Magistrate, die einen solchen Menschen zur Bezahlung einer Forderung von einem Cavalier verhelfen, wissen wahrhaftig nicht, was sie thun, und begehen eine enorme Sünde. — Ich muß doch dem Gastwirth andere Principia beyzubringen suchen." Er ließ ihn hierauf rufen, und redete ihn folgender Maßen an. —

„Mein lieber Herr Wirth! durch die wenige Zeit, die ich hier im Hause bin, bin ich versichert, daß der Herr ein guter und ehrlicher braver Mann ist. Dieses Bewußtseyn von sich selbst ist ein großer Theil der menschlichen Glückseligkeit, aber nicht die ganze Glückseligkeit. Diese erfordert noch weit mehr. Sie ist entweder geistig, oder sinnlich. Die letzte ist die allerschlechteste, die bloß eines Taglöhners oder Bauernknechtes würdig ist, weil sie bloß die äußerlichen Sinne ergötzet, welches durch Fressen, Saufen, Wollust und dergleichen geschiehet. Die edlere Glückseligkeit erhebet die Seele. Die süße Harmonie einer Flö-

te, die Grouppe eines schönen Gemähldes, die schönen Gedanken lebhafter Ausdrücke und Schilderungen in einem Gedicht — o was ist wohl in der Welt, das diese übertrifft? —

Wenn ich die Schönheit der Natur betrachte, o was finde ich nicht da für Gegenstände, die mich so sehr entzücken, daß ich oft gleichsam außer mir selbst bin. Wenn ich an einem heitern Tage von Feld zu Feld gegangen, durch Wiesen und Fluren gewandelt bin, von Wald zu Wald gezogen, und einen Berg und Felsen nach dem andern abgestiegen habe, von deren Spitzen mein entfesseltes Auge hin über die weiten Ebenen sich ergossen hat, die sich von einem Horizont bis zum andern erstrecken, wenn es bis an den entfernten Himmel den stolzen Wogen schiffreicher Flüsse gefolget ist, und dann ermüdet von seinen Ausschweifungen gleichsam in meinen Busen wieder zurückkehrt — wenn ich dann angehauchet von lieblichen Zephyren, und gefächelt von unsichtbaren Genien der Freude unter der blühenden Linde hingestreckt ihren Duft athme, aus dessen Mitte die holde Sängerinn der Nacht, die liebenswürdige Philomele, ihr feyerliches Lied hören läßt; o was empfindet nicht meine Seele in diesen wonnevollen Augenblicken, in denen ich gleichsam aus diesem Weltkreis in eine überirdische Spähre versetzet bin! —— Kein Reichthum der Welt würde mir ein Ersatz für alles dieses seyn können.

„Wie glücklich schätze ich mich nicht, wenn ich in heiliger Stille den mit Millionen Grouppen prächtiger Sonnen besetzten mitternächtlichen Himmel betrachte, sie alle ihrem Nahmen und Ursprung nach kenne, und zu nennen weiß, und die Systemen eines Copernicus und Ticho de Brahe gegen einander zu Felde führe, und dann mein Resultat geben kann! — Wenn ich nach dem elektrischen Schlag des herab hängenden Gewitters, nach dem betäubenden Geräusche des dichten Platzregens, der den Waldstrom gebiehret und die Felder zerreißet, den Regenbogen auf die Bahn der Schöpfung treten sehe — könnten wohl goldene Stangen meinen Augen diesen Reiz verschaffen? — Gewiß nicht."

„Ja, Freund! nicht eine Kiste voll alter Thaler, sondern eine erhabene Seele ist das Glück des Menschen; die göttliche Philosophie, die Musik, die Kenntniß der Natur und seiner selbst. Diogenes, mein Verwandter, hatte nur ein einziges Faß, in welchem er wohnte, und war glücklich, da doch mancher Wirth neun und neunzig Fässer voll Wein im Keller liegen hat, und sich unglücklich schätzt, weil er das Hundert nicht für voll habe. Wie sehr bedaure ich den Mann, der das Geld liebet! Er ist alle Augenblicke in Gefahr, in die Classe der Elendesten herab zu sinken. — Ein Feuer kann ihm seinen Schatz verzehren; dann hinkt er am Bettelstabe einher, und niemand ist, der ihn tröstet; ei-

ner aber biethet den Elementen Trotz, und wenn ihm das Haus über dem Kopf angezündet wird, so geht er mit heitern Schritten einher, findet Trost in sich selbst, und singt: omnia mea mecum porto."

„Gold und Silber ist nichts anders, als Koth der Berge, welchen ihnen die Bergleute eben so mit Gewalt aus dem Leib nehmen, wie die Hufschmiede einem alten Pferde, das nicht misten kann. Seinen Werth hat dieser Koth bloß um deßwillen, weil er weit seltener, als anderer, angetroffen wird, und mit Mühe gewonnen werden muß. Gäbe es wenig Kieselsteine, so würden diese unser Schatz seyn. Es ist zuverlässig, daß die Auserwählten im Himmel, oder die herum irrenden Geister, wenn sie von oben auf uns herabblicken, uns belachen, bedauern müssen, daß wir ewig solche Wiegenkinder der Natur bleiben, und unser Herz an einen so elenden Plunder hängen, welcher nicht der Mühe werth ist, daß man ihn aufhebet."

„Herr Wirth, glauben Sie mir, Gold macht uns nicht glücklich, wohl aber die göttliche Philosophie. Machen Sie einmahl einen Versuch damit, und sie werden bald gewahr werden, daß Sie ganz andere Gesinnungen hägen. Ich will Ihnen ein schönes Buch geben, welches von der Verachtung des Goldes handelt, und bin gewiß versichert, daß es ihnen Ducatenhun-

ger eben so stillen wird, als ich glaube, daß Sie noch einiger Correction fähig sind."

„Hochwohlgeborner, gnädiger Herr," erwiederte der Wirth, „ich verstehe nun gar zu gut, was Sie mit Ihrer mir gehaltenen Predigt haben sagen wollen. Sie möchten gern, daß ich sagen sollte, Ew. Gnaden sind mir nichts schuldig, und wir werden uns des Goldes wegen nicht zerkriegen, als welches nur mindere Seelen glücklich machen kann. — — Diene ganz unterthänig, wie folget. Ich war verschiedene Jahre in einem Gasthofe Oberkellner, wo ich eine ganz mittelmäßige Besoldung hatte. Der Wirth gab mir täglich einiges Geld auf Rechnung, von welchem ich in der Küche jede Speise, und im Keller jede Flasche Wein, die ich auf den Tisch trug, sogleich bar bezahlen mußte. Ging mir ein Gast durch, den ich übersehen hatte, so gingen mir immer auch etliche Groschen mit durch."

„Dieß hieß mich attent werden; denn ein Mahl mußte ich einen ganzen Monath lang umsonst dienen. Gnädiger Herr, das können Sie kaum glauben, wie übel es mir gegangen ist, nicht gerechnet, daß mir die Gäste aus Scherz einen Kopfstoß um den andern gegeben, und mich Hallunke, Schlingel, Bengel, Bieresel und dergleichen genennet haben. Indessen brauchte bisweilen einer oder der andere zur Carnevalszeit Geld, und da ich mir etliche Livres zusammen gesparet hatte, half ich ihnen

gegen gute Pfänder und baumstarke Interesse aus, und kaufte Uhren ein, mit welchen ich einen kleinen Handel anfing, und mir so ein Capitälchen von etlichen tausend Livres zusammen schlug."

„Von dieser Zeit an brauchten die Herren Gäste mehr Respect, und ich wußte mir so ein Ansehen zu geben, daß mich keiner mehr du — sondern Monsieur Jean hieß. Mein Herr hatte eine Tochter, Nahmens Marianne, die mich immer en bagatelle tractiret hatte. Nun, da sie zwey Uhrketten aus meinen Hosen hängen, und mich in meinem Schnittling immer frisirt sah, faßte auch sie ganz eine andere Dickt von mir. Sie blieb nicht allein stehen, wenn ich mit ihr sprach, sondern hielt auch ganz mausestille, wenn ich ihr die Hand küßte. Dieß machte mich so keck, daß ich mir ein Mahl von ihr die Gnade ausbath, sie in die Hetze führen zu dürfen, welches sie mir auch gewährte, und weil ich ihr die Bären und Wildsäue so gut zu expliciren wußte, so erwarb ich ihre ganze Freundschaft."

„Endlich bekam ich sie gar zum Weibe, und miethete mir das gegenwärtige Wirthshaus. Wir hatten nicht viel, als wir zu wirthschaften anfingen; allein zum Glück wußte sich mein Weib in die Welt zu schicken. Sie war hübsch von Gesicht; daher geschah es denn, daß sich mancher in sie verliebte, und seine Bouteille

Wein zu trinken kam, der sonst ausgeblieben wäre. Sie accordirte freylich keinem etwas besonders, außer etwa einen Kuß auf den Raub, gab aber manches Versprechen, wodurch sie immer eine große Gesellschaft im Hause erhielt. Ich stellte mich zu Zeiten eifersüchtig, und machte dadurch die jungen Herren noch standhafter. Nach einigen Jahren war ich im Stande, daß ich mir daß Wirthshaus kaufen konnte."

„Ich bin also erst von dem Gegentheil überzeugt, was Eure Gnaden glauben, und behaupte, daß das Geld das Einzige ist, was uns Menschen glücklich macht. Habe ich Geld, so habe ich auch Ehre, und jedermann zieht vor mir den Hut ab; aber ohne Geld bekomme ich keine Semmel, keinen Bissen Brot. Es kömmt in allen Sachen nur auf die Vorstellung oder Einbildung an, so sind wir glücklich. Wenn ich eine Menuet mit einer einzigen Violine spielen höre, so ist es mir so viel, als Ihnen ein Concert. Der Eulenspiegel ergötzet mich so, wie Sie der Scarron, und die Legende der Heiligen erbauet mich mehr, als Euer Gnaden Klopstocks Messias. Meine innere und äußere Sinne sind plumper, als bey einem gnädigen Herrn; darum speise ich keinen Schnepfendreck, sondern füttere bloß meine Gäste damit, deren Mägen gemeiniglich so schwach sind, daß sie schon ein Mahl verdaute Sachen zu sich nehmen müssen; ich aber halte mich lieber an eine fette Gans,

oder einen kälbernen Schlägel, verdaue auch zu gewissen Zeiten einen Hundsfut oder Flegel. Da nun dem also ist, so bitte ich, Eure Gnaden wollen sich künftig keine Mühe mehr geben, mich eines andern zu belehren, sondern vielmehr, so bald als möglich, mit klingender Münze zu beglücken." — Bey Endigung dieser Worte zog er seine Mütze ab, machte ein tiefes Compliment, und ging aus der Thüre.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes lernt in einem Kaffeehause lügen, und bringt es in kurzem sehr weit in dieser Kunst.

Diogenes ärgerte sich über die Dummheit und pöbelhafte Denkungsart seines Wirths nicht wenig. — „Die Philosophie," sagte er zu sich selbst, „ist der Spiegel aller Herzen, und das Heftpflaster aller Wunden; aber warum hält sie sich nicht auch den Augen des Pöbels vor? — Was würden wir nicht gewinnen, wenn alle Wirthe und Kaffeeschenken Weltweise wären! — Doch eben dadurch verlöre sie ihren Werth, wie ihn das Gold verlieren würde, wenn es anfinge häufiger als das Silbergeld zu werden. — Ich sehe schon, ich werde das Rindvieh am Ende doch bezahlen müssen; denn es scheint, daß sein

Herz ziemlich stark an dem ungerechten Mammon hänget."

Ganz verdrießlich über die Unbiegsamkeit dieses gemeinen Mannes, nahm er seinen Hut und Stock, und begab sich auf ein Kaffeehaus, wo er diesen Tag eine ganz besondere Gesellschaft fand. Es war nähmlich ein Bändchen ausgelernter Lügner. Sie erzählten verschiedene so auffallende Sachen, daß man die Unrichtigkeit gleich mit Händen greifen konnte, und die Umstehenden lachten verschiedene Mahl laut darüber; indessen war doch jedes Mährchen mit Witz vermischt, und gefiel; daher sich Diogenes nichts entbrechen konnte, bey ihnen Platz zu nehmen; und damit sie nicht glauben möchten, daß er ein Strohkopf sey, leerte er gleichfalls seinen Kram aus, und erzählte ihnen seine Lebensgeschichte.

„Ich," fing er an, „wurde geboren in der Stadt Dänemark, und der König von Kopenhagen, welcher noch gegenwärtig mit mir correspondiret, hob mich aus der Taufe. Mein Vater war damahls Graf, und Pair von Kopenhagen. Der König wollte ihn zum Fürsten schlagen, er verbath es sich aber. Da ich zehn Jahre alt war, wurde ich auf Reisen geschickt, und ging über Holland, Spanien und Ungarn, wo ich dem König Mathias meine Aufwartung machte, nach Wien, wo der Kaiser Leopold regierte. Mein erster Gang war auf die Reitschule. Man prä-

sentirte mir einen wilden Neapolitanischen Hengst, und ich ritt ihn zu aller Menschen Verwunderung mit solcher Geschicklichkeit, daß er mir nach der Lection wie ein Hund nachlief. Ich kaufte ihn um tausend Gulden und richtete ihn in vier Tagen so gut ab, daß er nicht allein mit den Vorderfüßen eine Priese Tabak nahm, und schnupfte, sondern sogar das schönste Concert auf der Maultrommel schlug."

„Der Kaiser Leopold war kaum davon unterrichtet, so kaufte er mir den Hengst um eine Tonne Goldes ab, und machte mich zum Oberstlieutenant bey dem Wurmserischen Husarenregiment, und ich zog mit in den damahls eben angegangenen siebenjährigen Preußenkrieg. Bey Maxen nahm ich den König gefangen; da ich ihn aber über die Elbe führen wollte, fiel ich in das Wasser, da mich denn der Strom bis Magdeburg fortführte, wo ich an meiner Uniform erkannt, heraus gezogen, und zum Gefangenen gemacht wurde. Allein sie hatten mich nicht lange."

„Eines Tages rückte die ganze Garnison vor einem hohen General aus, und stellte sich auf dem Domplatz. Ich bekam Erlaubniß, sie zu besehen. In diesem Augenblick fiel mir ein, mich in Freyheit zu setzen. Diesem zu Folge ging ich auf den rechten Flügel zu, und gab den drey Flügelmännern des ersten, zweyten und dritten Gliedes jedem eine so derbe Maulschel-

le, daß sie auf ihre Nebenleute fielen, und so alle Glieder sinnlos hinpurzelten. Ich nahm nun einen Säbel, rückte gegen das Thor, hieb auf zwey Hiebe die ganze Wache nieder, und entkam glücklich auf das Feld. Man brannte hierauf von dem Wall die große Kanone, die so ein weites Loch hat, daß zwölf Schuster bequem darin arbeiten können, und die man die faule Magd heißt, nach mir ab. Die Kugel traf mich auf den rechten Schenkel, und gab mir so eine gewaltige Contusion, daß ich auf einem Bein vollends bis nach Dresden hüpfen mußte. Der Churfürst von Sachsen, Johannes Sobiesky, empfing mich sehr gnädig, bewunderte für mein zwölfjähriges Alter meine Tapferkeit, und ließ mir zu Ehren an meinen Nahmenstag eine neue italiänische Oper aufführen, gab mir auch ein sehr schönes Belobungsdecret, an welchem ein Siegel hing, welches drey und zwanzig Zentner wog, und ich auf einem Wagen führen lassen mußte. Da eben Friede geschlossen wurde, quittirte ich die Kriegsdienste, gab mein Belobungsdecret ins Zeughaus, und ging wieder auf Reisen."

„Ich fuhr mit der Post bis nach Venedig, wo ich auf dem St. Markusplatz ausstieg, und die Kalesche wieder zurück schickte. Hier ging ich auf ein Schiff, welches acht hundert vier und siebzig Kanonen führte, und fuhr nach Mexiko, wo ich dem König Montezuma einen englischen

Garten einrichtete, wofür er mir ein goldenes Haus bauen ließ. Er both mir auch seine Prinzessinn zur Frau an; ich schlug sie aber aus, weil ich in meinen Jahren noch nicht heirathen mochte. Sechs Jahre blieb ich bey ihm, dann verkaufte ich mein Haus, und segelte über das Äquinoctium weg nach Brasilien, wo ich einem Treffen beywohnte, welches die Ottomachier, eine indianische Nation mit den Irokosen, ihren Nachbaren hielten. Die Ottomachier sprachen mich um Beystand an, und ich nahm einige Kanonen aus dem Schiff, und schoß damit fünf hundert Irokesen todt, worauf die übrigen in die Wälder entflohen. Die Ottomachier richteten mir hierauf eine sehr schöne Ehrensäule auf, die der berühmte Rubens verfertigte, und ich ging hierauf wieder unter Segel."

Bald hierauf hatte ich einen Sturm, in welchem unser Schiff binnen einer Stunde über achtzehn tausend Seemeilen weit getrieben wurde. Wir kamen nunmehr an die Linie, wo es so heiß war, daß man einen frisch gefangenen Seekrebs nur auf das Verdeck legen, und ihm auf den Rücken spuken durfte, so kochte ihn die Sonne binnen zwey Minuten vollkommen. Bey diesen Umständen liefen wir Gefahr, daß uns allen das Gehirn im Kopf braten möchte. Dieses zu verhüthen, trugen wir Tag und Nacht ein großes Schaff Wasser auf dem Kopf, welches aber beständig wallte, so, daß wir unser Fleisch

und Zugemüse darin sieden konnten, und kein Holz mehr nöthig hatten.

Nach sechs Tagen bekamen wir einen Algierischen Seeräuber zu Gesichte. Da er unsere Wasserschäffe sah, hielt er uns für Türken, und glaubte, daß es weiße Bunde wären, die wir um den Kopf hätten; endlich aber wurde er seinen Irrthum gewahr, und machte Jagd auf uns. Da wir im letzten Sturm alle Masten und Segel verloren hatten, konnten wir nicht entfliehen, und mußten uns wehren. Ich richtete sogleich unsere Kanonen und zwar so gut, daß wir bey unserer ersten Lage in jede Mündung der seinigen eine Kugel jagten, wodurch sie gleichsam von vorn vernagelt wurden. Er nahm hierauf die Flucht. Wir hatten Lust ihn zu verfolgen, wußten aber lange nicht wie, zuletzt erfand ich ein Mittel. Wir nahmen unsere Schnupftücher, banden sie an unsere spanischen Röhre, und so war das Segelwerk fertig, womit wir ihn auch in kurzem einhohlten, mit ihm auf Guiana fuhren, und dort sämmtliche Seeräuber an Laternenpfähle aufhingen. Wir nahmen jetzt unsere Kanonen aus dem Schiff, trugen sie in die Prise, und warfen die vernagelten ins Wasser, worauf wir mit dem neuen Schiffe weiter fuhren.

Der Wind drehte sich, und brachte uns in zehn Tagen nach Nova Zembla. In dieser Gegend war die See voller Wallfische. Wir hät-

ten gern einige gefangen, und das Schiff damit beladen, hatten aber keine leere Tonnen. in dieser Verlegenheit ließ ich den Stromanker mit Butter beschmieren, und statt eines Angels über Bord werfen. Wie der Blitz hatte ihn ein Wallfisch verschlungen. Der Anker ging sehr bald wieder von ihm, und sogleich hatte ihn wieder ein anderer im Leibe. In wenig Zeit als einer Stunde war er durch acht hundert Wallfische gegangen, die durch das Ankertau gleich einer Schnur Perlen angereihet waren, und an dem Schiff hingen. Sie wollten Anfangs das Schiff weiter gegen Norden ziehen. Zum Glück hatten wir einen sehr starken Matrosen am Bord. Dieser riß den Haupmast heraus, und schlug damit dem Fisch auf den Schweif, worauf er sich sogleich umwandte, und gegen Süd-Westen schwamm. Ihm folgten die andern, und so zogen sie uns mit solcher Geschwindigkeit fort, daß wir nach vierzehn Tagen in dem Hafen zu Amsterdam einliefen, wo wir erst einen Wallfisch nach dem andern todt schlugen und verkauften. Die Herren Staaten von Holland wollten mich jetzt zum Gouverneur von Batavia machen; allein ich dankte ihnen dafür; denn ich hatte mir vorgenommen alle Ehrenstellen auszuschlagen, und ein vollkommenes Privatleben zu führen." —

Diogenes hätte noch weiter fortgefahren, wenn ihn nicht ein Anderer unterbrochen hätte.

Sie lachten insgesammt über seine Lügen, sagten ihm aber, daß sie zu handgreiflich wären, und er solche künftig etwas feiner spinnen möchte, wenn sie nicht in der Hächel hängen bleiben sollten. Dieß verdroß den Philosophen so sehr, daß er sogleich die Gesellschaft verließ, und nach Hause ging.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes fährt fort zu lügen, hält ein Gespräch mit dem Wirthe, und abstrahirt sich selbst zu einem Könige.

Da Diogenes einmahl im Lügen war, so log er gleichwohl noch diesen Abend fort. Sein Hauswirth, welcher sonst nie so oft zu ihm gekommen war, erschien jetzt, seit dem er bezahlt seyn wollte, alle Augenblicke, sich um seines werthen Gastes hohes Wohlseyn zu erkundigen. Er war eben wieder bey ihm, und erzählte, daß der Wein so schlecht gerathen wäre. „Das mag seyn," sagte Diogenes; „aber dem Herrn muß ich sagen, daß Er bisher auch nicht gewußt, wen Er eigentlich in seinem Hause hatte." „Das mag auch seyn," erwiederte der Wirth; „aber es liegt mir auch eben nicht viel daran, wenn nur meine Gäste richtig bezahlen."

Diogenes erklärte ihm nun wider seinen Wil-

len, daß er ein geborner Graf sey, und sich bisher, bloß um das Ceremoniell zu ersparen, und incognito zu bleiben, dieses Titels nicht bedienet habe. „O dieß," sagte der Wirth, „ist mir gleichwohl recht sehr lieb; denn ich muß Eure hochgräflichen Gnaden sagen, daß ich gar nicht gern mit Freyherren zu thun habe, denn die sind so genau — so genau. — Man kann ihnen nicht wenig genug aufschreiben. Jeden Sous soll man ihnen herspecificiren, und am Ende möchten sie doch noch gern abbrechen, oder lieber gar nicht bezahlen; aber ein Graf — oder ist großmüthig, und fordert die Rechnung überhaupt. Hiernächst denkt auch ein Graf viel zu edel, als daß er geborgt haben wollte, und hält es für eine große Schande, wenn sein Nahme mit Kreide hinter der Thüre steht. Ich habe einst einen Grafen im Haus gehabt, der auch nicht sogleich bezahlen konnte. Herr Wirth, sagte er, der Herr wird vielleicht wegen der Bezahlung in Sorgen seyn. Sorgen sind ein Schmerz, und ich kann nicht zugeben, daß der Herr bey seiner Sorgfalt für meine Bedienung noch einen Schmerz empfinden soll, den Er doch nicht mit auf die Rechnung setzen kann, und welcher eben so viel ausmachen würde, als mein Conto. Aus dieser Ursache gebe ich Ihm hiermit eine goldene Tabaksdose und meinen Brillantring zum Unterpfand. Ich wollte es Anfangs nicht nehmen; aber er fuhr fort: Nehms der Herr

nur, denn wir Grafen sind sehr vergeßlich, und unser Gedächtniß ist äußerst kurz; über dieß, da wir beständig zu bezahlen gewohnt sind, glauben wir oft, jemanden schon befriediget zu haben, der doch vielleicht noch nicht weiß, ob unser Geld eckicht oder rund ist. Es könnte mir auch so gehen; wenn aber der Herr etwas von mir in den Händen hat, so wird mich dieses beständig erinnern, daß ich noch in des Herrn Verwandtschaft stehe. Ich nahm es also ohne Bedenken, und freute mich über diesen braven Herrn. Auch würde ich kein Bedenken tragen, wenn Ew. Gnaden eben so handelten."

„Mein liebster Freund," erwiederte Diogenes, „das läßt sich nicht so leicht thun, denn es würde meiner Familie eine große Blame machen, wenn es hieß, daß ich etwas versetzet hätte. — Was muß wohl Sein Graf für ein Landsmann gewesen seyn?" „Ich glaube ein Deutscher, sagt der Wirth. — „Das kann er unmöglich gewesen seyn," versetzte Diogenes wieder. „Dergleichen Handlungen begehen nur Portugiesen oder Pohlen; wir Deutschen aber, diejenigen nähmlich, die von altem Adel sind, pflegen bloß unser Wort zu geben, oder unsere Ehre zu verpfänden, wobey wir den Bart streichen, oder das glatte Kinn, wenn wir noch nichts darauf haben, und da macht sich jedermann ein Vergnügen daraus, uns zu glauben."

Der Wirth wurde nunmehr hinunter geru-

fen, und Diogenes gab seinen Gedanken Audienz. „Ha! sagte er," wie gut steht es mir nicht, daß ich mich für einen Grafen ausgegeben habe! Es kömmt mir sehr leicht an, meine Einbildung mit diesem Stande zu vereinigen, und ich glaube, auch König zu seyn würde mir nicht schwer fallen. — Versuchen wirs! — He bein, ich bin König, und beweise mirs also: Ich bin, was ich bin, und was ich bin, bin ich; das ist mit einem Wort gesagt: meine Egoität ist in mir, und ich bin in meiner Egoität. Alles was außer mir ist, ist nun deßwegen das, was es ist, weil ich es dafür erkenne. Gut also. — Meine Krone und Zepter — habe ich in die Schatzkammer deponirt. — Meine Burg — kann ich jetzt nicht bewohnen, weil eben darin gebauet wird. Meine Casse — ist dermahlen klein, weil ich sie durch den letzten Franzosenkrieg erschöpft habe. Meine Hofstaat — von dieser habe ich mich einstweilen abgesondert, und die Leute sind so vergeßlich, daß sie mich nicht einmahl mehr kennen. — Meine Kammergüter stehen in Verpachtung. Meine Minister und Kanzelleyen, — o die arbeiten jetzt für sich, — ich habe ihnen alles übergeben. Meine Kammermusik hat jetzt keine Saiten aufgezogen — Mein Venerie — Dieß Vergnügen ist mir zu grausam; doch lasse ich die Leute ihren Gehalt beziehen, bis auf weitere Ordre. — Meine Armee — steht dermahlen auf dem Friedensfuße.

Ich habe alles meinen Generalen und ersten Kriegsministern übergeben, die können machen was sie wollen, auch fürchte ich mich vor nichts; denn das Gleichgewicht von Europa läßt schon nicht zu, daß mir was genommen wird. — Ich verdamme keinen zum Tode, begnadige keinen, nehme auch keine Bittschriften an — So bin ich also König! — Wie aber? man bezeiget mir wenig Respect; man gehorchet mir nicht. — J nun, es ist jetzt Revolution im Lande. — —

Eine ganze Stunde lang unterhielt er sich sehr vergnügt mit seinem majestätischen Zustande, als ihm auf ein Mahl wieder die Philosophie einfiel. Er glaubte, daß sich diese für keinen Monarchen schicken würde; und dennoch fand er so viel Reiz in derselben, daß es ihm unmöglich schien, derselben zu entsagen. Es begann hierüber ein grausamer Kampf in seinem Herzen, welcher bis den folgenden Morgen währte; da er aber durch einen Machtspruch nichts hierüber zu entscheiden im Stand war, so entschloß er sich zu einem Spaziergang, den er auch sogleich vornahm.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Diogenes wird mit einer Officierswittwe bekannt, besucht sie, und hält an ihrer Toilette ein philosophisches Gespräch.

Diogenes begab sich dieß Mahl in eine Gegend, die gewöhnlich von sehr wenig Menschen besuchet wurde, weil er in seinem Nachdenken nicht gestöret werden wollte. Es gab daselbst weder Grotten noch Gebüsche, nichts als einige Bänke, die den Vorübergehenden zum Ausruhen dienen sollten. Nachdem er einige Zeit herum spazieret war, setzte er sich nieder. Lange blieb er noch in seinen Wünschen zwischen König und Philosoph zweifelhaft. Endlich begann er zu wanken, und die Königswage fing bereits an, einiges Übergewicht zu bekommen, als plötzlich ein sehr wohl gebildetes Frauenzimmer vorbey ging, welches seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es braucht nichts mehr zu sagen, als daß die Dame schön war. Sie füllte die ganze Gegend mit angenehmem Wohlgeruch, und warf den Kopf sehr munter und muthwillig hin und her, welches unsern Weltweisen schier entzückte.

Das unglückliche Augenverleimen ausgenommen, wünschte er in seinem Herzen, daß sie doch auch, wie jene, ihr Schnupftuch oder einen Handschuh verlieren möchte, damit ihm

seine Dienstfertigkeit Gelegenheit zu ihrer Bekanntschaft verschaffe; allein es erfolgte nichts, und sie ging ganz gravitätisch vorbey. Er glaubte, sie müsse ihn nicht bemerket haben; und es war auch so. Er entschloß sich also, ihr durch einen Umweg vorzubeugen, und sich an die Straße zu stellen, wo er ihr nothwendig ins Auge fallen mußte, lief durch einen hohlen Weg, und nahm seinen Posten ein. Er erwartete sie in einer Stellung voll Anstand und Majestät. In kurzem erschien sie. Er machte Miene sie begrüßen, und sie eine, ihm danken zu wollen; daher geschah auch beydes richtig. Ihre Höflichkeit machte ihm Muth; er näherte sich ihr, und frug sie, ob er nicht so glücklich seyn, und ihr in einer oder der andern Sache zu Diensten seyn könnte. Nach einem Augenblick, welcher einem kleinen Stutzen ähnlich sah, erwiederte sie: „Mein Herr, ich sehe Sie für so vielbedeutend an, daß Sie mir vielleicht dienen könnten; indessen könnten viele, wollen aber nicht immer, ausgenommen sie sind bey recht guter Laune."

„Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß ich Processes halber hier bin. Mein Nahme ist Baronesse Bellefonte. Mein Mann war Major bey einem Cürassierregiment, und ich verlor ihn in dem letzten Kriege. Bey Anfang desselben werden Sie sich erinnern in den Zeitungen gelesen zu haben, daß man jedem Officier

versprochen, daß wenn er vor dem Feind bleiben sollte, und verheirathet wäre, man seine hinterlassene Wittwe pensioniren wolle. Mein Herr blieb dazumahl, als die Feinde unser Lager drey Tage hinter einander canonirten. Er saß eben im Marketenderzelt, und trank ein Glas Wein, als ihn eine Kugel traf. Weil er nun nicht zu der Zeit starb, als er den Degen in der Faust vor seinem Battaillon ritt, so sagen sie, er sey nicht vor dem Feind geblieben, und wollen mir nichts geben, und dieß will ich jetzt ausmachen."

„Mein schöner Engel," erwiederte Diogenes, „in diesem Anliegen kann ich Ihnen nicht dienen, wenn es unmittelbar geschehen sollte; doch aber mittelbar, das ist durch die Philosophie, oder Astronomie: die letztere zeiget den Lauf der Sterne, und die guten oder bösen Aspecten an, nach welchen Sie sich genau richten können; die Philosophie aber wird, wenn es Ihnen fehlschlagen sollte, Sie lehren, wie sie sich darüber hinaus setzen sollen."

„Ha!" sagte sie: „Philosophinn bin ich, dem Himmel sey Dank, so ziemlich. — Es wird sich geben, und ich bekümmere mich gar nicht; denn Sie müssen nicht etwa glauben, daß ich Noth leide: ich habe noch Vermögen von Hause." — Sie bath ihn hierauf, daß er sie nach ihrer Wohnung begleiten möchte, und er, der keiner Dame etwas abschlagen konnte, war

gleich bereit. Sie war kaum eingetreten, so erschien der Friseur, und sie ließ sich accommodiren, weil sie nachher in eine Gesellschaft gehen wollte. Er mußte sich neben die Toillette setzen, und ihr erster Discurs war über die Trompeusen; sie frug, wie ihm diese gefielen. Diogenes nannte sie eine sehr elende lächerliche Mode, und da sie sich eine Erklärung darüber ausbath, fing er also an.

„Die Damen tragen diese falschen Hügel doch aus keiner andern Ursache, als daß sie von Weitem für solche angesehen seyn wollen, die mit schönen vollen Brüsten begabt sind. Anfänglich war ich der Meinung, daß alles seine Richtigkeit hätte, wenn ich dergleichen Maschinen sah. Endlich, da mir ein sehr hageres Mädchen in die Augen fiel, die aber einen ganz ungeheuren Berg auf sich liegen hatte, kam es mir bedenklich vor, daß die sonst an ihr karg gebliebene Natur diese Gegend allein so reichlich begabet haben sollte. Die Neugierde trieb mich an, nähere Erkundigung einzuziehen. Ich stellte mich an den Weg, und senkte einen Blick über ihr schneidiges Kinn hinunter. Aber was sah ich? — „Ein so elendes, dürres, flaches Land, daß man darauf eine Reiherbaize hätte anstellen können. Über dieses schreckliche Phänomenon philosophirte ich nun also:“

„Je weniger ein Mensch von einer gewissen Sache hat, desto größer ist sein Verlangen nach

demselben. Wenn sich nun eine Dame eine recht große Trompense macht, so ist es ein Zeichen, daß auch ihr Verlangen nach dieser Fülle sehr groß seyn muß — richtig geschlossen, daß sie einen sehr großen Mangel daran leiden müsse. — Eben so, wie ein recht Heißhungriger sich immer eine weit stärkere Portion auf den Teller nimmt, als er verzehren kann. — Da sehe man nur unsere jungen Herren an, die von der Englischen Wuth infisciret sind. Je weniger sie englisch sprechen, desto kürzer sind ihre Haare geschnitten, desto größer ihre runden Hüte, weil sie sich darauf zu verlassen scheinen, daß ihre Kleider an ihrer Statt entworfen wurden, wenn die Zunge nicht fortkommen könnte. — Die Begebenheit mit dem Mädchen hat mir wirklich das Vorurtheil in den Kopf gesetzt, daß alle, die große Trompeusen tragen, nichts darunter haben. So wie also dergleichen sieche Geschöpfe bey einem Blödsichtigen dadurch gewinnen könnten, eben so verlieren solide massivre Schönen darunter, wenn sie Männern von meiner Erfahrung begegnen, und ich wollte ihnen wohlmeinend rathen, sich sehr davor zu hüthen, der Natur eine solche Sottise anzuthun, und sich lieber mit einer mittelmäßigen Gabe zu begnügen. Die erstere Gattung wird bisweilen für ihre Thorheit schwer genung bestrafet, und es gibt Gelegenheiten, wo sie dafür eben so mit Spott beladen, und ausgelachet werden, als ein Stu-

ger, welchen man fraget, wie viel es an der Zeit ist, und der in Gedanken statt der Uhr einen Erdapfel an einer stählernen Kette heraus ziehet."

Die Baronesse gab ihm Recht, hatte es auch Ursache, weil sie keiner Trompeuse bedurfte. „Was halten Sie von der Schminke, mein Herr?" — „O!" antwortete er! „über diese sind meine Gedanken also:"

„Traue nicht dem Gesicht! — Darunter sitzt auf bleichen Wangen oft die Seuche und der Tod." —

„Die meisten Schminken sind mit Urin zubereitet. Wenn das manche Dame wüßte, sie würde sich gewiß nicht ihre Lippen mit einer Tünche besalben, wozu vielleicht ihr alter Hausknecht oder wohl gar ein Henkergeselle eine übel riechende Ingredienz hergegeben hat. Ehe ich mir einfallen ließ, solch einen Mund zu küssen, wollte ich tausend Mahl lieber dem Schuster vorarbeiten, und seine Absatzflecke weich käuen, da das Leder doch nur mit Baumrinde bearbeitet wird. Wenn ich ein blasses Gesicht sehe, so denke ich entweder gar nichts dabey, und bemerke es nicht, oder ich denke du bist nicht roth. Fällt mir aber ein Paar Backen ins Gesicht, die mit einem recht schreyenden Roth gefirneißet sind, so denke ich nicht nur, ihr lüget, und seyd nicht roth, sondern ich halte sie vielmehr noch weit unter die Blässe, als welche

gleichwohl niemand beschimpfet, im Gegentheil manchem Gesicht wohl noch gut stehet. Blässe ohne Krankheit ist niemahls unangenehm; wer aber ein heimliches Übel an sich fühlet, und doch für gesund angesehen werden will, der ist nicht zu verdenken, wenn er eine spanische Wand um sein Krankenbett stellet."

„Sie sind wirklich ein großer Kritikus," sagte Belleforte, „und ich glaube, daß man sich vor Ihnen, als einen gefährlichen Mann, in Acht nehmen müsse." Liebenswürdige Baronesse, erwiederte er, „Sie haben von mir nichts zu befürchten, denn meine Kritik wird sie nie erreichen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich in Sie zum Rasendwerden verliebt bin, und schon dieses macht, daß ich Ihnen durch die Finger sähe, wenn sie auch wirklich mit Thorheiten beladen wären, wie ein Mühlesel." — „Welch ein prächtiger Vergleich!" — gab sie darauf. „Doch dank' ich Ihnen für Ihre gütige Nachsicht. — Was aber den ersten Punct der Liebe betrifft, da weiß ich noch kein Wort, kann ihnen auch nichts darauf antworten." — Diogenes kniete jetzt vor ihr nieder, erklärte ihr seine ganze Zärtlichkeit, und bath mit Wehmuth, daß sie ihn doch erhören möchte. Er hielt sie zugleich an der Hand. Belleforte wollte sich zum Schein los reißen, fühlte aber, daß der Liebesritter nachgab; daher ließ sie ihm die Hand gutwillig, klagte aber doch immer dabey, daß er sie

so fest hielt. Indessen gab sie ihm doch keine kategorische Antwort, sondern sie stellte ihn vor, wie er wohl wissen würde, daß Rom nicht in einem Tage gebauet worden sey. — Er solle sie öfter besuchen. — Dies würde ihr Gelegenheit geben, seine, wie ihm, ihre Gesinnungen genauer kennen zu lernen, und sie vielleicht zu einer Erklärung veranlassen, die mit seinen Wünschen überein käme.

Diogenes war damit nicht zufrieden, und wollte nicht an der Stelle gehen, als bis sie ihm eine Versicherung ihrer Geneigtheit gegeben hätte. Da sie nun eben in die Kirche gehen wollte, und ihn nicht anders vom Hals bringen konnte, gestand sie ihm endlich, daß er ihr nicht gleichgültig sey, und so viele in die Augen fallende Verdienste hätte, daß sich jedes Frauenzimmer glücklich schätzen müsse, von ihm verehrt zu werden. Über diese Entdeckung freute er sich über alle Maßen, empfahl sich, und versprach im Weggehen, daß er bald wieder zu ihr kommen wolle.

Vierzigstes Kapitel.

Diogenes vertrauet dem Hausknecht, während ihm dieser die Stiefeln auszieht, daß er ein Philosoph sey. Der Hausknecht mag keiner werden.

Diogenes miethete sich nun einen Lehnwagen, und fuhr spazieren. Es begegneten ihm viele Damen, die meist schöner waren, als Bellefonte, allein er würdigte sie nicht einmahl recht des Ansehens, und bemühte sich, sein Gesicht in solche Züge zu legen, die einen Stolz gegen alle übrigen Schönen anzeigen sollten. Er speiste zu Mittag in einem Garten. Man hätte glauben sollen, daß ihm die Mahlzeit nicht zu Hals gegangen wäre, weil er von Freude gesättiget war; allein der Philosoph unterschied sich darin von andern Menschen, daß er bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich doppelte Portion zu sich nahm.

Da er Abends nach Hause kam, erschien der Hausknecht, um ihm nach Gewohnheit die Stiefeln auszuziehen; doch dieß Mahl mußte er über eine halbe Stunde an der Thüre stehen, ehe er sein Amt verrichten durfte. Während dieser Zeit spazierte Diogenes immer mit starken Schritten auf und ab, seufzte, brummte, sagte: Hm! Hm! lachte, griff an die Stirn und Brust, und spielte eine Pantomime, die der andere unmöglich verstehen konnte. „Ich muß gehen, Ihro Gnaden,“ fing er an; „lassen Sie sich bedienen.“

„Wart nur noch ein Bißchen. „Nein Ihr Gnaden, ich kann nicht. Sie wissen ja, daß ich immer Arbeit habe. — Nun.!"

Diog. Nun so höre! Ich habe heute ein großes Glück gehabt; denn es hat sich eine Dame in mich verliebt, die vielleicht die schönste in ganz Paris ist.

Hausk. Ist sie reich?

Diog. Vermuthlich.

Hausk. Gibt sie Euer Gnaden Geld, oder hoffen Sie wenigstens, daß sie ihnen in Zukunft welches geben werde?

Diog. Ey du dummer Kerl, wer wird denn darauf sehen?

Hausk. Was haben Sie denn aber davon?

Diog. Die Ehre, daß man in mich verliebt ist. Das ist dann ein Beweis, daß ich ein ausgezeichnet schöner und braver Cavalier seyn muß, wiewohl ich mir auch daraus nicht eben viel mache, indem ich ein Philosoph bin.

Hausk. O sagen mir doch Ew. Gnaden, was ist denn das, ein Philosoph?

Diog. Ja, ein Philosoph ist ein ganzer Mann. Das Hauptwerk desselben ist, daß er sich über alles wegsetzen muß. Hat er nichts zu essen oder zu trinken, so setzt er sich darüber hinaus. Hat er kein Geld, so setzt er sich darüber hinaus. Hat ihn jemand beleidigt, vergibt er, und setzt sich darüber hinaus. Hat er zerrissene Hosen an, woraus das Hemd hänget, so ach-

tet er es nicht, und setzt sich darüber hinaus. Gefällt ihm, etwas zu thun, was ebenfalls wider den sogenannten Wohlstand wäre, und man tadelt ihn deßwegen, so achtet er es nicht, und setzet sich darüber hinaus. — Wird er zu Gast geladen, nimmt aus Unachtsamkeit den ersten Platz ein, und man stößt ihn vom Stuhl, so setzet er sich darüber hinaus. Gibt man ihm weniger Ehre, als ihm gehöret, so setzt er sich darüber hinaus. — Sperrt man ihn Schulden wegen ein, so bleibt er ruhig sitzen, bis man ihn wieder los läßt.

Hausk. Da kann er sich also nicht drüber hinaus setzen.

Diog. Physikalisch zwar nicht, aber doch moralisch. Sieht er Arme, Nothleidende, die ihn um ein Almosen ansprechen, und durch die sonst wirksamsten Mittel und Kunstgriffe zum Mitleiden bewegen wollen, so ist es keinem Menschen leichter, als einem Philosophen, sich nicht rühren zu lassen, da er Schmerz, Elend, Armuth, Hunger und Tod mit ganz andern Augen ansiehet, als ein gewöhnlicher Mensch. Er lächelt dazu, und — setzt sich darüber hinaus.

Hausk. Wie sieht es denn aber ein Mahl mit dem Himmel aus?

Diog. Eben so. Einem Philosophen muß nichts wichtiger als das andere, nichts geringer als das andere seyn. Er muß alles mit einer Elle abmessen. Der Himmel muß ihm

oben so gleichgültig, so unbedeutend seyn, wie einem, der nicht durstig ist, ein Bierhäuschen. Ist er für ihn verschlossen, so setzt er sich darüber hinaus, und gönnet ihn kleinen, schwachen Geistern.

Eben so muß ein Philosoph nicht im mindesten neugierig seyn. Wenn man ihm sagt: Vor deiner Thür stehen zwey Kaiser, und sechs Könige, so muß er sagen: sie sollen ein anderes Mahl wieder kommen. Ich habe heute nicht Zeit zu besehen.

Dann muß ein Philosoph auch unbedeutende Sachen zu seinen Hauptgegenständen zu machen wissen, und sich in solchen Beschäftigungen ein grosses Ansehen geben können. Ich zum Beyspiel spiele auf der Gasse mit der Normande, baue Teiche von Koth, und werfe mich unter den Buben mit Schneeballen, und wenn vorüber gehende Kritiker sagen, ich sey ein Kindskopf, so — so lache ich, und setze mich darüber hinaus. Ich wollte dir noch viele Vortheile eines Philosophen im Genuß des menschlichen Lebens sagen.

Hausk. Ich habe wirklich schon genug, gnädiger Herr. Aber hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß es solche Narren in der Welt geben könnte. Verzeihen Ew. Gnaden, daß ich so grob bin, aber ich weiß wohl, daß Sie sich auch darüber wegsetzen werden. Bey Euer Gnaden mag es wohl angehen, daß Sie

sich über alles wegsetzen, unser einer aber würde bey dergleichen Umständen ganz gewiß in der Tinte sitzen bleiben, wenn er Philosoph seyn wollte; zudem würde dieser Titel zu meinen aufgerollten Haaren und grünen Käppel gar nicht stehen, und man würde es nicht glauben, daß ich einer wäre. Überhaupt merke ich wohl, daß eines Philosophen Vater Geld gehabt, und seinem Sohn Vermögen hinterlassen haben muß. Auch sehe ich wohl ein, daß ein gelehrter Philosoph als Philosoph sich nie zu einem Amt schicken wird. Wenn er nur Nachtwächter wäre, würde er das Dorf ganz gelassen brennen lassen, und sich darüber wegsetzen; doch zu einem Amte, — zum Bettelvogt möchte er sich am besten schicken, weil er kein Mitleid hat, und wenn ihn denn ein Mahl die Bettelleute mit ihren Krücken brav abprügelten, würde er sich großmüthig darüber wegsetzen, und vorstellen, daß ihn die Liebesgötter mit Zuckerstängeln gestreichelt hätten.

Am Ende rathe ich Euer Gnaden, lassen Sie ja meinem Herrn nichts von den Geheimnissen Ihrer Philosophie merken; er möchte sonst wegen seiner Zechforderung solche unphilosophische Anstalten treffen, wodurch er denselben gewiß zuvor kommen würde. — Ich muß jetzt eiligst hinunter, und den Fuhrleuten Heu heraus geben. Leben Sie wohl.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die Officierswittwe Bellefonte reicht dem Diogenes, um seine Standhaftigkeit zu probiren, eine Maulschelle, und er bestehet die Probe.

Diogenes wiederhohlte Tages darauf seinen Besuch bey der Bellefonte, und erinnerte sie an ihr Versprechen, daß sie sich gegen ihn erklären wolle. „Wie, mein Herr?" sagte sie; „wissen Sie, daß ich es Ihnen erst mit der Zeit versprach, das ist — etwa nach einigen Jahren?" — „O gnädige Frau! gab er darauf; ich kann Sie versichern, daß es schon drey und zwanzig Jahre sind, als ich Sie das erste Mahl besuchet habe; denn jede Stunde ist mir zu einem Jahr geworden." — „Weil Sie denn gar so artig sind, mein Herr Diogenes!" versetzte sie hierauf; „so will ich Ihnen eingestehen, daß Sie mir nicht ganz gleichgültig sind; aber sagen Sie mir, lieben Sie mich auch aus Herzensgrunde?" — Er versicherte hierauf seine Liebe unter den grimmigsten Eidschwüren, worüber sie sich sehr vergnügt bezeigte, und ihn ersuchte, sich neben sie zu setzen. Nach einem kurzen Gespräch fing sie an, ihm jedes Wort zu kritisiren; und da er ein Mahl Recht haben wollte, reichte sie ihm eine so derbe Maulschelle, daß er sammt dem Sessel auf die Erde fiel.

Er hatte es ziemlich hart gefühlet, machte ein sehr trotziges Gesicht, da er sich wieder in

die Höhe richtete, und wollte eben zu räsonniren anfangen, als sie ihm zuvor kam, und sagte, sie hätte seine Standhaftigkeit auf die Probe setzen wollen, und hoffe, daß er ihr zu Liebe etwas ertragen würde. Im Augenblick entfaltete sich sein Gesicht wieder, und er bath, daß sie mit Maulschellen so lange fortfahren möchte, als es ihr beliebte; allein da ihr selbst noch von dem Hieb die Hand wehe that, so sagte sie, daß es für heute genug sey, worauf er ihre wohlthätige Hand viele Mahl küßte, und bittere Freudenthränen dabey vergoß.

Dennoch trieb sie ihre Schalkheit noch weiter, und ersuchte ihn, daß er ihrer Kammerjungfer ein Pack Zwirn aufwickeln helfen möchte, wozu er sich auch gehorsam erzeigte, sogleich in ihr Zimmer verfügte, und die Arbeit begann. Die Jungfer hieß ihn die beyden Arme ausstrecken, und hing den Zwirn daran, worauf sie tapfer darauf los wand. Während dem hielt er eine kleine Unterredung mit ihr, und ganz natürlich wurde von der Frau gesprochen, deren Verdienste die Jungfer über die Maßen heraus strich. Diogenes suchte sie nun ganz auf seine Seite zu bringen. Er gestand ihr, daß er gegenwärtig nicht viel bares Geld habe, versprach ihr aber, so bald sein Wechsel kommen würde, ein Ansehnliches zu geben, wenn sie auf seiner Seite seyn, und ihm bisweilen in seiner Liebe an die Hand gehen wollte, welches sie ihm

auch auf Cavaliersparole zusagte; doch fragte sie ihn zugleich, bis wenn er wohl glaubte daß seine Silberflotte anlangen würde, und er äußerte sich, daß sie bereits auf dem Wege seyn müsse.

Sie ließ ihn hierauf einen Augenblick stehen, und ging zu ihrer Frau, welche sodann den Philosophen wieder zu sich rufen ließ, und sich mit ihm noch einige Zeit lang unterhielt. „Mein bester Herr Diogenes!" fing sie jetzt plötzlich an; „Sie werden mir ja vergeben, wenn ich Sie bitte, mich auf heute zu verlassen. Ich erwarte diesen Augenblick einen nahen Anverwandten, welcher mich besuchen wird, und ich wollte nicht gern, daß er mich in Gesellschaft einer Mannsperson anträfe, weil ihm dieser Anblick, als gänzlich ungewohnt bey mir, sehr fremd vorkommen würde; und in der That sind auch Sie außer ihm die einzige Person, von welcher ich Visiten annehme."

Sie machte hierdurch dem Philosophen ein großes Compliment, indem sie sich zugleich weiß brannte; es kitzelte ihn auch nicht wenig, und er ging in diesem Augenblicke seine ganze Gestalt durch, und untersuchte, was er wohl Liebenswürdiges an sich haben möchte, daß sie ihn ihren Grundsätzen vorzöge; doch er bemerkte nichts als lauter Vollkommenheiten an sich, und dieß machte, daß sein Erstaunen nicht zur Vollkommenheit gelangte. Er sah es als etwas ganz

Natürliches an, und empfahl sich unter der Versicherung, daß er sich die Freyheit nehmen würde, mit nächstem wieder zu kommen, um ihr die lange Weile zu vertreiben, womit er unter einigen tiefen Bücklingen die Thür suchte, und das Haus verließ.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Diogenes bekommt einen Wechsel, und erfährt, daß man Lügen mit Geld bezahlen müsse.

Diogenes war kaum wieder im Gasthofe angelanget, so kam auch schon der Wirth zu ihm auf das Zimmer, und machte eine solche Menge ehrfurchtsvoller Complimente, daß der Herr Philosoph ordentlich darüber erstaunte. Er hielt das Mützchen unter dem Arm, und sprach fast kein Wort, wo er nicht den Titel Ihro Hochgräfliche Gnaden unmittelbar voraus oder darnach gesetzet hätte, und sogar entwischte ihm einige Mahl das Wort Excellenz.

Man muß sich nicht darüber aufhalten, und glauben, als ob der gute Mann nichts von der Complimentirordnung verstanden hätte. Er hatte sich diesen Titel auf seinen Reisen angewöhnet, da er einst als Fleischhacker in Deutschland auf der Wanderschaft war, und hatte in einer oberdeutschen Stadt gearbeitet, wo die

Excellenzherrn eben so ihren Wohnsitz und Brutort haben, wie die Seidenschwänze in Italien, die dann bisweilen im Striche auch bey uns sich einfinden. Man nennt diese Excellenzherren nur Thorexcellenzen, weil ihr Charakter aufhöret, so bald sie aus dem Stadtthor kommen, wo sie wieder nur gnädige Herren sind. Man saget, daß die Leute dieses Landes dumm wären; aber eben diese Bemerkung beweiset das Gegentheil, und den feinsten Grad politischer Kunstgriffe; denn da diese Excellenzen sehr gern verreisen, und ihr Bißchen Geld anderwärts verzotteln würden, außer ihrem Gebiethe aber den Titel verlieren; so bleiben sie, wenn es möglich ist, lieber das ganze Jahr in der Stadt, und verzehren daselst ihren Gehalt als Excellenzen, als daß sie das Mißvergnügen empfinden, und sich degradiret sehen sollten.

Das Räthsel der Höflichkeit des Wirthes klärte sich in kurzem auf; denn gleich hinter ihm trat der Briefträger herein, und brachte dem Philosophen einen Wechsel von einigen hundert Carolinen, und nun rückte er mit der Rechnung heraus, die auf einen großen Regalbogen geschrieben war, und sich mit folgenden Worten anfing: Laus Deo! gelobt sey Jesus Christus! was Sausus Titulo Ihro Excellenz, Seine Hochgräfliche Gnaden, der Hochgeborne Herr Graf von Diogenes bey mir verzehret haben, und so weiter. Sie belief sich ziemlich hoch,

und es standen Posten darin, die er nicht zu bezahlen Ursache gehabt hätte. Ob er gleich schon lange keine Pferde mehr hatte, war dennoch das Stallgeld bis auf die Stunde angesetzt, und da sich Diogenes darüber aufhielt, sagte der Wirth, er habe noch nie erfahren, daß sich ein Cavalier, besonders ein Graf, über solche Kleinigkeiten moviret hätte; zudem habe er ja auch nicht gewußt, daß er die Pferde verkauft hätte, sondern in der festen Meinung gestanden, sie seyen über Land gesendet worden, um einen seiner guten Freunde in die Stadt zu bringen, daher er auch immer den Platz im Stall leer gelassen hätte.

„Der Herr Wirth war ja gegenwärtig," fiel ihm Diogenes ein, „da ich meinen Postzug losschlug; wie mag er sich denn hernach auf so kahle Ausreden stützen? — Specificir' er mir meine Rechnung, wie es sich gehöret; dann will ich bezahlen." — „Habe ich es Euer Hochgräflichen Gnaden nicht letzthin gesagt," erwiederte der Wirth, „daß sich bey mir kein Graf etwas specificiren läßt? — Eben deßwegen habe ich auch gar nichts genau aufgeschrieben, sondern nur die Summe hingesetzt." — „Aber beym Teufel," fuhr Diogenes fort: „ich bin ja kein Graf." — „Ach, Ihro Gnaden sagen dieß nur, um das Ceremoniell zu ersparen, wie Sie mir letzthin gesagt haben; und wenn Sie es auch nicht gesagt hätten, so wußte ich es den-

noch. — Ach so was läßt sich gar nicht läugnen, — ist angeboren. — Ihre Mienen, Ihr majestätischer Blick — alles beweiset, daß Sie von hoher Geburt und vielleicht noch mehr als Graf sind; denn Sie haben so was Erhabenes, Ehrfurcht einprägendes in Ihren Augen, daß ich ordentlich zurück schaudere, wenn Sie mich so recht ins Gesicht fassen." — „Ist das wahr, Herr Wirth?" verfolgte Diogenes. — „Bey allen Elementen, Herr Graf, schwöre ich Ihnen, daß es wahr ist; deßwegen getraue ich mich niemahls, Ihnen nüchtern vor die Augen zu kommen, sondern ich trinke, um mir Muth zu verschaffen, zuvor immer ein Glas Champagner — das hat mich schon manche Bouteille gekostet, und doch darf ich es, wenn ich nicht ein interessirter Mann heißen will, nicht mit in die Rechnung setzen."

Jetzt sagte Diogenes kein Wort mehr, sondern lächelte, und bezahlte den Wirth auf der Stelle, wobey er ihm noch einen Carolin darüber gab, mit Bitte, ihn für seinen Champagner zu rechnen. Der Wirth strich es fröhlich ein, machte ihm wohl zwanzig allerunterthänigste Kratzfüße, und begab sich damit aus dem Zimmer. — „Das ist doch ein verdammter Streich!" sagte Diogenes zu sich selbst. „Ich muß die Lüge, daß ich Graf wäre, theuer bezahlen. Doch es geschieht mir recht — warum habe ich gelogen? — Wills mein Lebtage nicht

mehr thun, wenigstens bey keinem Gastwirth mehr; denn diese Schurken handeln alle nach dem verdammten Sprichwort: darnach der Mann ist, muß man ihm die Wurst braten.— Doch im Grunde thut so ein Titel außerordentlich wohl. — Ja, aber er ist zu theuer bezahlt, besonders bey meinen Umständen; denn dieses Geld reichet bey weitem nicht zu, alle meine Schulden davon zu bezahlen, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als noch ein Mahl an meinen Vater um einen Wechsel zu schreiben."

Drey und vierzigstes Kapitel.

Das Kammermädchen der Bellefonte kommt zum Philosophen, und entdeckt ihm wichtige Sachen.

Kaum war Diogenes eine halbe Stunde allein, so trat das Kammermädchen der Frau von Bellefonte zu ihm herein, und meldete ihm, wie ihre Frau ein heimliches Verlangen an sich merken ließ, ihn bald wieder zu sehen, welches sie durch Aussprechung seines Nahmens, der mit einigen Seufzern versetzet gewesen wäre, die eben nicht aus der bloßen Oberfläche ihres Körpers entsprungen zu seyn geschienen, nur gar zu deutlich zu erkennen gegeben hätte, und sie vermuthe, daß, wenn er unverweilt zu

ihrer Gebietherinn ginge, er vielleicht die Schäferstunde könnte schlagen hören. Auf diese schöne Nachricht rückte er alsobald mit zwey Carolinen heraus, und drückte sie ihr in die Hand. Sie sträubte sich außerordentlich, sie zu nehmen, uud schob ihn damit so oft zurück, indem sie dabey hoch betheurte, daß sie nicht eigennützig sey, daß sich Diogenes zuletzt keinen Angriff mehr damit zu machen getraute, die Hand langsam zurück zog, und sein Geschenk wieder in den Sack stecken wollte. Das Mädchen erzitterte bey dessen Erblickung, und wurde ganz blaß. Jetzt ist es Zeit, dachte sie, zu machen, daß er den Spaß nicht für Ernst aufnimmt. — „Wie mein gnädiger Herr?" sagte sie: „So ist es wirklich Ihr Befehl, daß ich für meine gehabte Mühe eine Belohnung nehmen soll?" — „Mein Wille war es; aber da Sie nicht wollen, so kann ich Sie unmöglich dazu zwingen, und ich dringe nicht ferner in Sie, weil ich Sie nicht gern beleidigen möchte. Übrigens danke ich Ihnen für Ihre Güte. — Ich werde mich sogleich auf den Weg machen, und bey Ihrer Frau erscheinen."

Diogenes machte nicht die geringste Bewegung mehr zu seinen Carolinen, und das Kammermädchen empfahl sich, kehrte aber an der Thüre wieder um: — „Mein gnädiger Herr!" fing sie an, „ich schwebe in diesem Augenblick in einem martervollen Zweifel, ob es auch

richtig sey, daß meine Frau Ihren Nahmen genannt hat." — „Wie? — sagten Sie denn nicht, daß Sie es gehört hätten?" — „Ich dachte es freylich, aber ich weiß nun doch nicht, ob ich recht gehört habe. Zwar ist es mir, als wenn Sie diesen Ton aussprach; allein die fünf Sinne betriegen einen bisweilen. Ich dachte eben dazumahl an Euer Gnaden, und da ist es leicht begreiflich, daß ich meiner Frau Seufzer mit Dero Nahmen copuliret haben könnte, indem ich nicht aufmerksam genug auf ihre Worte war — und überhaupt muß ich es Ihnen sagen, daß es gar meine Sache nicht ist, auf dergleichen Zufälle Acht zu geben. Wenn es aber Euer Gnaden ausdrücklich haben wollen, so bin ich in Zukunft aufmerksamer, damit ich meiner Sache gewisser seyn kann."

Diogenes merkte ihren Kaltsinn. „O mein Engel!" sagte er, „nehmen Sie sich doch meiner Sache an, und lassen sich keine Mühe verdrießen." — „Gnädiger Herr! erwiederte sie; „gern thue ich es nicht. Die Commission ist mir fatal, doch vielleicht" — Diogenes wandte itzt seine ganze Eloquenz an, sie zu bereden, griff auch noch ein Mahl in die Tasche, und zog die beyden Carolins wieder hervor, wozu er noch einen dritten gesellte, die er ihr nunmehr aufs neue in die Hand fügte. Sie gab sie nicht mehr zurück, sondern steckte sie geschwinde ein. — „Weil Sie es denn so haben wollen — gut! ich

will mir alle Mühe geben. Wenn ich doch nur recht wüßte, ob es der Nahme war. Warten Euer Gnaden — muß mich einmahl besinnen — Wenn mich das Gehör sollte betrogen haben, so kann mich vielleicht das Gesicht auf den rechten Weg bringen. Ich gab eben damahls auf ihre Miene Acht. — Warten Sie, ich will mich besinnen — — Sie streckte Anfangs die Spitze der Zunge etwas hervor — ja — das that sie — dann machte sie den Mund rund, ganz rund, daß man allenfalls eine kleine Kartäschenkugel hätte darin herum drehen können — ja richtig das war das o von Ihrem Nahmen — richtig. „Jetzt bin ich zu Hause. Diogenes hat sie gesagt. Es ist ganz klar, und ich wollte mir gleich Nase und Ohren darauf abschneiden lassen, daß es gewiß ist."

Diogenes war nunmehr voll Freuden, daß er die rechte Wahrheit wußte, und versprach, binnen einer Stunde dort zu seyn. Das Mädchen freuete sich nicht minder, und hüpfte in größter Eile zur Thür hinaus. — „Ha!" sagte Diogenes: „ich habe meine Sache vortrefflich gemacht, daß ich noch einen Versuch anstellte, sie zur Annahme meines Geschenks zu bewegen. Dank sey dem Himmel, daß ich ein Weltweiser bin! Wäre ich dieser nicht, o so würde ich dieß Mahl meine Anstalten gewiß schlechter getroffen haben."

Vier und vierzigstes Kapitel.

Die Dame Bellefonte wird Bürginn für alle Schulden des Philosophen, und gibt ihm ein Zimmer in ihrem Quartiere.

Diogenes erschien. Die Dame war außerordentlich freundlich. Zuerst machte sie ihm eine kleine Reproche, daß er ihr seinen gräflichen Stand nicht selbst entdecket hätte, indem ihr ihr Kammermädchen gesagt, daß er auf der Stiege ein Papierchen verloren, worauf Comte gestanden hätte. Der Verliebte machte einige schwache Entschuldigungen darüber, und ließ die Verleumdungen auf sich sitzen. Nach einigen kleinen Complimenten bath sie ihn, einen Augenblick allein zu bleiben, indem sie ein Geschäft im Oberstockwerke hätte, und verließ ihn; dafür trat aber das Kammermädchen ein.

„Gnädiger Herr!" sagte dieses: „ich habe schon meine Maßregeln getroffen, und es wird alles gut gehen, wenn Sie klug sind. Ich habe meine Frau der Kreuz und Quere sondirt, examinirt und vorbereitet, auch so viel heraus gelocket, daß Sie viel bey ihr gelten; aber sie hat sich ein verdammtes Ding in den Kopf gesetzet; nähmlich sie will Ihre Liebe zu ihr auf die Probe stellen. Sie wird Sie ansprechen, ihr auf vier Tage 30 Louisd'or vorzustrecken. Sie braucht sie nicht; denn ich wollte Ihnen in

ihren Kästen großmächtige Geldbeutel zeigen; aber sie will nur sehen, wie Sie gegen sie gesinnet sind. Sie wird auch vielleicht, wenn Sie es ihr geben, den ersten Termin nicht halten; aber da müssen Sie sich um des Himmels illen nicht verdrießlich darüber bezeigen, sonst ist alles aus, und sie hält Sie für einen Geizhals, und diese Leute sind ihr in den Tod verhaßt. Sie werden mich also verstanden haben, gnädiger Herr! denn davon hängt ihr ganzes Glück ab. Sapienti Sat.

Sie ging jetzt hinaus, indem die Dame wieder zurück kam, und sich neben den Philosophen setzte. Diogenes fing sogleich an, von seiner Liebe gegen sie zu reden. „Lassen wir diese bey Seite, mein Freund!" fiel sie ihm ein; „denn mich drücket etwas Wichtigeres. Ich brauche in aller Eile 30 Louisd'or. Können, oder wollen Sie mir solche vorschießen, so verspreche ich sie Ihnen vielleicht in 4 Tagen wieder zu geben." — Niemand war bereitwilliger, als Diogenes. Er zog sogleich seine Börse, zählte statt dreyßig vierzig Stück auf den Tisch, und reichte ihr solche mit dem Anhang, daß sie ihn nicht in vier Tagen, sondern nach ihrer Bequemlichkeit wieder bezahlen möchte.

Der Weltweise bekam diesen Tag keine Maulschelle; denn Bellefonte war zu räsonnabel, als daß sie seine Liebe auf eine doppelte Art hätte auf die Probe stellen sollen. Sie that ihm

vielmehr den Vorschlag, ob er nicht in Zukunft bey ihr wohnen wolle, indem es sich nicht wohl schicke, daß ein ausländischer Gelehrter und Weltweiser von seinen Verdiensten sich in den Wirthshäusern herum sudle. — Dann, sagte sie, wisse sie auch, da sie selbst Philosophinn sey, nur gar zu wohl, daß dergleichen Männer bisweilen eine Bedienung erforderten, welche von keinem Hausknecht oder Lehnlackey verrichtet werden könnte, und wozu absolut weibliche Hände erfordert würden.

Das war Wasser auf seine Mühle. „Recht gern, sagte er, wohne ich bey Ihnen; allein es fällt mir etwas ein. Ich bin hin und wieder schuldig; und da mich meine Gläubiger nirgends anders, als in dem Wirthshause, zu finden wissen, muß ich doch wohl so lange darin bleiben, bis ich entweder einen nach dem andern bezahlet, oder mich mit ihnen gesetzt habe, besonders da verschiedene, große Schulden darunter sind." — „Ey was, Herr Graf!" hub die Dame an; „Sie wollten Ihre Schulden bezahlen? — könnten Sie so klein, so unphilosophisch denken? — Es ist hier durchgängig Mode, daß man die großen Schulden nicht bezahlet, und die kleinen mit Verachtung übersiehet. — Doch ich will Ihnen aus aller Verlegenheit helfen. Behalten Sie Ihr bares Geld, und ich werde Bürginn für alles."

Diogenes war sehr damit zufrieden. Er machte sogleich zu seinem Auszuge Anstalt, und der Wirth wurde unterrichtet, die Creditoren an die Baronesse zu weisen, die dann auch sich als Bezahlerinn unter jeden Contozettel schrieb, worauf Diogenes ein Zimmer bezog, welches gleich an das ihrige stieß. Der Himmel hing ihm nunmehr, voller Geigen, und was kam wohl seinem Vergnügen bey, da er in dem Hause, und immer so nahe um seine Schöne war. Frühstück, Diner und Souper nahm er stets in ihrer Gesellschaft ein, und sie war so uneigennützig, daß sie nicht die geringste Bezahlung dafür forderte. Welch eine Großmuth! —

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Die Dame bestiehlt ihn in Gestalt eines Gespenstes, und jagt ihn aus dem Hause. Er hält das Letztere für eine neue Liebesprobe, wird aber endlich seinen Irrthum gewahr.

Bellefonte hatte im Grunde nichts anders zur Absicht, als sich bey guter Gelegenheit Meisterinn von der sämmtlichen Barschaft des Philosophen zu machen. Dieses geschickt ins Werk zu stellen, mußte sie die Einrichtung und Ordnung seines Zimmers genau erforschen.

Sie kam also gleich des andern Morgens zu ihm, und fragte wie er, geschlafen habe, wobey sie sich fleißig umsah, um zu erspähen, wo er eigentlich seine Carolinen in die Stellung gebracht habe; da merkte sie denn, daß er solche in seinen Beinkleidern, diese aber unter dem Hauptküssen stecken hatte. Sie überlegte nun, wie sie es geschickt genug angreifen wolle, solche hervor zu kriegen, und hielt darüber mit dem Kammermädchen verschiedene Conferenzen. Nach langem Deliberiren fiel das letzte Resultat dahinaus, daß sie sich in der Gestalt eines Gespenstes nächtlicher Weile in sein Zimmer schleichen, ihn aus dem Bett jagen, und mittler Weile seine Hosen delogiren wolle.

Der kurze Umgang mit ihm hatte ihr zu diesem Entschluß verholfen; denn sie hatte bereits aus seinem Thun und Lassen und Erzählungen gemerket, daß er sich weder zur Erfindung des Pulvers, noch zum Raub des goldnen Vließes geschickt hätte. Dennoch erachtete sie es für nöthig, ihn erst auf die Probe zu stellen, oder zu ihrem Vortheile gehörig vorzubereiten.

Sie fing damit an, daß sie ihm die allerschrecklichsten Gespensterhistorien erzählte, und bemerkte sogleich daß sie einen gewaltigen Eindruck auf ihn machten, indem er nach etlichen Tagen nicht einmahl mehr allein auf den Abtritt gehen wollte. Nun glaubte es Bellefonte Zeit zu seyn. Sie behing sich eine Nacht mit

weißen Tüchern, und spazierte nach eilf Uhr in sein Zimmer. Nachdem sie einige Mahl darin auf- und ab geschritten war, näherte sie sich seinem Bett, und machte allerley Versuche, ihn daraus zu jagen; aber umsonst. Anstatt dessen zog er die Decke hoch hinauf, und lag fest wie Eisen, und sie hatte doch gleichwohl zu viel weibliche Zaghaftigheit, als daß sie es hätte wagen sollen, ihn mit Gewalt heraus zu werfen.

Da also dieser Versuch fruchtlos abgelaufen war, merkte sie wohl, das sie das Gespensterhandwerk nicht genug verstehen müsse, und beredete sich darüber mit dem Kammermädchen. — „Euer Gnaden müssen Feuer speyen," sagte dieses, „und ihm winken, und drohen, daß er Ihnen bis zur großen Hühnersteige folget, und ihn da versperren; indessen können Sie machen; was Sie wollen."

Bellfonte genehmigte diesen Vorschlag, ließ einen Taschenspieler kommen, und lernte für etliche Livres die Feuerspeykunst aus dem Fundament, womit sie nun ihr Glück zum zweyten Mahl versuchen wollte; doch Diogenes hatte dieß Mahl das Zimmer fest verschlossen, und inwendig so stark mit Stühlen und Tischen verleget, daß sie unmöglich hinein dringen konnte, und wieder zurück gehen mußte.

Diogenes hatte ihr noch nicht das Geringste von seinem nächtlichen Abenteuer erzählet,

weil er nach der alten Weibersage glaubte, es sey höchst gefährlich, vor dem neunten Tage davon zu reden; doch hatte er sich bey aller seiner Furcht geschämet, deßwegen das Zimmer eher zu verlassen. Nach acht Tagen entdeckte er ihr alles umständlich, und wie er seitdem die ganze Nacht über das Licht brennen ließe. Die Dame that, als wenn sie sich darüber verwundere, bemühte sich aber vergeblich, ihm einzureden, daß es eine bloße Täuschung, woran sein dickes Geblüt den meisten Antheil gehabt, gewesen seyn müsse. Endlich maß sie ihm Glauben bey. „Es kann möglich seyn, Herr Graf," sagte sie, „daß Sie einen Geist gesehen haben, allein bringen Sie mir mein Haus deßwegen nicht in üblen Ruf. Doch will ich sorgen, daß er hinweg gebannet, und aus dem Wege geschaffet werde."

Pater Mauritius war ein sehr ehrwürdiger, alter, langbewachsener, fetter und wohlberufener Capuziner, der das besondere Geheimniß besaß, alle Gattungen von Geistern und Gespenstern zu vertreiben, oder in seiner Capuze fortzutragen; auf Beruf der Baronesse kam er des folgenden Abends mit einem Frater angestiegen, welcher in einem Sack alle Banninstrumente trug. Die Dame hieß ihn niedersitzen, und er erzählte in Gegenwart Diogenes bey einer großen Flasche Wein verschiedene Geschichten, wo er die schrecklichsten Poltergeister alsobald aus dem Hause geschaffet hätte,

so, daß Diogenes gar nicht zweifelte, er würde auch den seinigen, der doch eben nicht gar viel zu bedeuten hätte, zu Paaren treiben.

Der Pater und Frater begaben sich nun ganz allein in des Philosophen Zimmer. Man hörte darin ein starkes Gemurmel, und zuletzt ein Gepolter, als wenn man mit Käulen auf Tischen und Stühlen herum schlüge, worauf ein jämmerliches Geschrey erfolgte. Sie kamen nunmehr ganz von Schweiß triefend wieder herbey, und der Pater berichtete die glückliche Niederlage und Vertreibung des Geistes, versicherte auch, daß er sich nie mehr würde sehen lassen, worauf er ein Geschenk erhielt, und sich mit dem Frater wieder fortbegab.

Des Philosophen Vertrauen war nunmehr ganz wieder hergestellet. Er hörte von diesem Tage an nicht das Geringste mehr, und da ihm die Dame die Thorheit seiner Vorsichtigkeit verwies, brachte sie es bald so weit, daß er seine Thür wie vorher offen ließ. Ehe er sich es versah, war ein Mahl bey der Nacht der Geist wieder da. Seine Gestalt war schrecklich. Er war ganz in Pelz verhüllt, und trug ein Paar Gemsenhörner auf dem Kopf. Diogenes sah ihn bey schwachem Mondenlicht eintreten, und zitterte vor Angst. Mit großen Schritten kam er näher, und speyete Feuer, stand stille, und winkte, daß er ihm folgen sollte; allein er sah es

nicht, denn die Furcht hatte ihm die Augen ganz zugedrückt.

Da der Geist sah, daß er vergeblich winkte, zog er eine lange Haarnadel hervor, und stach damit in das Bett. Der Schmerz der so oft wiederhohlten Stiche jagte ihn endlich aus dem Bett, und nun ging ihm der Geist wieder auf den Leib, trat zwischen ihn und die Beinkleider, speyte wieder Feuer, und winkte ihm zu folgen. Diogenes folgte mit Zittern bis zur großen Hühnersteige, kroch auf des Geistes Begehren und Drohen hinein, und ließ sich geduldig verschließen. Der Geist ging nun zurück, ergriff die Beinkleider, und setzte sich in den Besitz von zwey hundert Carolinen, die theils im baren, theils in Banconoten darin waren. Früh Morgens kam das Kammermädchen vorbey, stellte sich, als wenn sie erstaunte, einen so großen Hahn in der Steige zu finden, und Diogenes wurde ins Zimmer gebracht, bedauert und beweinet.

Er vermißte sein Geld, und machte einen gewaltigen Lärmen darüber. Dieß verdroß endlich die Dame. „Mein Herr," sagte sie, „Sie sprechen da von vielem Geld, und es siehet Ihnen doch ähnlich, daß Sie niemahls viel gehabt haben. Ich habe Sie bloß aus Mitleiden zu mir ins Haus genommen, und noch dazu für Ihre Schulden gut gestanden. Wollten Sie vielleicht gar von mir den Ersatz eines nie erlittenen Verlusts verlangen, und sich an mir bereichern? —

Dieß wäre schöner Dank für meine Freundschaft." — Indem sie noch so sprach, kam der Hausknecht, und fragte, ob jemand Fremdes diese Nacht bey der Frau von Bellefonte geblieben sey, welches sie verneinte. Er meldete also, daß mit Tages Anbruch ein unbekannter Mensch aus dem Hause gegangen sey. Auf diesen kam nun die ganze Schuld, und Diogenes bath die Dame wehmüthig um Verzeihung, die sie ihm dann auch ganz gleichgültig zusagte.

Von dieser Zeit an wurde Diogenes nicht mehr so gütig gehalten; man wurde täglich kaltsinniger gegen ihn. Die Dame gab sich keine Mühe, ihre Unempfindlichkeit vor ihm zu verbergen, sondern wünschte vielmehr ihn aufzubringen, um ihn mit guter Art los zu werden, und zu bewegen, daß er von sich selbst aus dem Hause gehen möchte; doch der Philosoph, welcher gewohnt war, fast alle Menschen, besonders, die er liebte, zu entschuldigen, schrieb ihr Betragen eher allen andern Ursachen zu, als daß sie ihm gehässig geworden seyn sollte. Man trat ihm nicht selten auf die Füße, begoß ihn mit Wasser und Nachtgeschirr, legte ihm Pferdestaub ins Bett, versengte ihm mit der brennenden Kerze die Nase, Ohren, brachte ihm schmuziges Wasser zum Trinken, stach ihn alle Augenblicke mit der Schere, oder zwickte ihn in die Ohren; kurz, man befliß sich äußerst, ihm den Aufenthalt im Hause unerträglich zu machen; aber umsonst. — „Die

Dame, „sagte er zu sich selbst," will mich aufs neue auf die Probe setzen. Sollte ich denn jetzt, da ich wahrscheinlich bald am Ziel meiner Wünsche bin, verdrießlich werden? Nein, das wolle meine Philosophie nicht, die doch aus mir einen Mann gemacht hat! — Wenn es ihm bisweilen gar zu arg kam, so erinnerte er sich des Spruchs: Wer sein Kind lieb hat, der hält es beständig unter der Ruthe — und dieser erheiterte sogleich alle seine Züge, und er blieb zu der Dame Verdruß wie Pech kleben.

Da sie sah, daß alle ihre Executionsmittel vergeblich waren, und er sich nicht, gleich einem Feldhamster, aus seinem Loch mit Wasser wollte heraustränken lassen, nahm sie sich vor, mit ihm kategorisch zu sprechen: „Herr Graf!" fing sie eines Tages an, „Sie werden sich erinnern, daß ich Sie zur Verbesserung ihres Ökonomiewesens in meine Wohnung genommen habe. Es ist mehr, ich habe keine Bezahlnng für Ihre Bewirthung mit Ihnen ausgemachet; deßwegen ist es aber eben nicht richtig, daß ich auch keine verlangen sollte; denn das können Sie sich schon vorstellen, daß ich Sie nicht ohne Unbequemlichkeit erhalten kann. Ich hätte vermuthet, Sie selbst würden so viel Politesse besitzen, mich darum zu befragen, was ich von Ihnen verlange: da Sie aber so unbescheiden, und zu viel Philosoph sind, bin ich gezwungen, Sie daran zu erinnern. Unter einem Louis kann ich

Sie täglich nicht erhalten. Sie werden also die Güte haben, sich zu erklären, auf was für Art Sie mich bezahlen wollen."

Diogenes machte über diesen Vortrag ein mächtig langes Gesicht. Er erinnerte sie sogleich an ihre Liebe, wurde aber darüber heftig ausgelachet. Endlich versicherte er sie, daß er bereits wieder um Geld geschrieben habe, und solches nächstens erwarte; allein die Dame erklärte sich, daß sie darauf nicht passen könne, indem die Gläubiger befriediget seyn wollten. Da sie nun also das Ihrige zusammen nehmen müsse, bäthe sie ihn, je eher je lieber von ihr zu ziehen; und wirklich mußte er sich Tags darauf wieder in einen Gasthof begeben, wo ihn gleichwohl der Wirth ohne Umstände annahm, weil er noch ein Paar Reisekoffer hatte.

Er glaubte noch immer, daß ihn die Dame bloß auf die Probe setzen wolle, und zog ganz willig: indessen ging ihm bald ein helles Licht auf; denn er erfuhr, daß sie plötzlich unsichtbar geworden, und Paris verlassen habe. Dieß kränkte ihn zwar eine Weile; da er aber als Weltweiser sich über alles wegzusetzen gewohnt war, gab er sich auch bald wieder zufrieden, und wünschte ihr alles Glück und Segen auf den Weg.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Diogenes spielt Pharo, und sprengt die Bank, worauf er nach England geht, und mit einer Parlamentsräthinn bekannt wird. Er hat einen Nebenbuhler, und duellirt sich mit ihm auf Schwefelrauch, wo er den Sieg davon trägt.

Sein Trost war, daß er bald wieder Gelder von Hause erhalten möchte; allein ehe er es sich versah, kam ein Brief, worin ihm der Vater meldete, daß er, da er so liederlich sey, keinen Pfennig mehr empfangen würde. Der arme Diogenes war jetzt in größter Verlegenheit; denn der Wirth, welcher merkte, daß es mit ihm auf die Neige ging, wollte nichts mehr für ihn auslegen. Er faßte also den desperaten Entschluß, alles zu verkaufen, was er noch hatte, sein Geld in den Spielsaal zu tragen, und entweder alles zu verlieren, oder glücklich zu seyn. Er ging dahin. Man spielte Pharo, und das Glück, welches sonst Philosophen eben nicht am günstigsten ist, und sich mehr auf die Seite der Dummköpfe neiget, war ihm so günstig, daß er die ganze Bank sprengte, und mit einem Gewinst von zwanzig tausend Livres wider zurück kam.

„Nun brauche ich kein Geld mehr von meinem Herrn Papa; doch will ich es ihm zu wissen thun, damit er sich eine bessere Idee von mir macht, und ihm einen Brief schreiben, den er

gewiß nicht ans Fenster stecken soll." Er schrieb ihm also, daß, da er so brutal mit ihm verfahre, und ihm kein Geld mehr schicken wolle, er ihn künftig auch nicht mehr für seinen Vater erkenne, welche Strafe er als wohlverdient ansehen möge; doch stünde ihm der Weg zur Gnade offen, im Fall er sein Unrecht erkennen, Besserung versprechen, und diesen Fehler wieder gut machen wolle.

„Was ist nun zu thun?" sagte er. „Die Baronesse hat meine Creditoren nicht bezahlt. Erfahren sie, daß ich Geld habe, so laufen sie mir über den Hals, und machen mir tausend Beschwerden, die sich mit meiner Philosophie gar nicht vertragen. Es wird also das Beste seyn, ich verlasse Paris, und gehe weiter." — Auf der Stelle kaufte er sich einen neuen Wagen und Postzug, nahm sich etliche Bediente auf, und fuhr bis Calais, wo er sich mit der ganzen Equipage einschiffte, und nach London übersetzte. Er nahm seine Wohnung auf dem Heumarkt; der Wirth fragte ihn um seinen Nahmen, und er nannte sich Lord Diogenes. Der Wirth war zum Glück ein Deutscher, und fing heftig darüber zu lachen an. „Warum lachen Sie Herr Wirth?" — „O ich lache darüber, daß Sie ein Lord sind, und doch ganz französisch gekleidet gehen. Dieß ist in London der Brauch nicht."

Diogenes wußte, daß der Wirth Recht hatte;

aber er hatte sich auch bereits ein englisches Perückchen bestellt, und vorgenommen, künftig ganz Engländer zu seyn, und dem Deutschitismo von Grund aus zu entsagen. Seine französischen Bedienten wurden sogleich verabschiedet, und dafür Engländer in Dienst genommen. Das gab denn freylich lustige Scenen, weil weder der Herr sie, noch sie den Herrn verstanden. Wenn er ein Glas Wasser verlangte, brachten sie ihm die Schuhbürste; und wenn er etwas zu essen verlangte, schickten sie sich an, ihm die Stiefeln auszuziehen. Da mußte dann eine neue Mimik erfunden werden, und es sah oft bey ihm aus, wie in dem Wiener Taubstummeninstitut, nur mit dem Unterschiede, daß bey Diogenes bisweilen mit der Faust figuriret wurde.

In kurzem war kein deutscher noch französischer Faden mehr an ihm. Er trug das Halstuch so hoch, daß man kaum die Nase sah, ritt in Schuh und Strümpfen, und ließ dabey den ganzen Frack auf der linken Seite des Pferdes hinab hängen; auch trug er Beinkleider, die erst unter den Waden mit einem ganzen Kram von Bändern gebunden waren. Hierin war er nun freylich ziemlich einem Engländer gleich; nur fehlte ihm noch die Sprache. Doch auch zu dieser wurden Mittel. Er hielt sich einen Sprachmeister. Einige wenige Wörter wurden ihm außerordentlich schwer auszusprechen. Zum Glück waren einige Papageyen in London, die die

nähmlichen Wörter konnten. Der Sprachmeister empfahl sie ihm, und er kaufte sie ziemlich theuer, hatte aber den Vortheil davon, daß er durch ihre beständige Wiederhohlung bald den ganzen Accent weg bekam, und nun alle Schwierigkeiten hinter sich hatte.

Überall, wo er nur hin kam, wies er sein Diplom auf, welches er von der gelehrten Gesellschaft zu Paris erhalten hatte, und man bewies mehr Hochachtung dafür, als er anfänglich selbst gehoffet hatte; denn man erlaubte ihm deßwegen in verschiedene Gesellschaften einzutreten, welches sonst schwerlich geschehen seyn würde. Bey dieser Gelegenheit wurde er mit der Frau eines Vice-Parlamentsraths bekannt, welcher bereits zwey und siebzig Jahre zählte. Sie war eine von denjenigen Frauen, welche zwar nie ein anderes Studium getrieben haben, als Nähen und Stricken; dennoch aber, da sie in Ämtern stehende Männer haben, nicht für unbelesen passiren wollen, und wenn sie es auch zu nichts mehr bringen können, dennoch höchst zufrieden sind, wenn man sie nur für gelehrt hält, ob sie es gleich gar nicht sind. Auf ihrem Tisch fand man weder Zwirn noch Schere, wohl aber ein Dutzend lateinischer und französischer über einander geschlichteter Bücher, von welchen sie nicht selten eines verkehrt in die Hand nahm, und mit dem Mund so verschieden wackelte, daß man hätte schwören sollen, sie ana-

lisirte es von allen Seiten. Ihre Begierde nach Ruhm vermehrte die Begierde in ihr, mit dem Philosophen in die engste Freundschaft zu treten; denn dieser war als ein Gelehrter berufen, und ihr Symbolum war von je her: Aus der Gesellschaft erkennet man Menschen. — Sie bestrebte sich eifrig, den Diogenes in ihr Haus einzuführen; allein der alte Herr war ziemlich kritisch, daher mußte dieses Unternehmen klug eingefädelt werden. Unmittelbar darauf kam sie über ihres Herrn Brieftasche, und fand darin einen alten Brief, woraus sie zusammen buchstabirte, daß er einst in Deutschland einen gewissen Grafen von Lorberblatt, der aber schon gestorben war, zu seinem intimen Freunde gehabt habe. Dieß war Marzepan für ihre Wünsche. Gleich mußte sich Diogenes, dem das Lügen nicht sauer wurde, für seinen Vetter ausgeben, und als solchen beym Parlamentsrath anmelden lassen.

Der alte Herr war vor Freuden außer sich, den Vetter seines gewesenen Freundes zu sehen, als welcher seine Rolle so meisterhaft spielte, daß ihm mit keiner Kreuz- oder Querfrage beyzukommen war, und so wurde denn die neue Bekanntschaft Augenblicks fertig, daß er zu allen Stunden gern im Hause gesehen war. Die so ganz ungekünstelte, natürliche, weder mit Logik noch Metaphysik zusammen gelöthete Philosophie des Deutschen machte ihm die Frau Räthinn bald

vollkommen geneigt, und obwohl noch ein Anderer um ihre Gunst warb, der schon öfters pro rostris disputirt hatte, und ihr alles a priori ad posterius zu beweisen im Stande war, so erhielt doch Diogenes den Vorzug, weil sein System ganz unlateinisch und leicht zu begreifen war. Etliche Mahl stritten sie in Gegenwart der Dame mit einander, und sie gab immer dem Diogenes Recht, worüber der andere, welcher Chevalier Spinat hieß, so ergrimmet wurde, daß er endlich das Haus mied, und sich hoch und theuer verschwor, an dem Glücklichern Rache zu nehmen.

Der Chevalier suchte von nun an Gelegenheit an ihn zu kommen, und es gelang ihm endlich, daß er ihn mit guter Manier einen H—f— nennen konnte. So groß auch diese Beleidigung für manchen Ritter seyn möchte, so setzte sich doch Diogenes abermahls philosophisch darüber hinaus, und erwiederte lachend, daß ihm dieß Wort gar nicht zur Last falle, worauf ihm aber der Chevalier so eine derbe Maultasche gab, daß ihm die Ohren klangen; und auch diese wollte er einstecken. Es war aber hieran im Grunde nicht seine Philosophie Schuld; sondern da der Chevalier als ein guter Raufer berühmt war, fühlte er eine geheime Furcht, ihm nicht widerstehen zu können. Doch es kamen Leute, die ihm zuredeten, daß er doch seine Ehre retten möchte. Man versicherte ihn anbey,

sein Gegner würde nicht nachlassen, als bis er seinen Endzweck erreichet hätte, und also beschloß Diogenes zu kämpfen, besonders da man ihm sagte, daß er, als der beleidigte Theil, selbst die Waffen zum Kampfe zu erwählen hätte. Er bath sich also etliche Tage Bedenkzeit aus.

Ob er gleich schon in diesem Augenblicke in seinem Herzen die Waffen erwählet hatte, deren er sich bedienen wollte, so glaubte er dennoch besser zu thun, wenn er sich selbst durch philosophische Gründe überwies, daß sie die besten unter allen wären. Er fing denn also zu raisonniren an: „Das Duell ist ein Geschäft, wodurch Einer dem Andern beweiset, daß er Recht hat. Zuerst beleidiget man sich mit Worten und Werken, und bey der Genugthuung beleidiget man sich noch weit stärker, und hauet, schießt oder sticht einander Löcher in den Leib, oder schlägt sich einen Flügel vom Leibe. Gesetzt ich habe Recht, und der Andere schießt besser, oder kann besser fechten als ich, so lieg' ich unter, und muß Unrecht haben, ich mag wollen oder nicht."

„Vor Zeiten hatte man Wasser- und Feuerproben, und diese waren gewiß vernünftiger; denn derjenige, so Recht hatte, ließ weniger Verzagtheit blicken, da hingegen der Ungerechte, und sich seiner Schuld Bewußte, immer mehr Schmerz zu fühlen glaubte, als er wirklich empfand, und deßwegen gemeiniglich seinem Gegner das Feld räumte. — Da das Beleidigen

immer aus einer innerlichen üblen Disposition entstehet, welche eine Krankheit ist, so sollte man auch das Duell also einrichten, daß der Kränkere verlieren müsse. Ich werde also Statt aller Mordinstrumente den Schwefelrauch vorschlagen, womit wir einander bekriegen wollen. Diesen blasen wir einander zu. Wer dann von uns am ersten unter die Bank fällt, der hat verloren, und muß dem andern Abbitte thun."

Er schickte also seinem Gegner das Kartel zu, und bestimmte die Art des Kampfes nach seinem gefaßten Entschluß. Ob nun gleich jener anfänglich darüber lachte, so mußte er es, da Diogenes einmahl darauf bestand, am Ende dennoch eingehen, und sie kamen beyde von ihren Secundanten begleitet in einem Gartenhause zusammen, wo sie nun ihre Sache ausmachen wollten. Es wurde also eine hölzerne Bank in die Mitte des Zimmers gestellet, auf deren jedem Ende einer saß, zwischen sich aber hatten sie eine große Gluthpfanne stehen, in welche nun Diogenes eine Hand voll Schwefel warf. Sie bliesen nun einander den Dampf eine Zeit lang aus allen Kräften zu, und da zum Glück dem Philosophen der Wind, welcher durch die offenen Fenster blies, zum Vortheil war, so hielt er das Treffen länger aus, als der andere, welcher plötzlich ohnmächtig unter die Bank stürzte, und ihm Sieg und Feld überließ. Die ganze Gesellschaft erklärte hierauf den Chevalier

Spinat für den Überwundenen, und zwang ihn, daß er dem Diogenes Abbitte, und schriftliche Verzicht auf die Parlamentsräthinn thun mußte.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Die Parlamentsräthinn verreiset ins Bad. Die Verwechslung zweyer Briefaddressen will großes Unheil nach sich ziehen, welches aber der Badedoctor verhindert.

Stolz über seinen Sieg ließ sich nunmehr der Philosoph einen weit höheren Phaeton machen, als er, oder sonst jemand bisher gehabt hatte; damit man ihn recht in die Augen fallend sehen, und bewundern möchte. In dieser Zubereitung gefiel er der Frau Parlamentsräthinn ganz ausnehmend wohl, die sich denn auch nicht selten von ihm aufladen, und in Lustgegenden um die Stadt führen ließ. Indessen möchte sie doch ein wenig gar zu bekannt mit unserem Weltweisen geworden seyn, und weil sie dieses selbst einsah, und die Folgen dieser Bekanntschaft deutlich fühlte, entdeckte sie es ihm, und beschloß sich, Urlaub in ein drey Meilen weit entlegenes Bad auszubitten, welchen sie auch von dem alten Herrn, als welcher froh war, wieder einige Zeit verschnaufen zu können, ohne Schwierigkeit erhielt.

Die gute Frau reisete, und glaubte dort ihre Sachen ohne Gefährde abthun zu können, indessen aber sich mit ihrem Diogenes zu unterhalten, bis es mit ihr so weit käme, daß sie andere Maßregeln ergreifen müßte.

So bald sie ihr Hauswesen auf dem Lande ein wenig in Ordnung gebracht hatte, schrieb sie zwey Briefe, wovon der eine an ihren Gemahl, der andere aber an Diogenes gerichtet war. Der letztere lautete also:

„Werthester Graf Diogenes!

„Wenn mein Nieder- eben so glücklich als Ankommen im Bade vor sich gehet, so will ich sehr froh seyn. Bedenken Sie, Freund, in welche schreckliche Lage Sie mich versetzet haben! — Ich erzittere, wenn ich gedenke, daß mein Gemahl, bey welchem ich eine Wassersucht vorgeschützet habe, hinter mein Geheimniß kommen, und erfahren könnte, daß ich in gesegneten Umständen sey; er, der seine Schwäche kennet, die Hände waschen, und sagen würde: ich bin unschuldig. Es gibt noch gütige Männer in der Welt, die sich etwas einander gefallen lassen; aber leider! der meinige ist viel zu eigensinnig, um sich etwas gefallen zu lassen. Kommen Sie doch morgen gewiß zu mir, und schenken mir Ihren Trost. Sie, welcher der Urheber meiner Qualen ist, können allein solche mildern. Ich bin u. s. w."

Sie siegelte beyde Briefe zu, legte sie hin,

ging einige Mahl auf und ab, und erst dann überschrieb sie die Addressen, die sie aber zu ihrem Unglück verwechselte, so, daß der an Diogenes ihrem Gemahl in die Hände kam, Diogenes aber dafür den des Parlamentsraths erhielt. Diogenes dachte sich nichts Arges, und wollte den Brief an seine Behörde abgeben. Er ging in des Parlamentsraths Haus; kaum aber hatte er die Zimmerthüre eröffnet, so hinkte ihm dieser schon mit entblößtem Degen entgegen, nannte ihn einen Verräther, und wollte ihn erstechen. Der Philosoph ergriff sogleich die Flucht, und da er nicht errathen konnte, was diese üble Begegnung zu bedeuten hätte, so fuhr er sogleich zu der Frau Parlamentsräthinn ins Bad, und erkundigte sich bey ihr, was wohl dieses zu bedeuten hätte.

Er hatte kaum erzählet, daß er den Brief empfangen, der ihrem Herrn bestimmt war, so that sie einen lauten Schrey, und stürzte ohnmächtig zu Boden. Diogenes rief um Hülfe; man brachte den Doctor, und dieser schaffte ihr durch einige kleine Mittel das Leben wieder. Es war nothwendig, daß wenn er in seiner Cur regelmäßig fortfahren sollte, er die Ursache dieses Zufalls wissen mußte. Mediker sind wie Beichtväter, und wenn sie gleich keine so schwere Pflicht des Stillschweigens auf sich haben, so wissen sie doch gar zu gut, daß ein Doctor, welcher als ein Schwätzer bekannt ist, nicht

leicht mehr in eine ehrliche Familie eintreten darf. Wenn also der Priester aus Furcht eingemauert zu werden, verschwiegen ist, so ist es dieser aus Gewinnsucht.

Er bath sie also inständig, ihr Anliegen zu entdecken; und da sie von seiner Ehrlichkeit überzeugt war, so entdeckte sie ihm die ganze Geschichte. — „O wenn es weiter nichts ist," fing er an, „so seyn Sie ohne Sorgen. Ich kenne Ihren Herrn Gemahl, und will ihm die Sache so ins Licht setzen und zergliedern, daß er gewiß zufrieden seyn soll." — Indem sie noch so mit einander sprachen, hörten sie einen Wagen vor dem Hause, und es war der Parlamentsrath, daher sich Diogenes sogleich in ein Nebenzimmer verstecken mußte, wo er alles, was gesprochen wurde, mit anhören konnte.

Der alte Herr hinkte ganz wüthend herein. Er traf niemand, als den Doctor, an; denn seine Frau hatte sich gleichfalls in ein Cabinett verschlossen. — „Wo ist die Bestie, die Ehrvergessene, die Ungetreue?" hob er an. — „Ho, ho!" antwortete der Doctor: „nicht so hitzig, gnädiger Herr! Ihre Frau Gemahlinn verdienet keinen von allen diesen Nahmen. Ich weiß die ganze Geschichte, und will Sie ganz eines Andern belehren, wenn Sie die Geduld haben wollen, mich ein wenig anzuhören." — „Darauf bin ich denn wohl begierig," antwortete er. „Vielleicht können Sie mich mit offenen Augen

blind machen. Gut, lassen Sie denn hören!" Er setzte sich jetzt nieder, und der Doctor fing also zu reden an:

„Ich weiß, daß Dero Frau Gemahlinn an den Philosophen, Grafen von Diogenes, geschrieben, wie sie sich in gesegneten Leibesumständen befände, an welcher Veränderung er allein Schuld sey, und Ew. Gnaden sind darüber böse, da Sie doch im Gegentheil diesem honetten Cavalier vielmehr dafür danken sollten." — „Wie?" fuhr der Alte in die Höhe. Ich ihm danken? — Der Teufel soll ihm danken." — „Nicht doch! nicht doch, Herr Parlamentsrath! hören Sie mich an. — In der Sache liegt ein medicinischer Grund, welchen Sie nicht verstehen. Hochdieselben waren niemahls incapax, Descendenten hervor zu winken, wohl aber lag der Fehler an der Frau Gemahlinn. Fürs Erste scheinet es, daß ihr das Diaphragma oder Zwerchfell zu weit von den Intestinis abgestanden habe; und fürs zweyte mag sie zu viele Vacua im Leibe gehabt haben, welche keine Conception zuließen. Diese Vacua haben ihr ganz natürlich heftige Winde verursachen, und Dero Wünsche von Zeit zu Zeit vereiteln müssen. Nun wissen Sie, daß Graf Diogenes sie öfters in seinem Phaeton ausgeführet hat. Bekanntlich ist die Luft in der Höhe viel feiner, und comprimiret die Lunge so wohl als alle benachbarten Theile, und nach dem Grundsatze: omne gra-

ve nititur ad centrum, drücket sich alles, was hoch ist, um so mehr nach der Tiefe. Da nun das Schwanken des Phaetons vollends dazu kam, so hat dadurch alles wieder seine natürliche Lage erhalten, und ist eben so zusammen geschlagen worden, wie an die Leinwand der Faden im Wirkstuhl durch das Gatter angetrieben wird."

„Dieses war also das beste Mittel zur Herstellung der Fruchtbarkeit Ihrer Frau Gemahlinn, und Sie müssen wissen, daß ich selbst es ihr angerathen habe. Sie hätte nun freylich lieber gesehen, wenn es erst einst nach der Abreise des Grafen aus London gewirket hätte; aber da sich die Natur keine Gesetze vorschreiben läßt, müssen Sie und sie es leiden. Indessen, da sie weiß, daß der Herr Parlamentsrath kritisch sind, fürchtet sie sich es zu offenbaren, und schätzt sich wegen ihrer Umstände unglücklich. Es ist mir indessen lieb, daß Sie es einmahl wissen, und ich hoffe Sie werden sich vielmehr höchst erfreuen; denn ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß Sie ganz gewiß einen vollkommen legitimen Erben erhalten werden; und dieser ist doch immer nur das einzige, was Höchdero gänzlichen Zufriedenheit abgehen kann."

Kaum war der Doctor mit dieser Erklärung fertig, so sprang der Alte von seinem Stuhl auf, umarmte und küßte ihn hundertfältig, und dankte ihm mit Thränen für seine Sorgfalt,

wobey er vor Freuden Thränen vergoß. — „Wo ist meine Gemahlinn, der Engel?" rief er: und sie, die jedes Wort gehöret hatte, kam aus der Seitenthüre hervor. Er küßte sie, drückte sie an sein Herz. — „Es ist dir vergeben, treue Gattinn — nicht doch vergeben — Dank vielmehr bin ich dir für deine Treue schuldig — für deine Bemühungen, mich zum Glücklichsten aller Väter zu machen. — Auch dein Freund Diogenes soll künftig mein Auserwählter bleiben." Diogenes kam nun auch hervor, und es wurde ein allgemeines Vivat gerufen, wobey der alte Herr vor Freuden seine Perrücke herunter zog, in Stücke riß, und zum Fenster hinaus warf. Er blieb acht Tage auf dem Lande, und da der Doctor versicherte, daß die gnädige Frau nunmehr genug gebadet habe, fuhr die ganze Gesellschaft zurück nach London, und alles ging wieder seinen ordentlichen Gang.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Der Parlamentsrath läßt den Philosophen prügeln, welcher sich selbst philosophisch beweiset, daß das Prügeln gar nichts heiße, und eine eitle Ceremonie sey.

Diogenes wurde seit dieser Zeit noch weit höher als sonst geachtet, und nichts wurde ohne

ihn vorgenommen; sogar erlaubte ihm der Parlamentsrath, daß er sich seiner Equipage bedienen durfte. Er ging indessen mit der Frau nicht allein des Tages über spazieren, sondern auch bey der Nacht, um ihr das Sternseherhandwerk, worin er sich besonders stark zu seyn glaubte, beyzubringen, wozu sie weder Bedienten noch Stubenmädchen mitnahmen. Der Philosoph wich darin von allen andern Astronomen ab, daß er den Gestirnen seine eigenen und ganz fremden Nahmen beylegte; z. B. er nannte den kleinen Bär die Heuschrecke; die Zwillinge die Tabaksdose; den Orion die Trompeuse; die Venus den Dudelsack; die Wasserschlange die Sappe; den Triangel die Geige; und so weiter und die Frau Parlamentsräthinn lernte sie in kurzer Zeit vollkommen kennen.

In aller Ehrbarkeit setzte er seine Visiten fort, gab auch der Frau im Hause fleißig Privatunterricht, bis einmahl der Parlamentsrath heimlich zusah, welchem wahrscheinlich dessen Methode nicht zum besten gefallen mochte. Er rief sogleich seine Bedienten, und trug ihnen auf, den Philosophen mit Stecken weidlich abzuprügeln, welches sie auch so genau ins Werk richteten, daß gar nichts daran auszusetzen war. Sie begleiteten ihn noch bis an die Hausthür, wo sie ihm die captatio benevolentiae reichten, und solche hinter ihm verschlossen.

Diogenes ging mit einem sehr grimmigen

Gesicht von dannen, und begab sich in seine Herberge. „Ich bin zwar geprügelt," sagte er zu sich selber, „aber mein Feind, der Parlamentsrath, welcher vermuthlich darunter keine andere Absicht gehabt hat, als mich recht sehr zu ärgern, soll dieselbe gleichwohl nicht erreichen. Gleichwie unser Glück bloß in der Einbildung bestehet, also bestehet auch das Übel bloß darin; und wenn wir es nicht dafür halten, so kann es uns auch nicht beleidigen. Wenn ich das ganze Prügeln mit philosophischen Augen betrachte, so finde ich, daß es eine wahre Kinderey ist. Es ist nichts als physikalisches Experiment, seinen Arm mittelst eines Steckens zu verlängern, mit solchem in der Luft zu wedeln, und auf die Schulter seines Nächsten fallen zu lassen, wodurch er einige blaue Flecke oder Strieme bekömmt, die ihm einige Zeit wehe thun, und worüber man eine Freude hat, und dieß ist Alles. Wahrhaftig eine rechte Thorheit! Noch eine größere Thorheit aber ist es von dem Geprügelten, wenn er sich etwas daraus macht. Aus was soll er sich etwas machen? — aus dem Beißen — aus den Schmerzen? — Wenn ich mir ein Vesicator auf den Buckel setzen lasse, so beißt es mich wenigstens eben so stark, und doch achte ich es nicht. Das Geprügelt werden ist also in meinen Augen bloß ein Vesicator, welches ich nicht bestellet habe, und wofür ich dem Chyrurgus nichts bezahle. — Aber daß man

mich darüber auslacht — Auslacht? — das ist wieder nichts gesagt. — Der eine lacht, fletscht die Zähne, und sieht den andern an, und dieser soll sich darüber kränken. — Je wer ein Thor wäre! — Da soll mir ein Esel eine ganze Stunde lang ins Ohr schreyen, welches doch viel ärger wäre; und gleichwohl mache ich mir nichts daraus. Kann er mir nicht die Seele aus dem Leibe schreyen, oder lachen; so hat er seine Sache immer sehr schlecht gemacht, und ich beklage ihn von Herzen. — Wenn das nicht philosophisch gedacht ist, so gibts es gar keine Philosophie mehr in der Welt."

„Das Einzige, was mich allenfalls ärgern könnte, wäre die gehorsame Grobheit der Bedienten. Erst gestern gab ich den Flegeln jedem ein Trinkgeld, und heute da ihnen ihr Herr nur winket, hoben sie sogleich die Stecken auf, und hauen mit so erbitterten Gesichtern auf mich los, als wenn sie mich zertrümmern wollten. Das ist doch große Undankbarkeit, und dafür soll sie heut oder morgen der Teufel hohlen. — Doch wohin verliere ich mich! — Philosophie! du hattest mich jetzt auf einen Augenblick verlassen — ja du wandtest dich nur um und schnäuzest dir die Nase; und in diesem Nu wär' ich gefallen. — Dank dir, daß du mich wieder siehest. Ja ich bin überzeuget, das Prügeln ist nichts, — ist ein bloßes Narrenspiel, wie alle Leidenschaften des Menschen. Jeder Haus=

Herr ist der Hauptkomödiant oder Unternehmer in seinen vier Pfählen, und die Bedienten sind seine Acteurs, die er besoldet; da kann es also nicht anders gehen."

„Geduld! ich werde die Bursche kriegen. Ich vergelte ihnen Grobheit mit Politesse, und beschenke sie noch oben drein, damit sie sehen, daß sie mit einem Weltweisen zu thun gehabt haben, und sich schämen. — He! James!" — er klingelte jetzt. „Hier hat er zwey Guineen. Geh er damit zum Parlamentsrath, und geb' er sie in meinem Nahmen den beyden Bedienten, die sich heute so viele Mühe mit mir gegeben haben." James ging, lächelte, und vollführte seinen Auftrag, worauf sich Diogenes ruhig schlafen legte.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Diogenes hat wenig Geld mehr, und prellt sich selbst bey einem Tracteur. Er erhält wieder Nachricht von der Parlamentsräthinn. Ihr Kammermädchen spielt einen verzweifelten Streich.

Seit dem Diogenes ausgeprügelt worden war, bekam er die Parlamentsräthinn mit keinem Auge mehr zu sehen, und alle seine Nachforschungen und Bemühungen hierüber waren ganz umsonst, und so gingen vier Monathe, binnen wel-

cher Zeit seine Barschaft wieder dermaßen in die Enge kam, daß er sich ganz von seiner Dienerschaft separirte, und abermahls mit den Diensten des Hausknechts begnügen mußte. Er nahm sich ein ganz kleines Zimmer, dessen Fenster in den Hof gegen den Pferdestall gingen; auch speiste er nicht mehr im Gasthofe, sondern ging zu einem Tracteur, wo die Person auf Mittag für alles drey Groschen bezahlte. Eines Tages wollte er etwas besser leben, und ging an einen Tisch für sechs Groschen.

Die ersten Speisen waren vorbey, als der Tracteur eine große Schüssel voll Confituren und Torten auftrug. Diogenes glaubte, daß diese Leckereyen mit unter die sechs Groschen gehörten; er ließ also Eingemachtes und Braten stehen, und hielt sich aus Leibeskräften an die Näschereyen, so, daß er in kurzem achtzehn Mandoletti's und sechs Stück Torte zu sich nahm. Wie es zum Bezahlen kam, legte er seine sechs Groschen hin; allein wie verwunderte er sich, als ihn der Tracteur fragte, wie viel er Mandoletti's und Torte genommen habe. Er wußte es selbst nicht, bis es sein Nebenmann sagte, welcher genau darauf Acht gegeben hatte; und nun mußte er recto einen Thaler dafür bezahlen, welcher ihm um desto weher that, weil ihm kaum noch ein Gulden von seiner ganzen Barschaft übrig blieb.

Er ging also halb verzweifelt heraus, um

sich einen Ort zu suchen, wo er seinen Gedanken ungehindert nachhängen könnte, und gerieth in eine kleine Allee. Er war schon eine Zeit lang in lauter Überlegungen umher gewandelt, als ihm auf ein Mahl das Kammermädchen der Parlamentsräthinn ins Gesicht fiel, welches er sogleich anredete, und um ihre Gebietherinn befragte. „Meine Gebieterinn," sagte das Mädchen, „wird, seit Sie aus dem Hause sind, sorgfältig bewachet: wollen Sie Ihr etwa einen Brief schreiben, so will ich ihr solchen überbringen."

Der Philosoph bath sie, einen Augenblick zu verziehen, zog ein Blatt Papier aus der Brieftasche, und schrieb nur mit Bleystift einige Zeilen, in welchen er ihr eine kleine Schilderung seiner Umstände, und noch immer fortwährenden Treue gegen sie machte. Da er sich auf des Mädchens Ehrlichkeit verließ, gab er solchem den Zettel unversiegelt, und ließ sie gehen. Chevalier Spinat befand sich zum Unglücke auch in der Allee, und begegnete Clarinetten, so hieß das Mädchen. Da sie von Natur geschwätzig war, so kostete es ihm nicht viel Mühe, das Geheimniß von ihr zu erfahren, besonders, da er ihr eine Guinee in die Hand drückte, wodurch sie äußerst beredt wurde. Da ihm die Parlamentsräthinn den Diogenes vorgezogen, so hatte er schon lange beschlossen, sich deßwegen an ihr zu rächen. Er versprach ihr also eine

jährliche Pension (die er jedoch nie hätte bezahlen können), wenn sie ihm darin an die Hand ging, und die Briefe der Gebietherinn überbrächte, welches sie auch hoch und theuer versprach, und sich entfernte.

Die Frau Parlamentsräthinn war vor Freuden ganz außer sich, als sie wieder etwas von ihrem geliebten Philosophen erfuhr, und da sie merkte, daß es um seine Finanzen schlecht stehen möchte, so schickte sie ihm durch Clarinetten einen Wechsel von hundert Guineen, nebst einem Paar Beinkleidern vom auserlesensten Manchester, welche er ihr zu Ehren tragen sollte. Clarinette ging der Abrede gemäß damit zum Chevalier, und zeigte ihm alle diese Sachen, nebst einem Briefe, welchen Sie an Diogenes bey sich hatte, und der Chevalier beredete sie, alles bey ihm zu lassen. Sie sollte, wenn sie nach Hause käme, vorgeben, sie wäre von Beutelschneidern angegriffen, und sämmtliche Sachen ihr mit Gewalt weggenommen worden.

Die Bestie that es. Die Parlamentsräthinn war sehr verdrießlich darüber, machte sich aber, weil sie reich war, nicht viel aus dem Verlust; übrigens, da sie glaubte, daß Diogenes nicht so allgemein bekannt wäre, besorgte sie auch nicht das geringste wegen des Verlusts des Briefes. Allein der Chevalier hatte große Tücke im Herzen, und sandte unter einem fremden Nahmen Brief, Geld und Hosen an den Parlamentsrath.

Dieser war darüber vor Zorn ganz außer sich, und hatte im Anfang nicht Geringeres vor, als seine Gemahlinn zu schlachten; doch da er darüber einen Freund zu Rathe zog, rieth ihm dieser, seine Hände nicht in ihrem Blut zu waschen, sondern erst sich von ihrer Untreue recht zu überzeugen, und sie dann den Gerichten zu übergeben; und dieß beschloß er auch.

Er nahm also die Beinkleider, und legte sie vor der Mahlzeit auf seiner Gemahlinn Teller unter die Serviette, und wollte sehen, wie sie sich dabey verhalten würde. Sie setzte sich frechen Muths an die Tafel; so bald sie aber die Serviette weggenommen hatte, und die Hosen ersah, that sie einen lauten Schrey, und fiel ohnmächtig vom Sessel. — „Ha! da haben wirs nun," fing der Parlamentsrath an: — „Ja, die Hosen — die Hosen. — Es ist klar, sie hat mich verrathen." — Er ließ sie sogleich in ihr Zimmer tragen, wo man sie durch geistreiche Balsame wieder zum Leben brachte. Dessenungeachtet klagte sie über ein Fieber, und es wurde nach dem Doctor gesendet. Während der Zeit kam der alte Herr, um ihr Vorwürfe über ihre Untreue zu machen. — „Was?" sagte sie: ich dir ungetreu? — nein mein, Engel! das war ich nie, und werde es niemahls werden.

Er fragte sie hierauf, warum sie denn bey Erkennung der Hosen in Ohnmacht gefallen wä-

re. — „O mein Schatz, mein Engel!" erwiederte sie: „du hast deinen Spaß zu weit getrieben, und es hätte nicht viel gefehlet, so wäre ich ein Raub des Todes geworden. Vor nichts in der Welt habe ich die Zeit meines Lebens über so eine entsetzliche Aversion gehabt, als vor einem Paar Mannshosen. Gleich wie manchem Menschen Ratten, Mäuse, oder Spinnen zuwider sind, so sind es mir dergleichen ekelhafte Kleidungsstücke. Selbst die deinigen habe ich bisher mit großem Fleiß vermieden, und mir alle Gewalt angethan, wenn ich sie ansehen müssen. Ist es denn nun ein Wunder, wenn ich bey derselben Erblickung, und noch dazu auf meinem Teller, allen Gebrauch meiner Sinne verloren habe?"

„Das wäre alles recht," fuhr der Alte fort, „aber es sind Beweise da — ein Wechsel und ein Brief von Ihnen an Graf Diogenes." — Was sagen Sie dazu Madame?" — „Hilf Himmel! ich einen Brief? — Einen Wechsel verschenken! — o daß wäre gewissenslos. Nie hab' ich an Diogenes geschrieben. — O die bösen Menschen!" — Sie vergoß hier einen Strom von Thränen, und der Alte wurde beynahe dadurch weichherzig, bis der Doctor erschien, welchem er nun Platz machte. Diesem entdeckte die Frau das ganze Geheimniß, und er erklärte dem Parlamentsrath sehr medicinisch die ganze Nichtigkeit dieser Beschuldigungen. Er zeigte ihm

den Brief; dieser aber sagte darauf: „Sie wissen, Herr Parlamentsrath, den Satz: Sensus fallunt. Ein Mann, der so tief, wie Sie, zu denken gewohnt ist, sieht gemeiniglich weit mehr, als vor ihm stehet; — ferner darf ein Mann Ihres Alters seinen Augen wenig mehr trauen, nicht zu gedenken, daß ich schon seit einiger Zeit bemerket habe, wie sich zu Zeiten Ihr Augapfel ganz in die Länge drücket, da Ihnen alsdann jede Handschrift länglich vorkömmt, welche eben die Schrift Ihrer gnädigen Frau Gemahlinn ist. Ich, der mit zwey gesunden Augen siehet, kann nicht anders sagen, als die Buchstaben des Briefes seyen rund, und also muß der Argwohn wegfallen. — Der Wechsel — I nun! der Verleumder ist vermuthlich reich, und durch Beylegung desselben hat er seiner Anklage eine größere Wahrscheinlichkeit geben wollen. Er machet sich auch nichts daraus, daß er in Dero Hände fällt, und er dadurch einen Verlust leidet, wenn er nur auf diese Art zu seinem schändlichen Endzweck kommen, und Dero Frau Gemahlinn bey Ihnen verdächtig machen kann.

„Ey, ey!" fing der alte Herr an. „Die Sache hat so viele Wahrscheinlichkeit zum Vortheil meiner Frau, daß ich gar nicht mehr an ihrer Unschuld zweifle; denn ich weiß gar wohl, daß mich meine Augen ziemlich verlassen. Auch lasse ich zu, daß meine Frau eine große Aver-

sion vor den Beinkleidern haben mag. Denn ich erinnere mich, daß ich ihr ein Mahl ein Paar von mir zum Küssen darreichte, welche sie mit großem Widerwillen zurück stieß, wobey sie mich versicherte, daß sie sich lieber umbringen lassen, als mein Begehren erfüllen wolle."

„Nun aber, meine Beste," sagte er zu ihr: „weil er dich durch den Wechsel hat verdächtig machen wollen, so soll er ihn, wenn er sich auch meldete, nicht mehr wieder erhalten; er soll verfallen seyn, und ich schenke dir ihn gleich wie eine vom Feind erbeutete Munition, wodurch er dich in Unglück zu stürzen suchte." Die Frau Parlamentsräthinn war so großmüthig, daß sie ihn die Abbitte erließ, und so hatte die ganze Fehde ein beglücktes Ende erreichet, welches die Frau größten Theils ihrem Hausdoctor zu verdanken hatte, daher man sehen kann, was es für eine edle Sache um einen Hausdoctor ist. Man muß also ein für alle Mahl sagen, daß sie sich sehr herrlich aus der Affäre gezogen habe. Das Beste dabey war, daß ihr Gemahl jetzt durch den Beweis ihrer Unschuld ein ganz vollkommenes Vertrauen auf sie setzte, und allen Argwohn aufgab, daher sie wieder Lust erhielt, zu thun was sie immer wollte.

Funfzigstes Kapitel.

Ein langes Kapitel, Zusammenkunft des Diogenes mit der Palamentsräthinn. Sie nehmen Abschied, und Diogenes wird Officier. Es geht ein gewaltiger Irrthum vor. Man verkauft ihm ein Pulver welches fest machen soll, wovon er sehr heftig lariren muß.

Niemand kam dabey schlechter zurecht, als unser Philosoph, weil er nichts empfangen hatte; aber Geduld! die Klugheit der Frau Parlamentsräthinn weiß alles einzubringen. Da sich ihr Mädchen ihres Auftrags so schlecht entlediget hatte, und sich die Sachen wegnehmen lassen, so glaubte sie wohl zu thun, wenn sie ihm weder Brief noch Geld mehr anvertraute, sondern es ihrem Geliebten lieber selbst überbrächte. Sie nahm sich also vor, ihn aufzusuchen, und fand ihn ohne Beschwerden an einem Tage, wo ihr Herr eben im Parlament zu thun hatte, indem die Sitzung wieder angegangen war. Die Zusammenkunft war äußerst rührend, indem der Philosoph bitterlich weinte, die Frau Parlamentsräthinn aber recht von Herzen lachte. Er gab ihr eine Reproche darüber, und nannte sie empfindungslos; sie aber entschuldigte sich, und führte ihn auf seine eigene Erfahrung in die verflossenen Zeiten zurück. „Dem sey aber wie ihm wolle," sagte sie; „so kann man doch höchstens sagen, daß wir bey-

derseits die Saiten überstimmen. — Lassen Sie etwas vom Weinen ab, und ich werde es mit dem Lachen eben so machen." — Sie thaten es, und es wurde daraus so ein gewisses Mittelding, welches einem Zähnblöken nicht ganz unähnlich sah.

Zum Zeichen ihrer Empfindlichkeit reichte sie ihm jetzt den Wechsel, welcher ihn abermahls äußerst rührte, indem er ihm eben so angenehm war, als seine Überbringerinn selbst, und jetzt wechselten sie plötzlich Stimmen, indem er für Freuden laut lachte, sie aber, weil sie hieraus urtheilte, daß ihm das Gold lieber als sie seyn möchte, vor Kummer zu weinen anfing. Doch der Philosoph tröstete sie mit solchen Gründen, daß sie endlich allen Trübsinn fahren ließ, und sich seiner Beständigkeit aufs neue ganz versichert glaubte.

Sie kamen seit diesem Tage wieder öfter zusammen; doch bald merkte die Parlamentsräthinn, daß ihrem Herrn abermahls ein Floh im Ohr sitzen müsse, und wirklich kam sie dahinter, daß man heimlich Anstalt mache; ihren Geliebten aufzuheben, daher sie sich gezwungen sah, vor der Hand wieder ganz abzuschneiden.

Es ging eben der Krieg an; sie machte ihm also den Vorschlag, daß sie ihm bey einem errichtet werdenden Freycorps eine Officierstelle verschaffen, und ihn standesmäßig equipiren wolle, damit er auf einige Zeit vergessen wer-

den möchte; so bald aber ihr altfränkischer Gemahl den Weg alles Fleisches spazieret seyn würde, wollte sie es ihm per Estaffette gleich zu wissen thun, wo er alsdann quittiren, nach London kommen, und ihre getreue Hand zum Lohn seiner Beständigkeit erhalten sollte. Diogenes, welcher einsah, daß nichts anders zu thun war, und gegen den Vorschlag nichts einzuwenden fand, ging ihn ein, ob er gleich keinen kriegerischen Blutstropfen in seinem Leibe fühlte. In etlichen Tagen hatte die Sache ihre Richtigkeit; er war equipirt, und zur Abreise bereit, und nun wurde der Tag des Abschiedes beschlossen.

Auf einem Dorfe drey Meilen von der Stadt sahen sie sich zum letzten Mahl, und eine prächtige Mahlzeit sollte den Beschluß dieser Scene machen. Diogenes hatte durch einen Seitengang der Dame einige Augenblicke Luft erhalten, um frey nachzudenken. Er war wirklich in sie verliebt. „Was wirds werden," dachte er, „wenn ich ihr den letzten Kuß gebe, — wenn ich mich aus ihren Augen entferne? — Sie wird in Ohnmacht fallen — wird sterben. Himmel! dieß muß nicht geschehen — Wie wenn ich diese traurige Scene ganz verhindern könnte? — Aber wie? — Soll ich mich fortschleichen? Nein! O hilf mir Philosophie! — Ha, da wallt ein ungebildeter Gedanke vorüber. — Steh still, Wanderer! — O nun habe ich dich ergriffen. Dank! Dank!" — . . . .

Spornstreichs lief er in die Küche, und gab jeder Magd einen Schilling, mit dem Bedeuten, daß wenn er in den Wagen stieg, und ihm das Frauenzimmer folgen sollte, sie zwischen sie beyde treten, und jene mit Streichen zurück treiben sollten. Es geschah, wie er gesagt hatte, und die Mägde waren so unbescheiden, der Frau Parlamentsräthinn etliche derbe Besenhiebe zu geben, wobey Diogenes dem Wagen zueilte, und sich plötzlich entfernte; wiewohl er noch einige wehmüthige Blicke auf seine Geliebte zurück warf. — „O"! sagte er bey sich selbst, „so habe ich ihr doch den letzten Schmerz des Lebewohls ersparet, und sie wird es mir tausend Mahl Dank wissen."

Er kam in kurzem bey seinem Regiment an, welches sich hierauf einschiffte, und an dem Ort seiner Bestimmung wieder landete. Da er ein durch Frauengunst gewordener Officier war, bey dem Regiment aber sich außer dem Obersten, welcher mit der Parlamentsräthinn verwandt war, wenige befanden, die ihn leiden konnten, weil er vielen braven Leuten vorgezogen worden, so schmiedeten sie allerley Cabalen wider ihn. Um seinen Ruhm zu verdunkeln, und ihn recht zu kränken, brachten sie es dahin, daß er nicht vor den Feind, sondern zu einem Magazin commandirt wurde; denn weil sie erfuhren, daß er ein Philosoph wäre, so glaubten sie, er würde den Tod nicht scheuen, und sie alle durch

tapfere Thaten beschämen; allein sie irrten sich, denn es behagte ihn sein Posten so wohl, daß er dick und fett dabey wurde, indem er sich an Essen und Trinken nichts abgehen ließ.

So bald sie solches merkten, beförderten sie ihn wieder zum Regiment, und wurden bald gewahr, daß ihm diese Veränderung weniger Vergnügen machte, besonders, da nunmehr der Feldzug eröffnet wurde. Das Übelste für ihn war, daß sich sein bestes Pferd an einem Gartenzaune gespießet, und er bereits zu wenig Barschaft mehr hatte, um es zu ersetzen. Er hatte bereits vor einiger Zeit an die Parlamentsräthinn geschrieben, ihr berichtet, daß er die Verhinderung ihres letzten Abschiedskusses weislich veranlasset habe, und sie zugleich um einige Unterstützung gebethen, bis dato aber noch keine Antwort erhalten, daher er sich weder zu helfen noch zu rathen wußte.

Mit Schmerzen seufzte er auf eine Antwort, welche jedoch nicht kommen wollte, und sein Unglück zu vermehren hieß es bey der Armee, daß man keine Stunde sicher sey, wenn man mit dem Feind zusammen stoßen würde, und es war ihm um nichts banger, als daß er ohne gutes Pferd bey der Retirade zurück bleiben und gefangen werden möchte.

„Gott!" seufzte er bisweilen; „wenn es mein Vater wüßte, daß ich jezt im Kriege bin, ich glauben er weinte sich zu Tode — und jezt geht

es wahrscheinlich gar in die Battaille. — O was wird aus mir werden? — Ich habe Schon Läuse und Flöhe gehabt; mein Hammer ist fast stumpf daran geschlagen, und noch bin ich sie nicht los. — werde sie auch schwerlich los werden, bis uns eine Kanonenkugel insgesammt zerschmettert, und in die Elisäischen Felder sendet. — Schrecklicher Gedanke! — Aber wenn ich erst ohne Arme, ohne Beine herum gehen sollte — Hu! mir wird übel. — Sicher bin ich der einzige Philosoph in der Welt, dem es so trübselig ergehet. — Aber Philosoph — o dieß Wort gibt mir wieder Stärke, ermannet mich. — Wohl! ich will auch also handeln. — Tief will ich mir das Gesetz: Neminem laede — suum cuique tribue! ins Herz einprägen; und wenn ich auf keinen schieße, so glaub' ich wohl, daß man auch Politesse gegen mich haben wird, und vielleicht hintertreibe ich die ganze Schlacht, und mache daß beyde Heere in Frieden heim ziehen; denn ich will ihnen entgegen laufen mit ausgebreiteten Armen und schreien: Ach um Gottes Barmherzigkeitwillen, ihr Gegner! welch eine blinde Wuth reißt euch dahin, die Unschuld zu morden? — Gedenket des Spruches: Wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden — Wir stammen ja alle von Adam und Even her, und sind Brüder. — Wollt ihr denn einer zärtlichen Mutter ihr geliebtes Kind aus den Ar-

men reißen, und einen tief gebeugten grauen Vater trostlos machen? — Durchbohret mit euren Hellebarten, mit euren Schwertern doch lieber einen Rostböuf, einen Westphälischen Schinken, als einen Philosophen, welcher der Welt noch großen Nutzen verschaffen kann. — Folget meinem Beyspiel! werft eure Waffen weg, kommt her, und umarmet mich! —"

Kaum war er mit dieser Rede fertig, so trat ein sehr wohl gekleideter Mann ein, welcher nach einigen Entschuldigungen, daß er sich unterfing unangemeldet herein zu gehen, sich die Erlaubniß ausbath, einige Worte mit ihm sprechen zu dürfen, und dann also anfing: „Mein werthester Herr Officier, ich habe die Ehre Ihnen zu sagen, daß ich ein sehr berühmter Doctor aus Kassel bin. Sie werden wohl von den Ägyptischen Mumien gehöret haben, welches todte Körper sind, oder Leichname, die vor etlichen tausend Jahren einbalsamiret worden sind, durch welches Mittel sie sich bis auf diese Stunde ohne Verwesung erhalten haben. Es geschiehet dieß noch bis dato, gegenwärtig aber bin ich derjenige, welcher den Balsam dazu verfertiget, und die Kräuter mischet. Alle Jahre sende ich eine Fracht davon über Hamburg nach Cairo, und ich weiß, daß die damit geschmierten Leichname sich wenigstens sechzig tausend Jahre halten werden."

„Doch, dadurch würde man mich in Deutsch-

land wenig kennen lernen, weil der Ruhm aus jenem Lande bis hieher viel zu weit zu laufen hätte. Da es mir aber sehr darum zu thun ist, auch meinen Landsleuten als ein großer Arzt bekannt zu seyn, so mache ich auch verschiedene andere Medicamenten für hiesige Gegend. Ich habe eine Tinctur, welche nicht allein alle Wunden heilet, sondern auch Buckel vertreibt und ebnet, alte Weiber wieder verjünget, krumme Beine gerade, und Haare, Zähne, wie auch abgeschnittene Nasen und Ohren wieder wachsen macht. Ferner führe ich eine Latwerge, wodurch ein abgebrochenes Kreuz wieder ergänzet, ein gespalteter Kopf zusammen geheilet, das Podagra gehoben, und eine Kugel, wenn sie auch schon etliche Messerspitzen tief im Herze stäke, heraus gezogen werden kann. — Dann habe ich zwey Pulver, welche, in warmem Thee eingenommen, erst alle vulnerable Unreinigkeiten eines Menschen wegnehmen, dann aber die Haut so fest machen, daß weder Hieb, noch Stich oder Schuß dieselbe verletzen kann. Diese wenden jede Kanonenkugel schon auf zehn Schritte weit von ihm ab; Flintenkugeln hingegen lassen sie auf den Mann kommen, aber sie prellen ab wie Erbsen, und lassen nicht das geringste Zeichen hinter sich, wenn sie gleich ins Auge träfen. Beyde Pulver sind vollkommen mit einander gleich, und nur darin unterschieden, daß das eine, welches zwölf Louisd'or kostet,

auf eine ganze Campagne, das andere aber per zwey Louisdors bloß auf einen Monath verwehret, und habe ich von beyden Gattungen schon viele an die Herren Officiers verkaufet. — Dann habe ich eine Salbe, durch welche man, wenn man sich die Finger einschmieret, im Spiel sehr viel Glück haben kann."

Alle die ersteren Sachen hörte Diogenes nur mit halben Ohren an, das Festmachepulver hingegen zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er dachte sich in dem Augenblicke, daß dieß eine vortreffliche Sache wäre, und verlangte es zu sehen, welches auch der Äskulap in verschiedenen Exemplaren aus dem Sack zog, und ihm zeigte. — „Herr Doctor," fing Diogenes an: „ich bin zwar ein Philosoph, und halte sonst auf dergleichen Sachen wenig oder gar nichts; allein ich streite doch nicht ganz wider die Möglichkeit, daß es vielleicht in der Natur noch verschiedene Sachen gibt, deren Wirkungen wir nicht kennen, und die mirakulös sind; ich spreche also auch ihren Pulvern ihre Kräfte nicht ab, und will Ihnen eines abnehmen."

„Sie müssen nicht etwa glauben; als: ob ich mich vor dem Todtschießen fürchtete, nein, denn es ist mir alles eins, ob ich heute oder morgen ins Gras beiße; allein ich war von je her ein starker Naturforscher, und möchte mich gern überzeugen, ob es auch wirklich dergleichen Präservativmedicamente gäbe, und mich deßwe-

gen der äußersten Gefahr exponiren. Binnen acht Tagen werden wir sicher Battaille haben, und da will ich gleich sehen, ob es Stich hält. —"

Er gab ihm also die zwey Louisd'or und nahm das Pulver, und der Arzt mußte ihm seine Addresse geben, damit er im Fall der Noth noch mehrere von ihm haben könnte. Indessen war der Feind schon so nahe gerücket, daß man binnen acht Tagen die Schlacht mit ziemlicher Gewißheit bestimmen konnte. Diogenes nahm also gleich sein Pulver ein; aber kaum hatte er es eine halbe Stunde im Leibe, so bekam er ein entsetzliches Bauchgrimmen, und es ging ihm so gewaltig unter sich, daß er glaubte, es würde ihm die Gedärme zerreißen, wobey er auch zugleich fast Lunge und Leber heraus vomiren mußte. Er schimpfte jetzt gewaltig über den Doctor, dann aber erinnerte er sich, daß er gesagt hatte, es müsse erst alle vulnerablen Unreinigkeiten weg nehmen, und stand den Rest der Operation mit vieler Gelassenheit aus, in der sichern Meinung, daß sich nach deren Vollendung die Festigkeit unfehlbar einstellen würde; allein er ritzle sich gleich des andern Tages an die Stecknadel einer Bauerndirne, und wurde also von dem Betruge vollkommen überzeugt, worauf er den Doctor nach Anweisung seiner Addresse aufsuchen ließ, welcher aber verschwunden war.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Diogenes geht vor den Feind, und schneidet sich Löcher in den Hut, worauf er zum Capitän avanciret. Seine Poltronerie wird entdeckt, und er muß quittiren.

Die vorher gegangene Festmachungs-oder Laxirgeschichte war in der That ein sehr fataler Umstand für ihn, und zwar aus der Ursache, weil er nur noch etliche wenige Louisd'or im Vermögen gehabt hatte, als ihm der Äsculap das Pulver einschwätzte. Da er dadurch sehr matt und leer geworden war, bedurfte er Stärkung. Er konnte also kein Wasser trinken, und mußte sich nach einem gesunden Gläschen Rheinwein umsehen, welcher aber hier Landes, besonders des Krieges wegen, ziemlich theuer war, und also sah er seinen Beutel wieder auf dem Boden. Die Noth machte ihn aber bald sinnreich, und — kann es wohl einem Philosophen an Hülfsmitteln fehlen — kann der wohl verderben? — —

Er hatte von der Parlamentsräthinn bey seinem Abschiede ihr Portrait bekommen, welches mit Steinen besetzet war, die er aber immer nur für Topasen gehalten hatte. — „Möchte doch wohl wissen," sagte er zu sich selbst, „ob es etwas werth wäre." — Eben ging ein Jude vor seinem Zelte vorbey. Er rief ihn. „Sage mir,

Israel," sagte er, „was gibst du für dieß verbrillantirte Porträt?" Der Jude sah es an, und strich den Bart. „Jau, Herr Officier, öch könnts nit kafen, — hob nit so viel Geld bey mir; aber wenn Sie á Stund warten wölln, su bring öch Ihnen drey thausend Tholler dafür her; — lauter schöns neus Göld, als wenns erst geschlogen wör." — „Drey tausend Thaler!" dachte er; „i nun die helfen dir aus der Noth." Er sagte also dem Juden, er sollte das Geld bringen.

Während der Zeit, als dieser außen war, stellte er eine Prüfung über die Gerechtigkeit seiner vorhabenden Handlung an. „Was soll ich thun?" sagte er. „Sie hat es mir zum Andenken gegeben, zum Unterpfand ihrer Liebe. — Ich brauche jezt Geld — nothwendig Geld, und sie ist zu weit von mir, um mir welches zu geben. — Wenn man ein brillantirtes Porträt hat, so muß man nach Verhältniß weit mehr Geld im Sack haben, und der Fall ist bey mir nicht. Sie wird mir geglaubet haben, daß ich wieder darein kommen sollte, sonst hätte sie es nicht so kostbar machen lassen. Allein ich glaube gar nicht, daß es Brillanten sind, und der Jude kennet keine Steine. — Ja, ganz gewiß. Der Kerl versteht keine Pretiosa; wart, den will ich auszahlen, daß ihm die Augen übergehen sollen. — Aber — das Porträt? — i nun, das wandert auch mit. (Er stellt es vor sich.) Du groß-

müthiges, gutes Weib! siehe meine Verlegenheit. Kannst du mir helfen, so will ich dich behalten. — Ja, du schweigest — damit ist mir nicht gedient. Aber ich bin versichert, daß du mein Unternehmen nicht mißbilligen wirst. Der Deserteur aus Kindsliebe lief Spießruthen, um seines Vaters Schuld zu bezahlen — gewiß wirst du diesem an Ruhm und Tugend nicht nachstehen wollen, und dann ist dein Werk auch viel leichter; denn du ersparest die Prügel — du darfst bloß wandern, und dieses nur in effigie. Ich weiß gewiß, wenn du gegenwärtig wärest, du würdest, um mich zu retten, mehr als einen Gang thun: — Also wandere! Um so mehr wirst du es mir nicht verargen, da ich dich, da du doch nicht so viel werth bist, um einen so hohen Preis hinaus bringen kann."

Eben kam der Jude mit dem Geldsack, und schüttete die Thaler aus. Sie gefielen dem Philosophen. „Israel!" sagte er: „ich verkaufe dir das Porträt, und ob ich gleich weiß, daß es weit mehr werth ist, so will ich doch nicht mit dir handeln, sondern dir einen kleinen Verdienst vergönnen, denn ich will leben und leben lassen; aber du mußt mir einen Brief darüber ausstellen, daß du es von mir gekaufet habest, und niemahls mehr zurückbringen wollest; dann mußt du ausdrücklich sagen, daß es das Porträt einer Mannsperson war; denn ich will nicht, daß man mir den Vorwurf mache, als

hätte ich das Porträt einer Frau bey mir getragen: denn du mußt wissen, daß ich ein Philosoph bin, und dergleichen Leute geben sich mit keinen Weibern ab."

Der Jude mochte dieß glauben, oder nicht, kurz er schriebs: aber der Philosoph hatte eine sehr wohl überdachte List darunter verborgen; nähmlich er dachte, wenn der Jude das Porträt taxiren lassen, den Betrug entdecken, und ihn deßwegen belangen sollte, so könne er es ihm gänzlich abläugnen, indem dann ein ganz anderes Porträt auf dem Papier stände, als er vorzeigen würde. Doch der Jude ließ sich von dem Tage an nicht mehr sehen, weil er das nähmliche befürchtete; und also hatten beyde einander betrogen, der Philosoph aber den Israeliten am meisten.

Er that sich nun wieder etwas zu Gute; denn er befurchte immer noch, der Jude möchte wieder kommen; daher geschah es denn, daß er abermahls übel wirthschaftete, weil er sich den Satz in den Kopf gepräget hatte, daß wo nichts sey, der Kaiser sein Recht verloren habe. Aber mitten in seinen Schwelgereyen wurde er unvermuthet gestöret, als der Tambour Lärmen schlug, und sich das Geschrey verbreitete, daß der Feind bereits in Schlachtordnung heran rücke. Der Philosoph zitterte und bebte, und wußte seinem Leibe nicht Rath. Indessen mußte er zu seiner Fahne stoßen. — Ohne Hut und

Degen lief er aus dem Zelte, und war schon ein Stück Weges fort, als ihm sein nacheilender Fourierschütz beyde Sachen brachte. Man hätte vielleicht geglaubt, er sey vor dem Feinde der letzte gewesen; allein man irrte sich. Er wollte ihm vielmehr entgegen eilen. „Wenn es unter den feindlichen Generälen (dachte er) empfindsame Herzen gibt, will ich dem Krieg sogleich ein Ende machen. Der Oberste hat versprochen, mich zu detachiren, damit ich Gelegenheit habe, mich hervor zu thun. Sobald ich also meinen Posten besetzt habe, zeige ich mich dem Feind. Können die Generals nicht so weit mit bloßen Augen sehen, so haben sie Ferngläser, und wenn sie sich auf die Minik verstehen, werden sie aus meiner Action sogleich erkennen, daß ich Frieden wünsche, die Armee Halte machen lassen, und mich auf eine Unterredung zu sich einladen, wo ich ihnen dann das Thörichte eines solchen Kampfes dermaßen schildern will, daß sie gewiß ihre Degen alsogleich wieder in die Scheide stecken sollen."

Der Oberste hielt Wort, und befehligte ihn mit einem Commando auf eine Anhöhe, welche neben einem kleinen Wäldchen lag. Kaum war er angelanget, so stellte er sich auf einen hohen Platz, und spielte die Pantomime. Er bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, legte die Arme über die Brust und beugte das Haupt, kniete nieder, und küßte

die Erde, stand wieder auf, zog ein weißes Schnupftuch aus dem Sacke, und steckte es an seinen Degen, und schwang es abwechselnd mit dem Hut wohl zwanzig Mahl in der Luft herum. Auf alle diese Sachen machte der brutale Feind nicht die mindeste Reflexion, im Gegentheil rückte er immer vor, und that bereits einige Schüsse aus dem groben Geschütz, welche aber wegen der weiten Entfernung noch ohne Wirkung waren. Bey dem Philosophen wirkten sie gleichwohl; denn der jähe Schrecken fiel ihm auf die Gedärme, und zwang ihn, in das anstoßende Wäldchen zu gehen, um sich seiner Bürde zu entladen.

Er saß eine lange Zeit hinter einem Wachholderstrauch, und studierte, was er anfangen sollte, um den ungesitteten Kanonenkugeln auszuweichen, bis ihm ein Mittel beyfiel, wodurch er den Kampf vermied, und einen großen Vortheil zog. Er zog nähmlich ein Messer aus dem Sack, schnitt sich gegen acht Löcher in den Hut, und eben so viel in die übrigen Kleidungsstücke, ritzte sich den Arm blutrünstig, zerbrach die Klinge seines Degens, lief bis vor den Ausgang des Wäldchens, wo ihn nothwendig seine Leute sehen mußten, schrie daselbst ganz erbärmlich, und stürzte auf ein Mahl zur Erde.

Kaum hatte dieß die Schildwache seines Postens bemerkt, so gab sie Feuer zum Allarm, weil sie den Feind gegenwärtig glaubte, und zugleich rückte sein Unterofficier bis an das

Wäldchen vor, um, wo möglich, noch seinen Officier zu retten. Sie fanden ihn sprachlos, und übel zugerichtet, und trugen ihn zurück auf den Posten. Er würde noch länger sprachlos geblieben seyn; aber da sich das Donnern der Kanonen immer vermehrte, und er befürchtete, daß er, wenn er länger verzöge, zuletzt ins Gedränge kommen möchte, so fing er an zu reden. — „Ach! — ich bin blessirt — kann nicht mit fechten. — Tragt mich zurück ins Lazareth. — Werde kaum noch eine Stunde leben. — Haltet euch gut, und rächet meine Wunden durch eure Bajonets." — —

Der Unterofficier übernahm also das Commando des Postens, Diogenes aber wurde hinter die Fronte gebracht, und ins Lazareth. Der Chyrurgus wollte seine Wunden verbinden, und fand keine. — „Wo sind Sie denn blessirt?" — „Da, da!" — „He zum Teufel, das ist ja nur ein Ritzer." — „O glauben Sie es nicht. — Alles — alles thut mir wehe. — Sind lauter Contusionen." — „Contusionen — Herr Lieutenant, was sagen Sie? — ich sehe ja nicht einmahl einen blauen Fleck." — „Desto schlimmer Herr Chyrurgus — Sie sind alle innerlich, und werden mir das Herz abdrücken." — „Kann seyn, Herr Lieutenant — aber wo soll ich denn ein Pflaster auflegen?" — „Überall. Machen Sie ein Pflaster, welches so groß ist, als ich und wickeln Sie mich ganz hinein, wie in einen Schlafrock; denn ich weiß

selbst nicht, wo ich wund bin, bis sich mein Schmerz erst recht distinguiren wird — nach der Bataille."

„So etwas, Herr Lieutenant, ist nicht Heilungsbrauch; indessen will ich in der Geschwindigkeit visitiren. Sagen sie mir denn, wo es Ihnen wehe thut, und an jeden solchen Ort sollen Sie eines haben. — Der Chyrurgus war ein Schalk, und merkte nur gar zu gut, wie viel es bey seinem Patienten geschlagen hatte. Er schnitt nun nach des Diogenes Verlangen achtzehn Pflaster zu, welche aber lauter Blasenpflaster wären, worauf er ihn auf einen Fleck dupfte. Thut es hier weh, „Herr Lieutenant?" — „Ja!" — Sogleich war ein Pflaster darauf. In kurzem waren sie alle verklebet, und nun wurde er in eine Sänfte gesetzt, und so weit hinter die Armee getragen, wo der Depot stand.

Indessen wurde das Gefecht allgemein; doch es dauerte nur kurze Zeit, und der Feind wurde geschlagen, und in die Flucht gejagt. Diogenes bekam noch verschiedene blessirte Gefährten, und wenn sie beym Verbinden schrien oder seufzten, so sprach er ihnen Muth zu, und führte seine Standhaftigkeit zum Beyspiel an. Die folgende Nacht fingen die Pflaster zu ziehen an, und er wurde voller Blasen, die ihm so schmerzlich wehe thaten, daß er fast nicht wußte, wie er liegen sollte.

Diogenes fing nun selbst zu glauben an,

daß er vor dem Feind Wunden bekommen, die er aber im Schrecken nicht gleich empfunden, so wie er auch vielleicht aus eben dieser Ursache die Feinde nicht gesehen habe. Es war gebräuchlich, daß sich die kranken Officiers, wo möglich, selbst in dem Lazarethrapport einschreiben mußten, und er setzte hinein: „Graf Diogenes liegt ihm Lazareth an achtzehn Blessuren. Dieß machte nun beym Regiment großes Aufsehen, und der Oberste entschloß sich, selbst ins Lazareth zu gehen, um den Leonidas zu besuchen, und zu trösten.

Er erstaunte, als er den Patienten bey allen Wunden noch so frisch antraf; denn er glaubte, daß wenn die Kugeln in dem Leibe wären, er schwerlich mehr reden könnte; allein Diogenes schloß ihm das Räthsel auf, und erklärte ihm, daß es zum Glück lauter Prellschüße wären, worauf er auf sein Begehren seine Streitgeschichte also erzählte. — „Ich ging in das Wäldchen, um zu recognoscieren, ob etwa ein Graben darum wäre, worein ich etliche Mann in Hinterhalt legen könnte, und sogleich wurde ich von einer feindlichen Patrouille umrungen. Da ich nichts als meinen Degen bey mir hatte, so setzte ich mich zur Wehre, und streckte ihrer fünf auf die Erde, bis mir der Degen zerbrach. Sie schossen aus Pumpbüchsen auf mich; indessen schlug ich mich gleichwohl noch mit der abgebrochenen Klinge durch, bis vor das Wäldchen, wo ich aus

Mattigkeit niederfiel, die Feinde aber, da sie meine Leute kommen sahen, von mir abließen, und sich entfernten."

„Das hat große Wahrscheinlichkeit, Herr Lieutenant!" sagte der Oberste, „und Sie haben dadurch der Armee einen wesentlichen Dienst gethan. Ich glaubte gewiß, daß die Feinde bey dem Wäldchen einbrechen würden, und vermuthlich waren jene Patrouillen zum Recognosciren ausgeschickt, ob die dortige Anhöhe besetzt wäre, worauf sie sich durch das Wäldchen geschlichen hätten. Sie, Herr Lieutenant, haben sie entdeckt, und auf den geschehenen Allarmschuß haben sie vermuthet, daß nunmehr das Wäldchen von uns selbst occupirt werden würde, und also gar keinen Versuch darauf gemacht, welcher uns doch sehr gefährlich hätte werden können."

Diogenes hatte sich bey jener vorgeblichen Attaque selbst Löcher in den Hut geschnitten, und zeigte solchen dem Obersten, welcher nicht wenig darüber erstaunte. „Sie haben alles gethan," sagte er, „was ein braver Officier thun kann, und ich avancire Sie hiermit zum Capitain mit einer Compagnie." Er wurde noch denselben Tag beym Regiment publicirt, und da er bald darauf wieder reconvalescirte, trat er seine neue Charge mit vorgeschriebener Ordnung an, und jedermann bewunderte den Helden. Man gratulirte ihm vor allen Seiten; indessen schlummerte der Neid nicht. Seine ge-

wesenen Kameraden, welche er jetzt alle übersprungen hatte, warfen einen unversöhnlichen Haß auf ihn, und sannen Tag und Nacht auf Mittel, wie sie ihn stürzen möchten. Von ungefähr saß er eines Tages beym Marketänder, und nahm mehr Wein zu sich, als er vertragen konnte, und bey dieser Gelegenheit verschnappte er sich mit etlichen Worten, woraus man verstehen konnte, daß er das Regiment betrogen hatte. Es wurde allenthalben Rede davon, die Sache untersucht, und Diogenes als ein Poltron befunden, worauf man ihm aus großer Gnade erlaubte, seinen Abschied zu nehmen, welches zu thun er gar keine Schwierigkeit machte; und also hatten seine Kriegsdienste sehr bald ein Ende.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Diogenes will einem Mädchen die Liebe eingeben, und das Ungefähr bringt ihm eine Sau ins Spiel, die ihm nebst ihren Ferkeln einen Besuch abstattet. — Er reiset nach Hause zu seinem Vater.

Nachdem Diogenes seine Pferde und übrige Equipage verkaufet hatte, begab er sich in eine Stadt, und bezog ein Wirthshaus, aus welchem er an die Parlamentsräthinn schrieb, und sie sehr dringend um Unterstützung bath; allein es war ihr in dieser Zeit von ungefähr

der Jude nebst ihrem Porträt in die Hände gefallen, welches sie wieder ausgelöset hatte. Sie nahm es sehr empfindlich auf, daß es der Philosoph nicht besser geachtet hatte, und antwortete ihm sehr lakonisch: — „Packe er sich zum Teufel!"

Er wußte nicht, was er anfangen sollte; indessen entdeckte ihm seine Schlauheit bald Wege, sich zu helfen. Der Wirth hatte eine ganz hübsche Tochter, und da sie ein beträchtliches Vermögen besaß, gedachte er, das Mädchen nebst dem Geld zu fischen.

Er addressirte sich in vollem Eifer an sie, und stellte ihr sehr nachdrücklich die Ehre vor, daß sie durch ihn eine gnädige Frau werden, eine Kammerjungfer halten, und Mäntel und lange Schleppkleider tragen könnte; allein sie hatte einen Fleischhacker zum Geliebten, und er konnte sie durch alle seine Redekunst nicht so weit bringen, daß sie ihm geneigtes Gehör gegeben hätte. Endlich fiel er auf ein Mittel, von welchem er die beste Wirkung hoffte. Er hatte von einem alten Weibe sprechen gehört, welches allerley übernatürliche Künste verstehen sollte; zu diesem ging er, und bestellte sich etwas, das jemanden die Liebe thun könnte, und dieß Weib gab ihm einen Apfel, mit der Versicherung, daß wenn er solchen seiner Geliebten beybringen könnte, sie bis zur Raserey in ihn verliebt werden, und ihm auf jedem Schritt nachlaufen würde.

Vor Freuden küßte er die Alte, nahm seinen Liebesköder, und eilte damit nach Hause, wo er seiner Geliebten so lange auf allen Stiegen und Gängen zu gefallen ging, bis sie ihm endlich begegnete. Er vertrat ihr sogleich den Weg, fing einen kleinen Discours an, und schenkte ihr den Apfel. Sie wollte ihn nicht so sehr beleidigen, daß sie ihm einen Korb gegeben hätte, und nahm ihn an; doch da sie den Philosophen nicht achtete, setzte sie auch keinen Werth auf sein Geschenk, und warf den Apfel, so bald sie hinunter in den Hof kam, verächtlich von sich. Es zog eben damahls ein großes Mutterschwein mit seinen Färkeln im Hofe herum. Dieses war so glücklich, den weggeworfenen Apfel zu finden, und ohne sich zu bekümmern, von wem er käme, fraß es ihn gierig hinunter, und bey diesem erzeugte er diejenige Wirkung, welche er bey der Tochter vom Hause hatte machen sollen.

Diogenes, welcher nichts gewisser glaubte, als daß ihm das Mädchen eine nächtliche Visite machen würde, ließ, als er zu Bette ging, seine Kammerthür offen, damit er ihr die Mühe erleichtern möchte. Bis gegen Mitternacht lag er schlaflos, und bath die Göttinn der Liebe unter brünstigen Seufzern, daß sie ihm ihr Labsal ein Mahl herführen möchte, als er jähling neben sich etwas grunzen hörte. Es war dieses die Sau, welche sich aus Liebeswuth aus ihrem Stall gebrochen hatte, und

den geliebten Gegenstand ihres Herzens mit dringender Begierde aufsuchte. Plötzlich sprang sie gleich einer Verzweifelten auf sein Lager, tappte ihm mit ihren kothigen Füßen auf dem Leibe herum, und trat ihn dermaßen, daß er vor Schmerzen laut schrie, wobey sie, um ihn zu küssen, mit dem Rüssel dermaßen in seinem Gesichte herum fuhr, daß sie ihm beynahe alle seine Zähne in den Hals gestoßen hätte. Die Ferkel waren indessen auch nicht müßig. Sie stießen den Nachtscherben um, daß der Urin im Zimmer floß, und kirrten so durch einander, als wenn es lauter junge Grasteufel wären.

Diogenes wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Seine garstige Geliebte setzte ihm aus allen Kräften zu, und je mehr er sie mit Händen und Füßen abtrieb, je stärker setzte sie an, bis er endlich aus dem Bette auf die Erde fiel. Hier ging es erst recht los — Mutter und Kinder, deren zwölfe waren, liebkoseten ihn auf eine so gewaltige Weise, und tauchten ihn bald auf diese, bald auf jene Seite, daß er eine Menge Beulen erhielt, und das Bett nicht mehr erreichen konnte, weil er, so oft er sich in die Höhe richten wollte, alsogleich wieder entweder von einigen Ferkeln, oder der Frau Mama, niedergerannt wurde. Sie hätten ihn ganz sicher umgebracht, wenn nicht zum Glück der Hausknecht das Gerumpel gehöret hätte, und, um sich zu un-

terrichten, herbey geeilet wäre. Er wollte die Sau von dem Philosophen abbringen, gerieth aber dadurch selbst ins Gedränge; denn sie warf ihn ebenfalls nieder, und gab ihm einige ziemliche Bisse, worauf er, als er wieder in die Höhe kam, davon lief, und die Mägde weckte, mit deren Hülfe man das rasende Thier bändigte, und wieder nach seinem Stalle brachte.

Da das Schwein ziemlich schmuzig gewesen war, so sah Diogenes sehr unehrwürdig aus, und stank nicht wenig, und sein Bett war dermaßen besudelt, daß er es nicht wieder besteigen, sondern sich waschen lassen, und den Rest der Nacht auf der Streue zubringen mußte. Das Schwein fuhr indessen fort zu toben, und schrie dabey so gewaltig, daß es den andern Tag geschlachtet werden mußte. Niemand wußte die Ursache dieses Auftrittes, außer Diogenes, welcher sich aber sehr hüthete, etwas zu entdecken. Dieser lustige Auftritt machte im Hause viel zu lachen, und auch das Mädchen hatte ihren Spaß damit, bis sie endlich genauer nachdachte, und auf den Argwohn kam, daß vielleicht der Apfel diese Revolte verursachet, und die Rolle des Schweines ihr zugedacht gewesen sey. Von diesem Augenblicke an warf sie einen unversöhnlichen Haß auf den Philosophen, und brachte es bey ihrem Vater so weit, daß er ihn aus dem Hause drängte, und ein anderes Quartier zu beziehen zwang.

Kaum hatte er dieses gethan, so bekam er einen Brief von seinem Vater, welcher seinen Aufenthalt ausgekundschaftet hatte. Er meldete ihm, wie seines Nachbars, des Herrn Baron von Bierzapf, Sohn erst vor kurzem von der Universität zurück gekommen wäre, und von Logik, Metaphysik und andern gelehrten Faxen so viel Wesens machte, daß er es nicht mehr aushalten könnte. Er möchte also so bald als möglich nach Hause kommen, und mit seinen Erfahrungen diesen Großsprecher beschämen.

Er schickte ihm keinen ganzen Wechsel, weil er befürchtete, der junge Herr möchte das Geld durchbringen, und doch nicht kommen; daher erhielt er bloß Anweisungen von Ort zu Ort, wohin er seine Rückreise antreten sollte. Da nun Diogenes sah, daß in der Fremde nichts weiter für ihn zu thun war, und er in Zukunft eine schlechte Rolle spielen würde, so entschloß er sich, seinem Vater zu gehorchen. Um aber ein desto größeres Aufsehen in seinem Vaterlande zu machen, kaufte er sich einen Affen, und zwey grüne Papageyen, die einige englische Wörter sprachen; auch nahm er zwey Engländer als Bediente in seine Dienste, und so machte er sich auf den Weg.

Sein Vater war vom Land in die Stadt gezogen. Wie Diogenes bey ihm ankam, sahen aller Augen auf ihn, und bewunderten ihn. „Was?" sagten sie; „der junge Mensch ist unser Landsmann, und sieht uns nicht im geringsten

mehr gleich? — und sogar Affen und Papageyen hat er mitgebracht, — die noch dazu englisch reden — Ey, ey! da sieht man wohl, wer in der Welt war. — Was wird er erst für Verstand mitgebracht haben? — vermuthlich englischen, wie seine Papageyen — denn er und sie können ja Eine Sprache. — O glücklich! wer in der Welt war, der weiß doch etwas zu erzählen! — Diogenes muß sehr viel wissen — sehr viel!"

Jedermann wartete mit Schmerzen auf seine Erzählungen; allein niemand erfuhr etwas: denn Diogenes sagte: „Man muß mehr denken, als erzählen; und was versteht denn ihr deutschen Michel davon?" — „Ich bin kein Deutscher," sagte er oft, „und mag auch keiner seyn; denn die Deutschen sind die schlechteste Nation in der Welt." —

Er hielt sich meistens zu Engländern, die den Winter in der Stadt zubrachten; allein sie ästimirten ihn wenig, und so auch die Deutschen. Er hielt sich also ganz für sich; und da bald hierauf sein Vater starb, trat er die Güter an, verzehrte seine Renten in Ruhe, und setzte sich auch darüber philosophisch weg, daß man ihn überall einen Sonderling schalt, und als einen englischen Affen auslachte.

E n d e.


Österreichische Nationalbibliothek
+Z178920100



